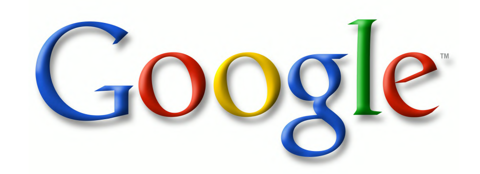
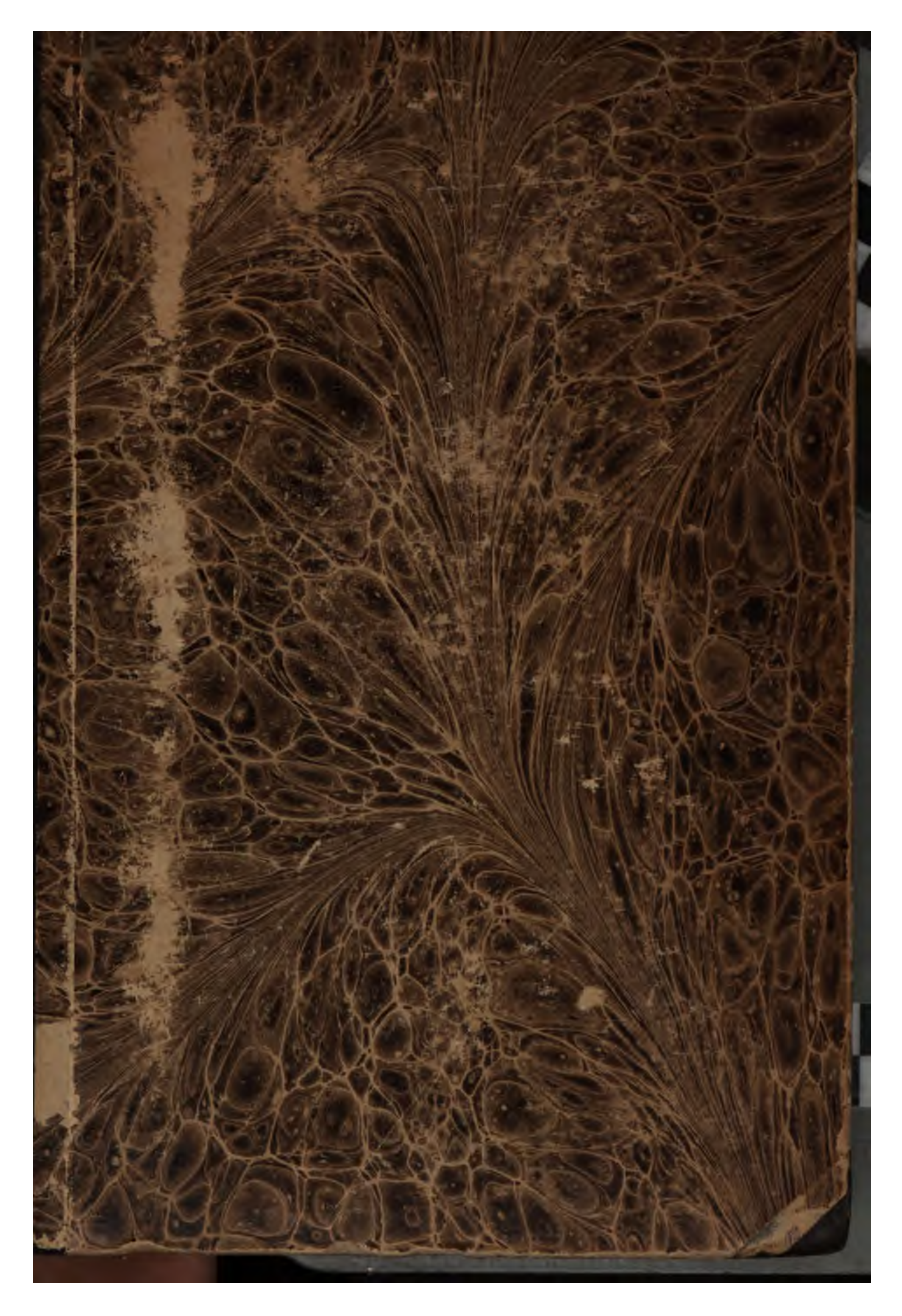
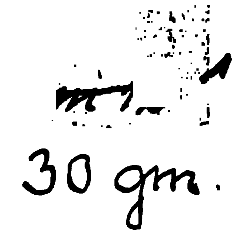


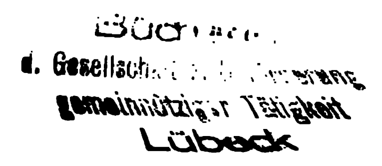



30 gm.


STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

Lebenserinnerungen

Erster Band







(Gemalt von Frz. v. Lenbach.)

Robert von Mohl.

Nach einer Photographie der Photographischen Gesellschaft in Berlin.

Original im Besitze des Sohnes Ottmar von Mohl.

Lebens-Erinnerungen

von

Robert von Mohl

1799—1875

Mit dreizehn Bildnissen

Erster Band



1902

Stuttgart und Leipzig . . .

Deutsche Verlags-Anstalt

Papier und Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Vorwort.

Der Verfasser der vorliegenden Lebenserinnerungen, Robert v. Mohl, geboren am 17. August 1799 zu Stuttgart, bekleidete von 1827 bis 1846 die ordentliche Professur für Staatswissenschaften an der Universität Tübingen; daneben, 1836—1844, das Amt eines Oberbibliothekars; war ferner von 1845—1846 Mitglied der württembergischen Kammer der Abgeordneten.

Von 1847—1861 wirkte er als Professor der Staatswissenschaften in Heidelberg. Er wurde 1857 als Vertreter der Universität in die badische Erste Kammer gewählt; in der Folge zu deren Präsidenten ernannt, gehörte er ihr an bis 1873.

Als Vertreter eines württembergischen Wahlbezirks trat er 1848 in das Deutsche Parlament; vom 9. August 1848 bis 10. Mai 1849 war er Reichs-Justizminister.

Nach Heidelberg zurückgekehrt, wurde der Verfasser 1861 zum Großherzoglich badischen Gesandten am Deutschen Bundestage zu Frankfurt a. M., nach Auflösung des Bundes 1866 zunächst zum Mitgliede der Bundesliquidationskommission und sodann 1867 zum Großherzoglich badischen Gesandten am Königlich bayrischen Hofe ernannt.

Seit 1871 als Präsident der badischen Oberrechnungskammer in Karlsruhe ansässig, nahm er 1874 eine Wahl für den damals nationalliberalen Wahlkreis Donaueschingen zum Deutschen Reichstag an und verstarb zu Berlin am 4. November 1875.

Er hinterließ diese Lebenserinnerungen in einem druckfertigen Manu- skripte, welches er im Jahre 1849 begonnen und im Frühjahr 1874 abgeschlossen hat. Dasselbe ist jetzt als Geschenk in den Besitz der Königlichen Universitätsbibliothek Tübingen übergegangen.

Nachdem nunmehr über ein Vierteljahrhundert seit dem Tode des Verfassers verflossen und die Gefahr der Veraltung für manche Einzel- heiten der Aufzeichnungen nahe getreten ist, dürfte keine Veranlassung mehr vorliegen, dem mehrfach geäußerten Wunsche nach ihrer Veröffentlichung entgegenzutreten.

Herausgegeben und erläutert ist das Werk von dem Unterzeichneten.

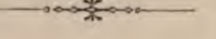
Würzburg, 30. September 1901.

Dr. Dietrich Kerler.

Inhaltsübersicht.

I. Band.

II. Band.



Bildnisse.

Einleitung.

Manchem wird es eine Anmaßung deuchen, daß ein Mann, der nicht in den ersten Reihen seines Volkes stand, es unternahm, Denkwürdigkeiten zu verfassen. Ich sehe dies anders an. Ganz richtig ist es freilich, daß es für Mit- und Nachwelt eine hervorragende Bedeutung hat, wenn ein großer Staatsmann oder Feldherr von seinen Thaten berichtet, wenn ein großer Dichter oder Philosoph die Entwicklung seiner Gedanken und seiner Werke erzählt, selbst wenn jemand, Mann oder Frau, welcher sein Leben inmitten der großen Gesellschaft einer tonangebenden Stadt zugebracht hat, merkwürdige Personen oder Vorfallenheiten aus eigner Anschauung schildert. Aufzeichnungen dieser Art gehören zu den besten Schätzen des gesamten Schriftentums eines Volkes. Aber es giebt auch noch Raum für andre Mitteilungen über Lebenserfahrungen. Wenn einem Manne auch nichts Außerordentliches in seinem Leben begegnet ist, er nichts Ungewöhnliches geleistet hat, auch seine Umgebungen nicht von ausnahmsweiser Art waren, so kann doch eine aufrichtige und ins einzelne gehende Schilderung dessen, was er gesehen und gethan hat, von mannigfachem Nutzen sein und ansprechen. Dies aber, so wunderlich es vielleicht lauten mag, weniger in seiner eignen Zeit und für Mitlebende, denn als Stoff für künftige Geschichtschreiber.

Für jene hätten solche Darstellungen hauptsächlich den Reiz der Neugierde und vielleicht der Schadenfreude an abgünstigen Urteilen. Anders in späterer Zeit und zu ernstem Gebrauche.

Die großen Haupt- und Staatsaktionen in Kabinett, Kirche und Lager und die hauptsächlichsten geistigen Leistungen einer Nation finden allerdings immer ihre Beschreibungen, allein teils werden sie erst recht verständlich, wenn man auch die Anschauungen und Erfahrungen von Nebenpersonen kennt, welche zwar nur das Einzelne und das Kleinere schildern, aber eben dadurch den richtigen Hintergrund und eine frische Färbung geben, teils handelt es sich in der Welt nicht bloß von solchen allmächtigen Begebenheiten; auch das tägliche Gebaren der Menge, ihr Streben, Genießen und Leiden hat seine Berechtigung und Bedeutung. Wir alle wissen

nun aber, wie schwer und großenteils unmöglich es ist, sich einen deutlichen Begriff von dem gewöhnlichen Leben und von den Zuständen der mittleren und unteren Klassen eines Volkes in einer gegebenen früheren Zeit zu machen. Hierüber fehlt es in der Regel an Nachrichten, und wenn etwa spätere Geschichtschreiber aus vereinzelten Zügen, welche sie mühselig zusammensuchen und mit mehr oder weniger Scharfsinn und Glück ein Bild dieser, zwar nicht durch ihre Einzelheiten, aber durch ihre Masse wichtigen Lebensgestaltungen zu entwerfen suchen, so laufen sie Gefahr, Besonderes zu verallgemeinern, den rechten Zusammenhang zu übersehen, einzelne Farben zu stark aufzutragen und dadurch ein zwar kunstreich zusammengesetztes und schriftstellerisch vielleicht bewundernswertes, allein der Wirklichkeit wenig entsprechendes, jedenfalls dieselbe nicht erschöpfendes Bild zu geben.

Man lächle nicht darüber, daß auf diese Weise einem so unscheinbaren Erzeugnisse, wie die gegenwärtigen Aufzeichnungen sind, Aussicht auf Dauer und auf Benutzung in künftigen Jahrhunderten gegeben werden wolle. Sei es nun, daß nur die Handschrift in irgend eine Büchersammlung kommt, oder daß diese Aufzeichnungen von irgendwem dem Drucke übergeben werden: immerhin ist es möglich, daß sie sich erhalten und von einem Befähigten einstens benutzt werden. Das Belehrende und Merkwürdige an solchen eignen Lebensbeschreibungen ist ja nicht sowohl das, was der Verfasser geben will, noch weniger, was er selbst war und that, sondern was er ohne eignes Wissen von Gewohnheiten und Anschauungen seiner Zeit erwähnt.

Ich will sogar so wenig für die Jetztzeit schreiben, daß ich vielmehr das bestimmte Verlangen an meine Erben hiermit richte, die Handschrift erst dann (falls überhaupt) zu veröffentlichen, wenn voraussichtlich die in diesen Aufzeichnungen besprochenen Personen sämtlich nicht mehr am Leben sind. Denkwürdigkeiten solcher Art haben nur einen Wert durch ihre volle subjektive Wahrheit. Diese kann dann aber nicht anders als durch Urteile und durch Thatsachen manchfach verletzen. Solches zu vermeiden ist mein entschiedener Wunsch; ich will nicht weh thun, nicht mich rächen; ich habe kein Richteramt, sondern möchte nur an sicherem Orte und bis zu unschädlicher Zeit niederlegen, wie ich Dinge und Menschen erlebt habe.

Hieraus ergiebt sich auch das Verhalten zu den in meinem Besitze befindlichen Briefen dritter. Ich bewahre sorgfältig eine vollständige Sammlung der an mich seit meinen Universitätsjahren geschriebenen Briefe. Von diesen gedenke ich jedoch keinerlei Gebrauch zu machen. Meine Ansicht von dem Werte einer Briefsammlung ist zwar dieselbe, wie die von der Bedeutung von Denkwürdigkeiten. Die Briefe auch von minder bedeutenden Menschen und an eine an sich gleichgültige Person enthalten —

natürlich Verständigkeit und Bildung vorausgesetzt — einen Schatz von geschichtlichem Stoffe, wenn sie sich über eine längere Reihe von Jahren erstrecken. Es liegt ja in der Natur der Sache, daß sie über die Zustände des geistigen, wirtschaftlichen und politischen Lebens einer Zeit eine Menge von Mitteilungen enthalten, welche zur Gewinnung eines richtigen Bildes viel beitragen können. Aber ich halte es für durchaus unerlaubt, die zur Veröffentlichung nicht bestimmten Mitteilungen andrer, sei es, daß sie noch leben oder erst vor kurzem gestorben sind, bekannt zu machen.

Meines Bedünkens dürfen solche Briefsammlungen von Privaten nur dadurch für künftige Benutzung erhalten werden, daß sie in einem Familienarchive aufbewahrt oder, in Ermangelung eines solchen, einer öffentlichen Sammlung übergeben werden unter der Bedingung einer erst in viel späterer, genau zu bezeichnender Zeit erlaubten Eröffnung. Hierfür werde ich denn sorgen.

Diese meine Lebenserinnerungen sind bruchstückweise und keineswegs in chronologischer Ordnung im Laufe von fast fünfundzwanzig Jahren (1849—1874) entstanden. So kann es kaum anders sein, als daß sie den Stempel sehr verschiedener Stimmung, sehr verschiedener Lebenserfahrung und wohl auch verschiedener Geisteskraft an sich tragen. Von einer künstlerisch-schriftstellerischen Einheit kann also nicht die Rede sein; hoffentlich läßt jedoch das in so weit auseinander stehenden Zeiträumen Gedachte und Geäußerte eine Gleichförmigkeit der Grundanschauungen über Recht und Unrecht, Wahrheit und Lüge, Gesittung und Roheit nicht vermissen. Jedenfalls soll aber die Hinweisung auf die Entstehungsweise nur als Erklärung und nicht als Entschuldigung von Fehlern der Arbeit dienen. Eine solche würde mit Recht nicht bewilligt werden, da ja keine Nötigung zu dem ganzen Unternehmen vorlag. Nur noch eins. Mein Gedächtnis wird mich ohne Zweifel nicht selten getäuscht haben; dieser oder jener erzählte Vorgang ist vielleicht nicht in der ganz richtigen Zeitfolge erzählt oder in einen falschen Kausalzusammenhang gebracht. Daß dieses Mängel sind, ist klar, aber versichern darf ich, daß absichtlich nichts verschoben oder verfälscht ist und daß ich nur den Eindruck gebe, wie er sich bei mir selbst erhalten hat.

Karlsruhe, Frühjahr 1874.

Mohl.

Erstes Buch.

Die Familie.

Ich habe das Glück, sowohl von väterlicher als mütterlicher Seite, aus einer nicht bloß ehrenwerten, sondern angesehenen, nach Landesverhältnissen wohlhabenden und zum Teil berühmten Familie abzustammen. Ich nenne dies ein Glück, nicht weil es der Eitelkeit schmeicheln kann, sondern weil es mich im Leben vielfach förderte und aufmunterte.

Meine väterliche Familie ist jedenfalls seit mehreren Jahrhunderten in Württemberg ansässig.[1]) Sie soll aus Böhmen, nach andern Nachrichten aus Ungarn wegen Religionsverfolgung ausgewandert sein, und noch jetzt scheint in Litauen eine gräfliche Familie unsers Namens zu bestehen, welche sich als zum nämlichen Stamme angehörig ansieht, obgleich sie jetzt ein andres Wappen führt.[2]) Es besteht noch ein im Besitze eines andern Zweiges der Familie befindlicher Wappenbrief, ausgestellt von Kaiser Rudolf im Jahre 1608, in welchem bezeugt ist, daß das Wappen der Familie verliehen sei wegen der Verdienste, „welche Jakob Mohl um das heilige römische Reich haben könne, auch möge“. Diese Begründung eines Rechtes durch die bloße Möglichkeit von Verdiensten ist sprichwörtlich in der Familie geworden und hat manchen Scherz veranlaßt. — Ein freilich etwas fabelhafter gedruckter Stammbaum, welchen ein Zufall mir in die Hände geführt hat, dessen Ursprung und weiteren Zusammenhang ich aber nicht habe auffinden können, führt sogar meine Abstammung auf Karl den Großen und seine im Mainzer Dom begrabene Gemahlin Fastrade zurück. Von den Kammergütern der Karolinger ist allerdings bis auf mich nichts gekommen, und sie mögen in den dazwischenliegenden voreltерlichen Häusern der Herzoge von Schwaben, der Zähringer

[1]) In die „Stammtafeln des Adels des Großherzogtums Baden. Ein neu bearbeitetes Adelsbuch von E. von der Becke-Klüchtzner. Baden-Baden 1886“ ist S. 284—285 der Stammbaum der Familie v. Mohl aufgenommen. Er beginnt mit Jakob Mohl, Bürgermeister in Neuffen, der im Jahre 1608 den oben erwähnten Wappenbrief erhielt. Vgl. auch v. Georgii-Georgenau, Biogr.-genealog. Blätter 589—590.

[2]) Kneschke, Adelslexikon V. 325—326, verzeichnet ein schlesisches und ein kurländisches adeliges Geschlecht v. Mohl.

und der Helfensteiner hängen geblieben sein. Die Illustration der Mohlschen Familie ist übrigens, trotz dieser erlauchten Abstammung, eine ganz neue. Soweit ich von meinen ehrenwerten Vorfahren etwas in Erfahrung gebracht habe, waren sie württembergische Beamte und Geistliche, von denen keiner irgend etwas gethan hat, was die Geschichte meldete. Erst mein Vater hat eine höhere Stellung und einen zu seiner Zeit viel genannten Namen erworben.

Der eigentliche Ruhm der Abstammung von väterlicher Seite beruht auf der Herkunft von Johann Jakob Moser. Meine Großmutter Mohl war eine Tochter desselben;[1]) er ist somit mein Urgroßvater und sein Sohn Friedrich Karl mein Großoheim.

Die Familie meiner Mutter kann, meines Wissens wenigstens, in früheren Generationen besondere Berühmtheit oder sonstige Auszeichnung nicht in Anspruch nehmen. Erst mit meinem Großvater Autenrieth ist sie bekannt und bedeutend geworden. Er selbst, ein Mann von den seltensten Geistesgaben, starb als württembergischer Geheimer Rat und Vorstand des Finanzdepartements (Kammerdirektor); und noch jetzt sind einige seiner Schriften gekannt und geachtet. So namentlich in weiterem Kreise eine Abhandlung über Güterteilung;[2]) unter den württembergischen Praktiken aber einige für ihre Zeit treffliche ausführlichere Schriften über Gegenstände der inneren Verwaltung. Einer seiner Söhne, also meiner mütterlichen Oheime, war der berühmte Arzt Kanzler Autenrieth in Tübingen.

Sowohl in meiner väterlichen, als namentlich in meiner mütterlichen Familie befanden sich zu meinen Lebzeiten mancherlei wunderliche und einige sehr bedeutende Menschen. Ich will, ehe ich zu meinen eignen Erlebnissen übergehe, versuchen, kurze Schilderungen von denselben zu entwerfen, da sie teils die Umgebungen, in welchen ich aufwuchs, und die geistige Atmosphäre, in welcher ich lebte, näher bezeichnen, teils einen Beitrag zur Kenntnis württembergischer Zustände in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts geben mögen. Aus dem letzteren Grunde wird denn auch vielleicht eine mehr als nötig scheinende Ausführlichkeit Erklärung und Entschuldigung finden.

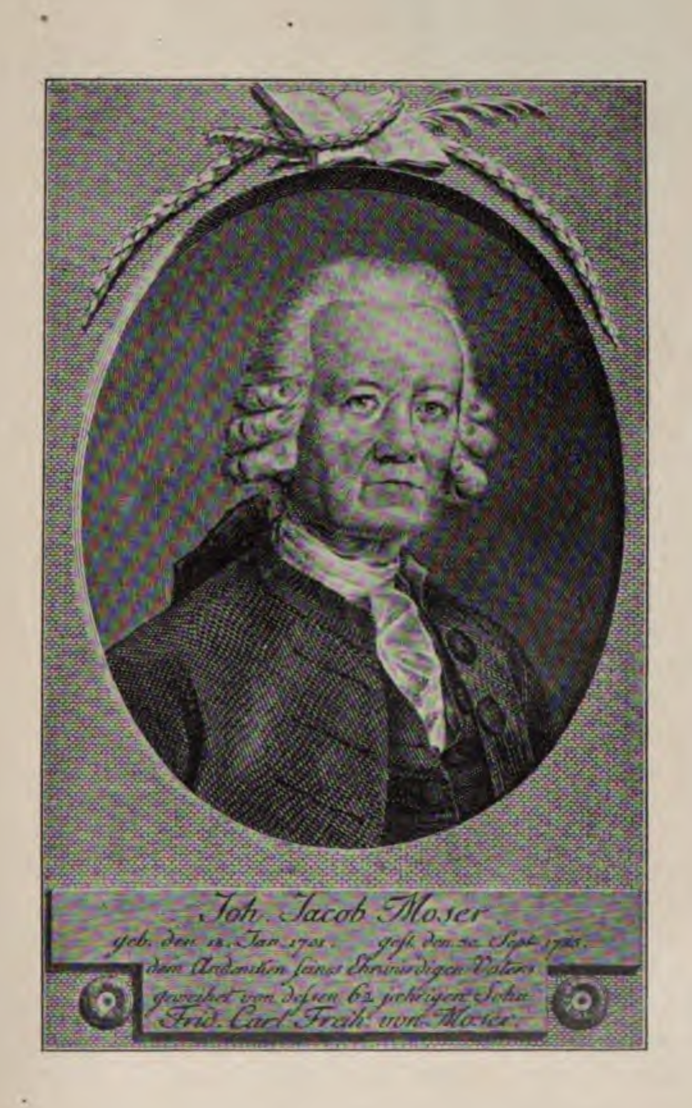
Von den beiden Mosern kann ich natürlich aus eigner Erinnerung nichts berichten. Johann Jakob war schon eine Reihe von Jahren vor meiner Geburt gestorben;[3]) und ich habe auch etwas Bedeutenderes, was

---

[1]) Christina Beate.

[2]) Die Schrift führt den Titel „Die uneingeschränkte Zertrennung der Bauerngüter" und erschien zu Stuttgart 1780. Nach seinem Tode 1800 wurde aus seinem Nachlaß 1805 herausgegeben „Einleitung in die Praxis eines Rechnungsbeamten" und „Einleitung in das württembergische Rechnungswesen".

[3]) Im Jahre 1785, also 14 Jahre vorher.


Joh. Jacob Moser
dem Andenken seines Ehrwürdigen Vaters
geweihet von dessen 62 jährigen Sohn
Frid. Carl Freih. von Moser

nicht schon aus seiner bekannten eignen Lebensgeschichte[1]) zu ersehen wäre, durch Familienüberlieferung nicht in Erfahrung gebracht. Darin stimmten die Erzählungen meines Vaters und einiger seiner älteren Schwestern, welche den Großvater noch besser gekannt hatten als er, überein, den alten, berühmten Staatsgelehrten als fast kindlich weltunerfahren, dabei aber von großer Freundlichkeit und reinlichster äußerer Erscheinung darzustellen. So wie mein Vater sich seiner erinnerte, lebte er allein in einem kleinen, noch stehenden Hause in Stuttgart,[2]) den ganzen Tag mit Schreiben beschäftigt. Ein Mittelpunkt für die Familie war er nicht, da sein kleiner Haushalt lediglich auf seine Person berechnet und beschränkt war. Mein Vater pflegte zu sagen, daß er schon aus dem Grunde nicht glaube, es habe jemals eines der Kinder oder Enkel bei ihm gespeist, weil er sicher nicht weiter als einen silbernen Löffel besessen habe. Mit der Regelmäßigkeit, welche er in seiner Lebensbeschreibung selbst schildert, ging er täglich in derselben feinen, aber außer aller Mode stehenden braunen Kleidung nachmittags eine Stunde in der Stadtallee spazieren und kam dann ebenso regelmäßig zu meiner Großmutter Mohl, um dort seinen Kaffee zu nehmen. Da er es sich zum Grundsatze gemacht hatte, nicht weiter als eine Tasse von diesem seinem Lieblingsgetränk zu genießen, so war alles Zureden zur Annahme von weiterem vergeblich, wohl aber ließ er sich gefallen, daß man eine eigne, ungeheure Tasse für ihn in der Porzellanfabrik bestellte. Noch zu meiner Zeit standen in der Familie bei allen seinen Enkeln die Besuche in schlimmem Angedenken, welche sie der Reihe nach täglich bei ihm machen mußten, um ihm eine Zeitung zu bringen. Der alte Mann sei zwar, so lautete die einstimmige Aussage, sehr freundlich gewesen, habe aber jedesmal dem Boten zur Belohnung ein Stück Zuckerbackwerk gegeben, welches er zu Anfang des Jahres in der gehörigen Anzahl von Exemplaren eingekauft und für diesen Zweck aufbewahrt habe. Da er nun verlangte, daß der Enkel in seiner Gegenwart sogleich das Geschenk verzehre, und das hart und schlecht schmeckend gewordene Backwerk natürlich dem verwöhnten Gaumen des Kindes nicht mundete, so sei es keine kleine Aufgabe der Mutter gewesen, den Diensteifer unter den kleinen Ordonnanzen in Ordnung zu halten. — Von der Unbekümmertheit Johann Jakob Mosers um Geld und von seiner Unbekanntschaft mit dem Werte desselben wurden einige bezeichnende Anekdoten erzählt; zum Beispiel: wenn sein auf großem Fuße lebender Sohn Friedrich Karl den Vater zu besuchen kam, so brachte er Wagen und Pferde und verschiedene Arten von Bedienten mit sich. Von einem Unterbringen derselben in dem winzigen Häuschen des Vaters

---

[1]) Erschienen im Jahre 1768, dann in 3. Auflage und 4 Teilen 1777—1783.
[2]) Lindenstraße 14.

war keine Rede, und so wurde denn die Tochter Mohl gebeten, den vornehmen Bruder in ihrem geräumigen Hause unterzubringen. Wenn er nun vier oder sechs Wochen mit Mann und Roß dagewesen war, so kam der Vater, um sich bei der Tochter für die Abnahme der Einquartierung zu bedanken, und hierbei gab er ihr mit freundlicher Zuversicht als eine Entschädigung für einen Aufwand, der eigentlich ihn hätte treffen sollen, einen Kronenthaler.[1]) Dies war aber nicht etwa Geiz; im Gegenteil war Johann Jakob Moser sehr freigebig gegen seine Kinder. Da sich bei ihm, bei seinem höchst einfachen Leben und verhältnismäßig bedeutenden Einnahmen Geld ansammelte, so verteilte er gelegentlich bei Lebzeiten größere Summen unter sie. Als ein bezeichnender Gegensatz zwischen Vater und Sohn wurde in dieser Beziehung erzählt, daß der alte Johann Jakob einst in sprachloses Erstaunen verfallen sei, als ihm nach einer solchen Verteilung, bei welcher jedes der Kinder einige tausend Gulden erhalten hatte, der Sohn aus Darmstadt schrieb: Er danke ihm für diese rechtzeitige Sendung, von der er hoffe, daß sie zu den Vergoldungen seines im Bau begriffenen Gartenpavillons ausreichen werde.

Noch möchte ich erwähnen, daß Johann Jakob Moser trotz der unermeßlichen Zahl seiner Druckschriften[2]) doch noch vollständig ausgearbeitete Handschriften hinterlassen hat. Ich erinnere mich, als Knabe ein sehr umfangreiches, höchst reinlich geschriebenes Werk über Südamerika in der Hand gehabt zu haben, von welchem mir gesagt wurde, daß es der Urgroßvater vollständig hinterlassen habe. Ich habe nicht in Erfahrung bringen können, wohin dasselbe später gekommen ist.

Auch von Friedrich Karl v. Moser kann ich keine persönliche Erinnerung haben. Wie diese aber auch wäre, in keinem Falle könnte sie ersetzen, was ich, freilich unzurechnungsfähig, dazu beigetragen habe, von seiner Lebensgeschichte und seiner geistigen Hinterlassenschaft zu vernichten. Nachdem schon früher, in einem ganz unverständigen Zornesanfall, der leidenschaftliche Mann den ganzen lebenslänglichen Briefwechsel mit seinem Vater selbst verbrannt hatte, damit niemand in die Versuchung komme, eine doch unmögliche Lebensgeschichte desselben zu schreiben, war immerhin noch ein beträchtlicher Rest von Briefen an ihn übrig geblieben. Von welcher Bedeutung derselbe war, mag der Umstand beweisen, daß ich mir ganzer Päcke von Briefen Herders, Bernstorffs und ähnlicher Männer erinnere. Diese Briefe wurden leider nach dem Tode meines Großvaters Mohl an

---

[1]) Nicht volle 5 Mark nach jetzigem Geld.

[2]) Eine Liste der bedeutenderen Druckschriften hat auf Grund der von Moser selbst verfaßten Verzeichnisse seiner gedruckten Werke Oskar Wächter als Anhang seiner Biographie „Johann Jakob Moser ... 1885" beigegeben. v. Mohl spricht von „vielleicht 500—600 Bänden" in der unten S. 11, Anm. 3 angeführten Schrift II. 406.


Friedrich Karl Freyherr von Moser,
geb. 1723.
Prophet, Apostel, Martyrer und Bekenner der
politischen Kirche.

einem Orte aufbewahrt, zu welchem wir Jungen uns Zutritt verschaffen konnten; so kam es, daß wir die ganze Sammlung mit unsern Gespielen zu einer Reihe von großen Papierdrachen verarbeiteten. Als die Sache entdeckt wurde, war das Unglück geschehen. Eine größere Anzahl von Auszügen und kurzen Bemerkungen, welche sich Friedrich Karl v. Moser über verschiedene Gegenstände des staatlichen und sittlichen Lebens gemacht hatte, und welche später in meinen Besitz gekommen waren, habe ich der Handschriftensammlung der Tübinger Universitätsbibliothek beigefügt, damit sie kein ähnliches Schicksal betreffe. Besonderer Charakterzüge Friedrich Karl v. Mosers, welche sich etwa in der Familie erhalten hätten, weiß ich mich nicht zu entsinnen, — nur so viel ist mir als Eindruck geblieben, daß von meinem Vater und seinen Geschwistern der Onkel zwar als ein höchst begabter Mann verehrt war, er aber mehr das Gefühl der Scheu und Furcht als der Zuneigung erweckt hatte. Meine Mutter, welche ihn in den letzten Jahren vor seinem Tode [1]) kennen gelernt hatte, sprach von ihm gerne als von einem Manne sehr vornehmer Haltung, großer Lebendigkeit und überhaupt höchst interessanter Erscheinung; aber auch sie hatte keine Neigung zu ihm gewinnen können.

Meine Auffassungen von der geistigen und sittlichen Bedeutung der beiden Moser habe ich in einem ausführlicheren Aufsatze entwickelt, welcher im Jahre 1846 in den damaligen „Monatblättern zur Allgemeinen Zeitung“ [2]) erschienen, später von mir im wesentlichen in den zweiten Band meiner „Geschichte und Litteratur der Staatswissenschaften“ aufgenommen worden ist. [3]) Die erstere Bearbeitung enthält auch den wenig umfangreichen Nachlaß an Briefen, welcher die verschiedenen Zerstörungen überlebt hat, namentlich Briefe Friedrich Karl Mosers an meinen Vater. Ich habe nicht nur immer selbst geglaubt, daß dieser Aufsatz eine meiner gelungensten schriftstellerischen Arbeiten sei, sondern auch mehrfältig dasselbe Urteil von andern gehört.

Der Mannsstamm Johann Jakob Mosers ist längst vollkommen erloschen. Der Letzte war ein Sohn Wilhelms v. Moser, ein begabter und liebenswürdiger junger Mann, welcher in badischen Diensten stand — zwei Schwestern haben denselben lange überlebt —, und ich habe sie oft in meinem elterlichen Hause gesehen, auch sie einmal als Student von Heidelberg aus besucht. Sie lebten in Karlsruhe, wo eine derselben Hof-

---

[1]) Friedrich Karl v. Moser starb 10./11. November 1798 in Ludwigsburg, wohin er im Jahre 1790 von Mannheim übersiedelt war (vgl. Allgem. deutsche Biographie XXII. 779).

[2]) S. 357—382.

[3]) Bd. II. S. 401—424.

dame war; früher hatte dieselbe die Erziehung der nachmaligen Kaiserin von Rußland, der Gemahlin Alexanders I. [1]) geleitet.

Von den beiden Schwestern war die eine lebhaft, geistreich und klein und mit meiner Mutter sehr befreundet; die andre, die ehemalige Hofmeisterin, war das vollständige Bild einer Duenna, wie man eine solche nur in der Komödie sehen kann. Groß, mager, steif wie ein Ladestock, immer mit rauschendem Brokat oder dergleichen angethan, war sie eine Verkörperung des Anstandes und der Langweile. Im übrigen blieb ihr die Kaiserin lebenslang zugethan und meines Wissens in regelmäßigem Verkehr mit ihr. Bei meinem eben erwähnten Studentenbesuche machten mir die beiden alten Fräulein eine Zumutung, welche mir immer als der Gipfel der Absurdität erschienen ist. Sie zeigten mir nämlich ein ganzes Zimmer voll Moserscher Familienbildnisse und hielten mir dann eine lange Rede, in welcher sie mir auseinandersetzten, daß ich, in Ermangelung eines Mosers, dazu berufen sei, das Gedächtnis der Familie zu bewahren. Ich erwartete natürlich, daß sie mit der Erklärung, mir alle diese Bildnisse zu hinterlassen, schließen würden; allein die unerwartete Nutzanwendung der Ermahnung war, daß ich in der Versteigerung nach ihrem einstigen Tode diese Bilder um jeden Preis erkaufen möchte. Ich machte natürlich keinen Anspruch auf ihr Vermögen, obgleich sie keine näheren Verwandten hatten; allein einem Studenten mitzuteilen, daß er werde enterbt werden, dagegen die sittliche Verpflichtung habe, eine ganze Galerie à tout prix zu kaufen, kam mir doch gar zu wunderlich vor. Ich beschloß daher alsbald, nichts dergleichen zu thun, und habe den Vorsatz auch gehalten, vielleicht ungeschickterweise, da gute Bilder darunter gewesen sein mögen. Was aus denselben geworden ist, weiß ich nicht.

Ich komme nun zu meinen Großeltern väterlicher und mütterlicher Seite. Von meinen Großeltern Mohl weiß ich etwas Bedeutenderes nicht zu sagen. Mein Großvater [2]) war ein Beamter gewöhnlichen Schlages, soviel ich glaube und weiß, ohne besonderes Wissen und Talent. Er war bis zur Errichtung des Königreichs Württemberg Mitglied der Verwaltungsbehörde für das altwürttembergische Kirchenvermögen. Dieser Kirchenrat war eine von der Regierung ziemlich unabhängige Behörde, welche sich bequem genug eingerichtet hatte. So zum Beispiel hielt er einen kleinen Marstall, damit die Herren Referenten die kirchenrätlichen Güter und Waldungen mit Anstand und Bequemlichkeit besuchen könnten. Aus den Teichen der Klöster wurden Fische, von den Förstern Wild geliefert, und so fort. Und auch wir Enkel hatten mancherlei Freude und

---

[1]) Die Prinzessin Elisabeth (vorher Luise Marie) von Baden.

[2]) Karl Gottlob v. Mohl, geb. 1727, gest. 1802, Kirchenrats-Expeditionsrat.

Genuß von diesen Einrichtungen, über welche freilich heutzutage einem geordneten Finanzminister oder pflichtgetreuen Landstande die Haare zu Berge stehen würden. — Ich erinnere mich meines Großvaters hauptsächlich nur in seinem hohen Alter, wo er völlig erblindet in einem altertümlichen, Sommer und Winter bis zum Ersticken geheizten Zimmer saß, täglich zu bestimmter Stunde von meinem Vater besucht.

Meine Großmutter Mohl, die Lieblingstochter Johann Jakob Mosers, starb schon früher, und ich habe keine andre Erinnerung von ihr, als daß sie klein und freundlich war und alle Nachmittage, welche Gott in das Land kommen ließ, mit andern alten Frauen im Pochbrette spielte, was denn freilich auch kein großes geistiges Bedürfnis zu beweisen scheint.

Merkwürdig genug habe ich die Bildnisse der beiden alten Leute, deren Anfertigung ich als Kind selbst mitangesehen hatte, im Jahre 1844 in Kiel in einem Gasthause entdeckt und vom Wirte erworben.[1])

Bedeutendere Menschen jedenfalls als meine Großeltern väterlicherseits waren die Eltern meiner Mutter. Den alten Geheimen Rat Autenrieth habe ich zwar selbst nicht mehr gekannt, da er starb,[2]) als ich kaum ein Jahr alt war; allein nach allen Nachrichten über ihn in der Familie und außerhalb derselben war er ein höchst begabter, aber auch sehr leidenschaftlicher Mann. Ohne eine eigentlich wissenschaftliche Erziehung gehabt zu haben, bildete er sich zu einem der ersten Staatswirte seiner Zeit aus, und namentlich sollen auch seine Vorlesungen an der Karlsakademie vorzüglich gewesen sein. Dieselben nahmen aber ein jähes Ende. Als Autenrieth eines Tages etwas spät in die Vorlesung gehen wollte, begegnete ihm unterwegs ein Pedell mit der Benachrichtigung, der Herr Intendant schicke ihn, um sich zu erkundigen, ob der Herr Hofrat unwohl seien; der durch diese pedantische Rücksichtslosigkeit Verletzte kehrte auf dem Fuße um und erklärte mit einer unhöflichen Meldung an den Intendanten, daß er niemals mehr die Akademie betreten werde. Daß ein so kurz angebundener und sich so sehr fühlender Mann im Staatsdienste manche unliebsame Erfahrungen zu machen hatte, versteht sich von selbst; doch mag hier nur einer, freilich der bedeutendsten, Thatsache Erwähnung gethan sein. Autenrieth, damals schon in höherem Alter, zerfiel mit dem Herzog Ludwig Eugen von Württemberg während dessen kurzer Regierung. Da er nun überdies von dem Vordringen der französischen Revolution das Schlimmste fürchtete, faßte er plötzlich den in jener Zeit fast fabelhaften

---

[1]) Der Verfasser beschreibt den Vorgang unten in der Schilderung seiner Reise nach Königsberg 1844.

[2]) Am 28. März 1800; vgl. Allgem. deutsche Biographie I. 693, wo man auch Näheres findet über den höchst eigenartigen Mann und seinen merkwürdigen Lebensgang.

Entschluß, nach Amerika auszuwandern, um sich dort anzukaufen. Er ging in Begleitung zweier seiner Söhne nach Pennsylvanien, durchzog das damals noch wenig im Innern bevölkerte und bebaute Land nach allen Richtungen, kam aber nach anderthalb Jahren, sehr enttäuscht über die dortigen Zustände, wieder zurück. In Hamburg traf er dann, da indessen ein Regierungswechsel in Württemberg eingetreten war, zu seiner Ueberraschung und Befriedigung den Antrag des neuen Herzogs, als Geheimer Rat und Kammerdirektor in den Dienst zurückzukehren. In der Familie scheint er sich weniger Neigung als Achtung und Scheu erworben zu haben; seine gewöhnliche Stimmung war nach allen Erzählungen keine glückliche und für die Umgebung behagliche. Manches in seinem Leben und Betragen und in dem seiner Nachkommen läßt sich daraus vielleicht erklären, daß in früheren Generationen in seiner Familie Geisteskrankheit gewesen sein soll. Davon war allerdings bei ihm keine Rede mehr, vielmehr blieb die geistige Eigentümlichkeit bei ihm auf der Grenze der Genialität stehen. Allein manche seiner Wunderlichkeiten und vielleicht auch die noch einiger andern Familienmitglieder mögen doch noch ein leiser Anklang an diese Geistesbeschaffenheit seiner Voreltern gewesen sein.

Von seiten der Uneigennützigkeit und Pflichttreue hat Autenrieth das beste Lob hinterlassen. Er war eine Zeit lang eifriger Freimaurer gewesen, bis er, wie er meinte, Charlatanerie und Betrug entdeckte.

Meine Großmutter Autenrieth war die Tochter eines protestantischen württembergischen Prälaten Ramsler und hatte nach zwei Seiten hin sehr verschiedene Arten von Verwandten. Einerseits waren allerlei Prälaten in der Familie, andrerseits war der seinerzeit so berühmte Stallmeister Oberst v. Bühler[1]) ihr Schwager, und diese Beziehung zu der hohen Reitkunst blieb nicht ohne Einfluß auf das Schicksal der Familienmitglieder. — Meine Großmutter, welche erst starb, als ich fast 30 Jahre alt war, und die ich daher sehr wohl gekannt habe, war eine sehr kleine, sanfte und beständig sehr reinlich gekleidete Frau. Meine Eltern lebten, bis mein Vater im Jahre 1819 als Regierungspräsident nach Ellwangen kam, in dem großelterlichen Hause, und wenn sie auch eine getrennte Haushaltung führten, so war doch eine so enge Verschmelzung der beiden Familien, daß wir Kinder reichlich die Hälfte unsrer freien Zeit bei der Großmutter zubrachten, wo wir zwar weniger lärmen durften, dagegen aber manches Gute genossen, was die strengere Mutter uns nicht gewährt hätte. Die gute Großmutter war so recht der Mittelpunkt der ganzen

[1]) Adolf Christoph v. Bühler. Er wurde wegen seiner Reitkunst, seiner Geschicklichkeit in der Pferdedressur und seines vorzüglichen Reitunterrichts in den Reichsritterstand und sogar in den Reichsfreiherrnstand erhoben (v. Georgii-Georgenau, Biogr.-genealog. Blätter 93).

Familie, und da es in dem alten, geräumigen Hause an Gelaß nicht fehlte, so kamen auch die nicht in Stuttgart wohnenden Kinder und Enkel zu häufigem und oft lange dauerndem Besuche. Letzteres allerdings nicht immer zu unserm, der im Hause Eingebürgerten, Vergnügen. Nur für uns Enkel — denn sie selbst kam fast nie hin — hatte die Großmutter einen großen Garten vor dem Thore, der für unsre Näschereien und zu unsern Spielen diente. Innerhalb meiner Erinnerungen hatte die Großmutter das Ausgehen aus dem Hause beinahe ganz aufgegeben, und sie brachte ihre Zeit hauptsächlich mit Lesen, namentlich französischer Werke, und in der Gesellschaft meiner Mutter zu. Besuche kamen nicht viele, meistens Verwandte. Von letzteren war ein nicht sehr erfreulicher Bestandteil der Staatsminister Graf Reischach, welcher eine Nichte meiner Großmutter, eine Tochter des oben[1]) erwähnten Obersten v. Bühler, in zweiter Ehe geheiratet hatte, aber eine höchst unglückliche Ehe mit ihr führte. Ich bin oft Zeuge der peinlichsten Auftritte gewesen, in welchen der schwache, gealterte Mann seine ganze trostlose Hilflosigkeit auf eine widrige Weise zeigte und sich trotz der oft rauhen Anmahnungen der Tante zu nichts ermannte. Ein andrer häufiger Besucher bei der Großmutter war der Finanzminister Weckherlin,[2]) früher ein Untergeordneter und Zögling des Geheimen Rates, welchem er ein lebenslängliches dankbares Andenken bewahrte. Sein Name ist in der Regierungsgeschichte der Könige Friedrich und Wilhelm von Württemberg oft genannt, mit zweifelhaftem oder vielmehr mit geteiltem Urteile. Niemand bestritt ihm ein großes Talent und die genaueste Kenntnis des württembergischen Staatshaushaltes; allein er war im höchsten Grade verhaßt wegen der von ihm eingeführten fiskalischen Maßregeln, so daß er sehr allgemein als „Galgen-Weckherlin“ bezeichnet wurde. Außerdem stand er in dem Rufe, in echter württembergischer Schreiberart nicht unzugänglich für Geschenke zu sein. Hierüber waren die ergötzlichsten Geschichten im Umlaufe. So zum Beispiel, daß er einer Bauernfrau, welche ihm, nachdem er Finanzminister geworden war, einen Topf Butter habe bringen wollen, vornehm abwehrend gesagt habe: „Butter nehmen wir jetzt keine mehr.“ Höchst auffallend war bei einem Manne in seiner Stellung und der vortrefflich schrieb die wahrhaft klassisch schwäbische Sprache im mündlichen Verkehr.

---

[1]) S. 14.

[2]) Ferdinand August Heinrich v. Weckherlin, 1797 Rentkammerrat und als solcher unter dem Vizedirektor der Rentkammer, Jakob Friedrich Autenrieth, stehend, 1821 Finanzminister, in welcher Stellung er eine höchst ersprießliche Thätigkeit entfaltete (v. Georgii-Georgenau, Biogr.-genealog. Blätter 1059—1060). Im 4. Buch der „Lebenserinnerungen“ entwirft v. Mohl von dem Finanzminister dasselbe Bild wie hier.

Diese Eigentümlichkeit that aber doch zuweilen ihre großen Wirkungen in dem Ständesaale, indem die volkstümliche Sprache bei den ungebildeten Abgeordneten Zutrauen und Sympathie erweckte. Mit einem „o Herr Jesus!" schlug Weckherlin gelegentlich einen Angriff ohne alle Beweisführung oder weitere Umstände siegreich ab; und es war sowohl für die Sachkenntnis als für die Ehrlichkeit des Finanzministers ein unwidersprechlicher Beweis, wenn er eine Rede begann: „Wie i selber noch Unteraccifer gwese bin!"

Doch um zu der Großmutter Autenrieth zurückzukehren. Ich kann nicht sagen, daß sie uns Enkel nach Großelternart verzog; allein einen großen Teil der Freuden und Genüsse der Kindheit verdanken wir doch ihr. Sie veranstaltete zum Beispiel die Weihnachten; von ihren Gärten, welche nur für uns vorhanden waren, habe ich schon gesprochen; von ihr erhielten wir die kleinen Geschenke an den dazu geeigneten Tagen. Später übernahm sie, wenn es nötig war, die Vermittlerrolle, und selbst als meine Eltern nicht mehr in Stuttgart lebten, war ihr Haus[1]) vollkommen wie ein elterliches zu kürzeren oder längeren Aufenthalten und Besuchen offen. Einer oder einige meiner jüngeren Brüder waren jahrelang bei ihr, um die Stuttgarter Schule zu besuchen. Das Wegziehen meiner Eltern nach Ellwangen konnte die alte Frau niemals verwinden, da sie an die ununterbrochene Gesellschaft meiner Mutter und deren in allem bestimmenden Einfluß so durchaus gewöhnt war. Ueberdies war für ihre altwürttembergischen Begriffe Ellwangen ganz außerhalb der bewohnbaren Welt, das heißt außerhalb des Herzogtums. Auch war ihr der Gedanke sehr unangenehm, daß die Tochter unter Katholiken lebe, welchen sie in Masse das Uebelste zutraute. Meine Mutter suchte übrigens durch längere Aufenthalte in Stuttgart das Uebel so klein zu machen als möglich. Damals war ich es nicht anders gewöhnt; allein wenn ich jetzt zurückdenke und vergleiche, so kann ich die ganz unbeschreibliche Einfachheit des Lebens nicht genug anstaunen: zwar wurde Raum in Haus und Grundbesitz im Ueberfluß bereit gehalten, es fehlte nicht an den nötigen weiblichen und männlichen Dienstboten; und je mehrere von uns zu Besuch waren oder sonst die Großmutter in Anspruch nahmen, oder je länger dieses dauerte, desto größere Freude machte es ihr. Dagegen war die genaueste Sparsamkeit in dem ganzen Leben die Regel. Die Küche so einfach als nur irgend möglich, andrer Wein als der im eignen Weinberg gewachsene ganz unbekannt im Hause, das Zimmergeräte zwar blank und anständig, allein während meines ganzen Lebens völlig unverändert, in allen Zimmern von irgend einer Zierat oder einem Kunstschmucke lediglich nicht die Rede. Man speiste für gewöhnlich auf Zinn; das schöne Meißner Service kam

[1]) Vgl. S. 50, Anm. 2.

nur in seltensten Fällen zum Vorschein. Die Großmutter war ein höchst bezeichnendes Beispiel der Wahrheit, daß man im alten Württemberg nicht durch Einnehmen, sondern durch Nichtausgeben wohlhabend wurde oder wenigstens die Lebensforderungen befriedigen konnte. Als in der neueren Zeit zwar für die meisten die Einnahmen nach dem alten knappen Maßstabe bemessen blieben, aber die Ausgaben durch den häufigeren Verkehr mit der übrigen Welt gesteigert wurden, trat eine wesentliche Verschlimmerung der Zustände, wenigstens im Beamtenstande, ein. Mein deshalb viel verhöhnter Freund Zeitter[1]) hatte schließlich nicht so ganz unrecht, als er in der württembergischen Abgeordnetenkammer seine Zustimmung zu der Erbauung einer Staatseisenbahn nur unter der Bedingung gab, daß die Besoldungen erhöht würden. So lange man lebte wie unsre Vorfahren, und wenn man, wie zum Beispiel meine Großmutter, in ihrem ganzen Leben eine einzige Reise bis nach Hohentwyl und Straßburg machte, oder wie meine Mutter, bei doch sehr günstigen Vermögensverhältnissen, nur einmal in ihrem Leben an den Rhein kam: da genügte allerdings auch ein mäßiges Einkommen nicht nur für die täglichen Bedürfnisse, sondern es blieb auch noch etwas übrig. Wenn jetzt aber die Eisenbahn an dem Hause vorüberfährt und der Beamte nicht die Stärke hat, Tantalusqual zu ertragen, so reicht freilich das alte kleine Einkommen nicht mehr aus. Und hat er sich auf einer Reise einen Begriff von fremdem Luxus in Gerätschaften, eine Anschauung von Kunstwerken, eine Erfahrung von üppigem Lebensgenusse geholt, so ist nicht zu wundern, daß ihm die Einfachheit seines Lebens und die Kahlheit seiner Umgebungen unerträglich dünkt und er geistige und körperliche Genüsse sich aneignet, welche außer Verhältnis mit seinen Mitteln, wenn auch an sich nicht unvernünftig und übertrieben, sind.

Doch es ist Zeit, daß ich auf meine eigne Eltern übergehe.

Ich habe oben die Persönlichkeit und die Verhältnisse meiner Großeltern Mohl geschildert, so wie ich sie in Erinnerung habe. Einen bemerklichen Gegensatz mit diesem geistig gar wenig bewegten und keine höheren Aeußerungen von sich gebenden Leben bildete mein Vater.[2]) Er war schon an sich ohne Zweifel das bedeutendste unter seinen Geschwistern und dadurch der Mittel- und Glanzpunkt der Familie. Allein seine Bildung wurde noch überdies durch die in seiner Jugend besonders günstigen

---

[1]) Karl Zeitter, Pupillenrat, Landtagsabgeordneter (Heyd, Bibliographie der württembergischen Geschichte II. 449).

[2]) Benjamin Friedrich Mohl, geb. 1766, gest. 1845. — Der Verfasser dieser „Lebenserinnerungen“ hat seinem Vater in der Allgem. deutschen Biographie XXII. 54—55 einen kurzen biographischen Artikel gewidmet, der durch obige Ausführungen ergänzt und erweitert wird.

Verhältnisse in Stuttgart weit über den Standpunkt seiner Umgebungen gehoben. Er wurde nämlich schon als Knabe ein Zögling der Karlsakademie.[1]) Hier erhielt er nicht nur den gelehrten Vorbereitungsunterricht, sondern er studierte später auch in der juristischen Fakultät der Schule die Rechte und erwarb sich den Doktorgrad. Er zeichnete sich, wie es scheint, schon bei seinen Studien aus, indem er nicht nur manche (in großen silbernen Medaillen bestehende) Jahresprämien erwarb, sondern schließlich auch Chevalier wurde, das heißt den akademischen Orden erhielt. Nachdem er einige Jahre lang in Göttingen, Wetzlar und Wien sich nach der Weise jener Zeit vollends zum Reichspublizisten ausgebildet und mehrere kleinere und größere, zum Teil noch jetzt[2]) nicht ganz vergessene Schriften über die Reichsgerichte und so weiter[3]) veröffentlicht hatte, wurde er dann vom Herzog als noch ganz junger Mann[4]) während der letzten anderthalb Jahre der Akademie[5]) zum Professor der Rechtswissenschaft konskribiert. Unzählige Male unterhielt uns Kinder der Vater mit Schilderungen aus dem Akademieleben. Er erzählte, wie sie schon in aller Frühe sich vollständig und in Uniform hätten kleiden müssen, zum Essen militärisch marschiert seien, täglich vom Herzog in den Schulen und beim Essen besucht, von ihm in späteren Jahren zu allen seinen Hoffesten und Feierlichkeiten eingeladen worden seien und überhaupt ein zwar sehr strenge geregeltes, allein nützlich angewendetes und vergnügtes Leben geführt haben. Manche gute Gewohnheiten waren dem Vater aus der Akademie für das ganze Leben geblieben, so das frühe Aufstehen und alsbaldige vollständige Fertigmachen, die Unabhängigkeit von der Bedienung andrer, die gerade, militärische Haltung. Mein Vater war, wie die überwiegende Anzahl der Akademisten (nicht Karlsschüler, welches in Stuttgart unbekannte Wort erst Laube aufgebracht hat) in hohem Grade eingenommen für die Anstalt und ihre Leistungen, und er wußte das enge Zusammenleben mit so vielen jungen Leuten aus allen Ländern der Welt und von den verschiedensten Bestimmungen als sehr belehrend und angenehm zu rühmen. Der in der halb militärischen Anstalt herrschende Zwang erschien ihm keineswegs als ein übertriebener und lästiger, und er erzählte oft mit großer Zufriedenheit, wie die Fleißigeren unter ihnen die Regeln des Hauses umgangen hätten, um früher oder

---

[1]) Aufgenommen als vierzehnjähriger Knabe 23. Sept. 1781, promovierte er 1787; vgl. Wagner, Gesch. der Hohen Carls-Schule, I. 389 u. 638.

[2]) Nach einer Randbemerkung von des Verf. Hand: im Jahre 1850.

[3]) „Hist. polit. Vergleichung der beyden höchsten Reichsgerichte. Ulm 1789" und „Vers. e. Syst. des kaiserlichen und Reichskammergerichts. I. II. Tübingen 1791/92."

[4]) Noch nicht 23 Jahre alt; vgl. Allgem. deutsche Biogr. XXII. 54.

[5]) Die Karlsschule wurde 1794 aufgehoben.

länger bei der Arbeit sein zu können. Namentlich erinnere ich mich, daß er von Cuvier, welcher ein etwas älterer Akademiegenosse von ihm war,[1]) berichtete, derselbe habe sich ein großes Haus von Pappdeckeln gebaut, in welchem er nicht nur seinen Kopf und seine Bücher unterbringen, sondern auch ein Licht habe brennen können.[2]) Cuvier habe sich nun alsbald nach dem Nachtessen zu Bette gelegt und während der noch übrigen Freistunden geschlafen; wenn andre nun haben zu Bette gehen und die Lichter löschen müssen, haben sie ihn geweckt, und er habe nun in diesem Hause versteckt die Nacht hindurch gearbeitet. In sehr früher Stunde habe er dann seinerseits meinen Vater und einige andre ermuntert und sich nun noch einige Stunden zur Ruhe gelegt bis zum allgemeinen, ordnungsmäßigen Aufstehen aller Zöglinge. Cuvier erinnerte sich, als ich in den zwanziger Jahren in Paris war,[3]) dieser Umstände noch sehr wohl, und ich war als der Sohn eines alten Studiengenossen, freilich mehr auch, weil ich kein Mediziner und Naturforscher war (deren Andrang er sich vom Leibe halten mußte), außerordentlich freundlich bei ihm aufgenommen.[3])

Auf diese Weise von frühester Jugend an gelehrt, die Karlsakademie als eine in ihrer Art vortreffliche Anstalt zu betrachten, war ich im höchsten Grade erstaunt, als ich später in den Lebensbeschreibungen Schillers dieselbe als eine unerträgliche und stupide Zwangsanstalt schildern sah. Es kann mir natürlich nicht einfallen, das despotische und sinnlose Benehmen Herzog Karls gegen Schiller als Militärarzt zu rechtfertigen; allein daß seine Schilderungen von der Akademie einseitig und übertrieben waren, und noch mehr, daß die Erzählungen seiner späteren Lebensbeschreiber fast bloße Phantasiegebilde sind, ist mir ganz unzweifelhaft. Zur Ausbildung eines dichterischen Genies taugt allerdings ein militärisch geordnetes Seminar gar wenig; allein der Grundgedanke und die Ausführung der Karlsschule können nicht verfehlt gewesen sein, weil sonst unmöglich so viele ausgezeichnete Männer aus ihr hätten hervorgehen können. Namentlich ist es allgemein anerkannt, daß die geistige Bildung Württembergs durch die Akademie einen überraschend höheren und freieren Aufschwung erhielt. Während fast fünfzig Jahren waren gerade die ersten Männer im Staat und Heere ehemalige Zöglinge der Anstalt, und es gereichte in der öffentlichen

---

[1]) Cuvier war schon 18. Mai 1774 in die Karlsschule aufgenommen worden, und trat ein Jahr später als Mohl, nämlich 1788 aus; vgl. Wagner a. a. O. 396 u. 389.

[2]) Der nachmalige Kieler Professor Christoph Heinrich Pfaff, Freund Cuviers, betrieb ebenso seine nächtlichen Studien in der Karlsschule, s. dessen Lebenserinnerungen S. 31.

[3]) v. Mohl hielt sich von Januar 1823 bis April 1824 in Paris auf. In dem unten folgenden Bericht über die Pariser Zeit wird auch der Besuche bei Cuvier gedacht.

Meinung zur entschiedensten Empfehlung, wenn einer ein „Akademist“ war.[1]) So thöricht wird hoffentlich niemand sein, sich ein Bild von der Karlsschule nach Laubes willkürlicher Darstellung zu machen. Wer den Hof Herzog Karls von Württemberg so erscheinen lassen kann, daß ein Korporal der beständige Begleiter des Herzogs bis in seine innersten Gemächer ist, und von diesem den Befehl erhält, ihm einen Schoppen Wein zu holen: der kann unmöglich als ein richtiger Beurteiler der Akademie und des Verhältnisses des Herzogs zu ihr gelten. Ich habe dies Laube selbst auseinandergesetzt und ihm namentlich auch bemerkt, es sei in Stuttgart weder jetzt Sitte, noch könne es vor siebzig Jahren Sitte gewesen sein, daß der Regent die Frau eines Generals „Bäbele“ nenne. Wie dem nun aber sein mag, mein Vater behielt durch seinen Aufenthalt in der Karlsschule und durch seine kurze Professur an derselben für sein ganzes Leben eine Freude an der Wissenschaft und eine große Vorliebe für den Professorenstand, welche mich dann auch in diese Laufbahn brachte, zu der ich wohl kaum durch eignen Antrieb gekommen wäre.

Ich füge noch einige wenige weitere Bemerkungen über das Wesen und die Eigentümlichkeiten meines Vaters bei, wie sich diese im Familienleben äußerten. Seinem Aeußeren nach war er ein stattlicher, gut gewachsener Mann, von gerader und würdiger Haltung. Das Gesicht war nicht regelmäßig, überdies auf das höchste durch Blatternnarben zerrissen, doch war im Alter dies weniger bemerkbar, und der Vater konnte für einen schönen Greis gelten. Ich habe ihn nie anders gekannt als sehr kahl; später trug er eine Perücke, welche ihn gut kleidete. Seine Kleidung war immer sehr reinlich und gut, doch bekümmerte er sich wenig um die wechselnde Mode; Uniform wußte er sehr gut zu tragen.

Was sein geistiges Wesen betrifft, so hatte er, wie oben schon bemerkt, von seiner eignen kurzen wissenschaftlichen Laufbahn her ein Interesse an Wissenschaft, namentlich an Geschichte und politischen Disciplinen. Auch hatte er als jüngerer Mann mancherlei über Reichsstaats- und über Kirchenrecht geschrieben, und namentlich die Muße zwischen Auflösung der Karlsschule und seinem Eintritt in den praktischen Staatsdienst dazu benutzt, eine ausführliche württembergische Staats- und Rechtsgeschichte (wie man jetzt sagen würde) zu verfassen, welche ich noch in Handschrift besitze. Dennoch war er nicht eigentlich ein Gelehrter, noch ein Mann der Wissenschaft im strengen Sinne; nur was unmittelbar im Leben eine Anwendung fand, hielt er der Beachtung und der Bearbeitung wert, und eine gelehrte

[1]) Die Aeußerungen eines so scharfsinnigen Beurteilers öffentlicher Verhältnisse und besonders des Unterrichtswesens wie v. Mohl über die Karlsschule verdienen vollste Beachtung und stimmen überein mit den Ergebnissen neuerer Forschungen. Diese werden kritisiert von Weltrich, „Friedrich Schiller, I. 781—786“.



Benjamin Ferdinand von Mohl,
Staatsrat, Konsistorialpräsident etc., Stuttgart
Vater der vier Brüder.

Nach einem Miniaturbild im Familienbesitz.

Untersuchung ihrer selbst wegen vorzunehmen, schien ihm thörichter Zeitverderb. Besonders nahm er es mit dem Bücherschreiben sehr leicht. Er selbst hatte jung verhältnismäßig viel und mit mäßigem Aufwande von Wissen und Gedanken geschrieben, und doch hatte ihm diese etwas leichte Schriftstellerei sehr genutzt, namentlich weil Herzog Karl stolz darauf war, wenn Zöglinge seiner Anstalt in Fächern, welche ihm genehm waren, als Schriftsteller auftraten. So stellte denn mein Vater auch an mich und an meine Brüder gar frühe und unabläſſig das Verlangen, daß wir als Schriftsteller auftreten sollten, war aber in Beziehung auf die Gründlichkeit und Eigentümlichkeit der Forschungen, und hinsichtlich der Sorgfalt und Kunst der Darstellung sehr leicht zu befriedigen. Ich war in dieser Beziehung von allen meinen Brüdern am meisten nach seinem Sinne, und wenn ich, noch unreif, wiederholt als Schriftsteller in schwierigen Materien aufgetreten bin, so geschah dies teils auf den bestimmten Wunsch des Vaters, welcher gar nicht glaubte, daß ich im Leben irgend vorwärts kommen könne, ohne bereits mehreres veröffentlicht zu haben, teils aber, weil ich es selbst von Jugend auf gar nicht anders wußte, als daß ein ordentlicher junger Mensch gleich nach der Universität Bücher drucken lassen müsse. Davon, daß eine vollständig ausgereifte, auf langen, gründlichen Forschungen beruhende und einen bedeutenden neuen Gedanken ein für allemal feststellende Monographie ein ganz andrer Beweis von Wissen und Können sei, und, wenn auch einige Jahre später, den Ruf eines jungen Mannes ganz anders feststelle: davon hatte weder mein Vater noch ich einen Begriff. Nichts war komischer als das Erstaunen meines Vaters, eigentlich während seines ganzen Lebens, daß mein Bruder Hugo [1]) an so wenigen kurzen Aufsätzen und den sie begleitenden Zeichnungen so lange arbeite und ein so berühmter Mann durch sie werde, während zum Beispiel meine dicken Bände über württembergisches Staatsrecht viel leichter entstanden seien und doch bei den Akademien der Wissenschaften kein solches Aufsehen gemacht hätten. Die asiatischen Studien und Arbeiten meines Bruders Julius waren eigentlich ganz außerhalb des Gesichtskreises und Verständnisses des Vaters; allein er betrachtete sie mit tiefem Respekte, namentlich als er sie in den prächtigen Foliobänden der Collection orientale [2]) vor sich sah und fand, daß sie den Sohn zu einer bedeutenden Stellung in fremden Ländern, zu großer Anerkennung bei allerlei Potentaten und zu Orden und Ehren führten. Am wenigsten war er einverstanden mit der Art unsers Bruders Moritz, welcher sich in seinen trefflichen gewerbewissenschaftlichen Arbeiten niemals genug that in gründlicher Sammlung

---

[1]) Der Botaniker, von dem unten weiter die Rede ist.

[2]) Vgl. S. 32.

und Vorbereitung des Stoffes und in peinlicher Auswahl der Form. Es konnte den Vater zu völliger Verzweiflung bringen, daß es nicht schneller mit der Veröffentlichung ging.

In Geschäften, und zwar sowohl als Beamter wie als Ständemitglied, handelte mein Vater ungefähr auf gleiche Weise wie in der Schriftstellerei. Es war ihm vor allem darum zu thun, daß die Sache formell fertig wurde und zu einem Schlusse kam. Um die Tiefe des Inhalts und die Neuheit der Gedanken war es ihm weniger zu thun. Daher er denn freilich mehr ein trefflicher Geschäftsmann als ein Staatsmann war. Meine Mutter pflegte im Scherze von ihm zu sagen: es sei schade, daß die altwürttembergische Amtsbezeichnung „Expeditionsrat“ abgekommen sei, es würde vortrefflich für den Vater gepaßt haben. Bei dieser Auffassung und diesem Betriebe der Dinge war er denn ein vortrefflicher Präsident, bei dessen Kollegium niemals Retardate und Unförmlichkeiten vorkamen; er war ferner als Referent in einer Ersten Kammer höchst brauchbar und beliebt, weil diese die Gegenstände in der Regel vollständig durchgearbeitet nicht nur von der Regierung, sondern namentlich auch von den Ausschüssen und durch die Verhandlungen der Zweiten Kammer erhielt, und somit mein Vater aus diesen Vorarbeiten in kürzester Zeit eine Grundlage für die Beschlußnahme zu stande brachte, welche die Angelegenheit leicht und rund zu einem Ziele führte. Mit eignen staatsmännischen Gedanken oder auch nur mit einer gründlichen und scharfsinnigen Motivierung seiner Anträge befaßte er sich dabei freilich wenig, weniger als er wohl gekonnt hätte. Ich kann mir daher sehr wohl denken, daß die Führung der Ministerien des Innern und des Kultus, zu welcher er im Jahre 1830 berufen wurde, nicht genügt hat.

Daß mein Vater in seiner ständischen Thätigkeit entschieden und unveränderlich auf seiten der Regierung stand, war natürlich. Nicht nur lag die ganze Gewohnheit und Thätigkeit seines Lebens in dieser Richtung, sondern er war selbst während vieler Jahre in höheren Aemtern und identifizierte sich also mit der Regierung. Die Ständeversammlung erschien ihm daher, obwohl er fünfundzwanzig Jahre lang Mitglied derselben war, kaum anders denn als ein Hindernis, welchem man so wenig Gewalt als möglich einzuräumen habe. Nichts wäre falscher, als diese Auffassung und Stellung für gleichbedeutend zu erachten mit einer servilen Gesinnung. Mein Vater urteilte sehr unabhängig über den König, dem er übrigens persönlich sehr zugethan war, und ich habe selten jemand gekannt, der weniger ein Hofmann gewesen wäre, soweit es sich von Verschweigen der eignen Ueberzeugung oder von Zugefallenreden gegen den Fürsten handelte. Von einer Unterwürfigkeit unter die Minister war ohnedem keine Rede. Denen stand er zu nahe und stellte sich ihnen zu gleich, als daß er aus

bloßer Rücksicht auf ihren Wunsch oder auf ihre Person etwas gethan hätte, was er nicht im Interesse der Sache und des Dienstes für nötig fand. Da die Sitzungen der Ersten Kammer nicht öffentlich waren, so habe ich nie Gelegenheit gehabt, meinen Vater im Ständesaal sprechen zu hören, ich glaube jedoch kaum, daß er ein Redner war. Seine Gewohnheit und Brauchbarkeit bestand in der Abfassung schriftlicher Arbeiten und in der Leitung der ständischen Kanzlei, wie er denn auch viele Jahre lang erster Schriftführer seiner Kammer war und sich mit der Ueberwachung der Staatsschuldenzahlungskasse (welche in Württemberg Sache der Stände ist) genau und mit Sachkenntnis beschäftigte. Die eigentümliche Zusammensetzung der württembergischen Kammer der Standesherren, in welcher die mediatisierten Fürsten und Grafen die Mehrzahl bilden, und die gegen die Staatssouveränität und die Regierungszuständigkeit gerichteten Forderungen dieser nur halb unterworfenen Unterthanen brachten es denn freilich wunderlicherweise mit sich, daß mein Vater wie die übrigen hohen Beamten in der Kammer den Standesherren gegenüber die freisinnige Seite der Maßregeln der Regierung verteidigte und bei diesen für einen halben Revolutionär galt, während er bei den Liberalen der Zweiten Kammer, und mit Recht, am allerwenigsten in diesem Geruche stand. Im übrigen kam er persönlich mit seinen standesherrlichen Kollegen sehr gut aus, und ich habe die meisten derselben viel und freundlich im Hause verkehren sehen. Namentlich war ihm der langjährige Präsident der Kammer der Standesherren, der Fürst von Hohenlohe-Oehringen,[1] und später auch dessen Nachfolger, der Fürst von Hohenlohe-Langenburg, bekannt als Schwager der Königin von England,[2] aufrichtig zugethan.

Der Verkehr mit dem, was man die Gesellschaft zu nennen pflegt, war meinem Vater nicht angenehm, und wenn er auch in früheren Jahren es nicht vermeiden konnte, den Hof häufiger zu besuchen, so zog er sich doch von den sonstigen geselligen Zusammenkünften der höheren Kreise möglichst zurück. Er spielte nur sehr selten eine Partie Hombre, wenn es an dem vierten Manne fehlte; Theater und Konzerte besuchte er kaum je, in den letzten zwanzig Jahren seines Lebens wohl nicht ein einziges Mal. In seinen letzten Jahren lehnte er teils aus Grund, teils mit Vorwand von Kränklichkeit den Besuch jeder größeren Gesellschaft und auch des Hofs vollständig ab. Im eignen Hause sah er verhältnismäßig für seine

---

[1]) Fürst Friedrich August Karl.

[2]) Die Gemahlin des Fürsten Ernst Christian Karl von Hohenlohe-Langenburg, Anna Feodorowna, war eine Tochter des Fürsten Emich Karl von Leiningen aus seiner Ehe mit der Prinzessin Marie Luise Viktorie von Sachsen-Koburg. Die Tochter der zweiten Ehe dieser Prinzessin mit Herzog Eduard von Kent ist Königin Viktoria, die also eine Stiefschwester jener Fürstin von Hohenlohe-Langenburg ist.

Stellung und für sein Vermögen wenig Gesellschaft, und es kam darüber nicht selten zu Meinungsverschiedenheit mit meiner Mutter, welche zwar ihrerseits noch weit weniger ausging, wohl aber gerne häufiger Menschen bei sich gesehen hätte. Vorzugsweise ging mein Vater gern mit höheren Offizieren um, deren kurzes und entschlossenes Verfahren er bei vielfachen Sendungen in Hauptquartiere und bei gemischten Aufträgen zu seiner großen Befriedigung hatte kennen lernen. So gehörten zu seinen vertrautesten Freunden die in der württembergischen Kriegsgeschichte rühmlich bekannten Generale Graf Franquemont[1]) und Kerner;[2]) und auch die Generale Imhof und Bangold[3]) und Graf Sontheim[4]) waren sehr häufige Besucher des Hauses. Gerne sah es der Vater, wenn ich ihn in späteren Jahren während meiner Ferienaufenthalte in Stuttgart zu diesen Männern begleitete.

In jüngeren Jahren wurde mein Vater vielfach zu Geschäften außerhalb Stuttgarts verwendet. Er war Kreistagsgesandter, solange das (alte) Reich bestand, hatte als Occupationskommissär die von Württemberg während des Rheinbundes zu verschiedenen Malen erworbenen Landesteile in Besitz zu nehmen und zu organisieren; mußte, solange er Vorstand des Straßenbauwesens war, vielfach die Bezirke bereisen, in welchen neue Landstraßen angelegt werden sollten; wiederholt war er württembergischen und fremden Hauptquartieren, wenn Heere durch das Land zogen, als Bevollmächtigter der Regierung beigegeben oder hatte sonst mit der Kriegsbereitschaft zu thun. Bei diesen Veranlassungen war er oft lange Zeit von Hause abwesend; wenn es sein konnte, nahm er gerne mich, den ältesten seiner Knaben, mit sich, und ich habe so frühe manches gesehen und manche Reise gemacht, die mir damals sehr bedeutend vorkam und mir in jedem Falle viel Vergnügen machte. So erinnere ich mich, freilich sehr dunkel, noch auf einem Kreistage mitgewesen und namentlich in einem sechsspännigen Wagen ins Theater gefahren zu sein, wo mein Vater als der Direktorialgesandte mit Pauken und Trompeten empfangen wurde, was ich mir natürlich zu großer Ehre rechnete. Andre Male war ich in den Bodenseegegenden, wo ich noch einen Rest alter reichsprälatischer Herrlich-

---

[1]) Friedrich Graf v. Franquemont. Die Hauptdaten aus dem sehr bewegten Leben dieses hochangesehenen und vom Verfasser unten im 4. Buche näher geschilderten Militärs sind in „Pfister, König Friedrich von Württemberg" 307 zusammengestellt.

[2]) Karl Friedrich, älterer Bruder des Justinus Kerner, vgl. a. a. O. 311—312, besonders aber „Schumacher, Was ich als Kind erlebt", 30—38. — Im 2. Buch erzählt Mohl noch mehr von dem alten General.

[3]) Joseph v. Bangold; vgl. über ihn Württemberg. Jahrbücher 1851, I. 107 bis 119, und Schumacher a. a. O. 81—88.

[4]) Georg Graf v. Sontheim; vgl. Georgii v. G. 1176.

keit bei dem Abt von Weingarten sah. Meine Mutter war freilich mit diesen längeren Abwesenheiten, während welchen ihr die Erziehung und Beaufsichtigung von vier wilden Jungen allein zufiel, wenig einverstanden. Auch pflegte sie darüber wohl zu klagen, daß mein Vater, dessen Lebensweise zu Hause höchst einfach war, allzu splendid reise, was denn freilich von mir, wenn ich dabei sein durfte, ganz anders aufgenommen wurde.

Ein Lieblingsgegenstand der Erzählungen meines Vaters waren seine Erlebnisse bei der Besetzung neuerworbener Landesteile. Die Kommissäre zogen zu diesem Geschäfte mit beträchtlicher Kriegsmacht aus, und ich erinnere mich, meinen Vater in Begleitung von Chevaulegers und schwarzen Jägern, den damaligen Kerntruppen Württembergs, habe ausrücken sehen. Es ging bei diesen Erwerbungen sehr tumultuarisch zu, da die Grenzen gegenüber den benachbarten Staaten nicht immer genau bestimmt waren und jeder Teil an sich zu ziehen suchte, was er nur konnte. In welchem Geiste dies geschah, mag die Thatsache beweisen, daß König Friedrich bei einer Abschiedsaudienz, welche er seinen Occupationskommissären erteilte, sie mit den Worten entließ: „Derjenige von Ihnen, welcher wegen Gewaltthätigkeit von fremden Regierungen am häufigsten bei mir verklagt werden wird, wird mir der angenehmste sein.“ Mein Vater rückte einmal mit seinen Truppen bis an die Thore von Freiburg vor, wo er dann aber von einem dort kommandierenden französischen General auf Anrufung von Baden schleunigst wieder über den Schwarzwald zurückgeworfen wurde. Wie wenig man auch nur die Geographie der neuen Besitzungen kannte, mag daraus hervorgehen, daß die Besatzungskommissäre den Auftrag hatten, die Insel Hofen im Bodensee in Besitz zu nehmen, und daß es vom Könige sehr ungnädig vermerkt wurde, als sie, jeder von seiner Seite, berichteten, es finde sich in ihrem Bezirke eine solche Insel nicht. Nur ungern stellte sich König Friedrich mit dem Besitze des Klosters Hofen, des jetzigen Schlosses Friedrichshafen, zufrieden. Daß übrigens mein Vater diese gewaltthätigen Aufträge mit Billigkeit und Humanität vollzog, bewies mir das gute Angedenken, in welchem ich später seinen Namen noch in diesen, früher von ihm mit diktatorischer Gewalt vom Alten losgerissenen und in neue Formen gezwängten Gegenden fand.

Von der väterlichen Leitung meiner Erziehung spreche ich wohl besser weiter unten.

Ich habe das Glück gehabt, meinen Vater bis zu seinem 78. und meinem eignen 46. Jahre zu besitzen,[1]) und darf wohl sagen, daß in den letzten Jahren nach der Mutter Tod meine Besuche und die meiner Frau

---

[1]) Der Vater des Verfassers dieser „Lebenserinnerungen“ starb 1845, die Mutter 1843.

und Kinder das hauptsächlichste Glück des allmählich sehr alternden und lediglich auf das Haus und einige bewährte Freunde angewiesenen Mannes waren, die übrigen auswärts lebenden Brüder waren nicht verheiratet und kamen auch seltener.

Meine Mutter starb nur wenige Jahre vor dem Vater, aber unter schwerem Leiden, welche die früher so ungewöhnlich rüstige und geistig lebendige Frau nach einem Schlaganfalle getroffen haben. Ich habe wenige Menschen, vielleicht keinen, in meinem Leben kennen gelernt, bei welchem eine so große geistige Begabung, namentlich ein so durchdringender Scharfsinn, ein so schlagender Witz und eine so schnelle Auffassung verbunden gewesen wären nicht nur mit Pflichttreue im allgemeinen, sondern namentlich auch mit der unverdrossensten persönlichen Erfüllung der kleinsten und materiellsten Aufgaben des täglichen Lebens. Meine Mutter war ein großer Geist, welche ihren Anlagen und ihren eigentlichen Neigungen gemäß in die Reihen der berühmten Frauen gehört hätte, und ich habe zum Beispiel niemals Schilderungen von der Staël und von ihrer Konversation gelesen, ohne auf das lebendigste an meine Mutter, und zwar nicht zu ihrem Nachteil, erinnert zu sein. Ihre Briefe sprühten von Geist und Witz, waren aber in der Form in der Regel sehr vernachlässigt, abgerissene Zettel und dergleichen. Da sie voll — nur angedeuteter — Anspielungen auf das eben jeweil im häuslichen oder öffentlichen Leben Vorgekommene waren, so sind sie freilich jetzt zum großen Teile nicht mehr recht verständlich. Bei all dieser geistigen Begabung und bei einem vollen Bewußtsein desselben war meine Mutter jedoch, weil sie dies für ihre Pflicht und Lebensaufgabe erachtete, die unermüdlichste und aufmerksamste Mutter, die fleißigste schwäbische Hausfrau, welche bis in ihr höheres Alter und zu verhältnismäßig bedeutendem Wohlstande gelangt immer persönlich mit angriff, zum Beispiel die beste Köchin weit und breit, überhaupt allen Haushaltungsgeschäften vollständig gewachsen und dieselben von morgens bis in den Abend überwachend und besorgend.[1]) Es that ihrer in der That glänzenden Unterhaltung keinen Eintrag, daß sie das Backwerk, welches auf dem Theetische stand, morgens vielleicht selbst verfertigt hatte, und sie war deshalb nicht minder die Frau von Stande und vornehmer Lebenssitte, weil sie mit größter Sachkenntnis den Dienstboten die Reinigung des Fußbodens hatte vorschreiben können; vielleicht stundenlang der Verfertigung von Seife im Hause selbst vorgestanden oder persönlich ein Kleid für einen der jüngeren Knaben zugeschnitten hatte. Wäre sie etwas ruhiger

[1]) Wie eifrig selbst hochgestellte Damen jener Zeit in Württemberg sich den häuslichen Geschäften widmeten, berichtet Tony Schumacher in dem S. 24, Anm. 2 angezogenen Buche „Was ich als Kind erlebt“ S. 182.



Louisa Friederica von Mohl, geb. Autenrieth.

Mutter der vier Brüder.

Nach einem Miniaturbild im Familienbesitz.

in ihren Bewegungen und vielleicht etwas modulierter in ihrer Stimme gewesen, so hätte kein zweiter Salon ein besseres Muster einer geistreichen und alles belebenden Frau vom Hause zeigen können. Karten hat sie in ihrem Leben nicht berührt und auch uns Kindern das Spiel als eine durchaus nichtsnutzige Zeitverschwendung dargestellt, mit dem Erfolge, daß in der That keiner von uns je regelmäßig Karten gespielt hätte.

Meine Mutter war unter der gewöhnlichen Frauengröße, allein gut gewachsen. Sie soll in ihrer Jugend recht hübsch gewesen sein und behielt immer ihr sprechendes Auge und einen belebten Ausdruck. Namentlich war ihr Haar früher außerordentlich schön, und ich erinnere mich wohl, daß es zum Flechten aufgelöst bis zum Boden reichte, wenn sie saß. Wie sie in allem äußerst pünktlich war, so war sie es auch in ihrer Kleidung, und sie liebte es, reiche Stoffe zu tragen, wenn es der Mühe wert war. Ihre Sorge um die Kinder war in gleichem Maße auf deren körperliches Wohl und auf deren geistige Entwicklung, namentlich aber auf ihren sittlichen Ernst und auf die Einprägung von Pflichterfüllung gerichtet. Daß sie von diesen viel und wohl über die Gebühr viel verlangte, dagegen aber auch keine denselben zu teil werdende Anerkennung und Förderung für sie zu gut fand und hierin leicht bis zur Leidenschaftlichkeit gehen konnte, wird man einer solchen Frau und der Mutter zu gute halten. Solange wir Kinder klein waren, ging sie niemals abends aus, wenigstens nicht, ehe wir sämtlich zu Bett gebracht waren; und während der oft monatelang dauernden Abwesenheit des Vaters mußten wir uns alle um sie herum an einen großen Tisch setzen, um unsre Schularbeiten unter ihrer Aufsicht zu machen. In diesen langen Jahren brachte sie ihr Leben fast ausschließlich im Kinderzimmer zu, so zwar, daß ihr eigentliches Wohnzimmer ganz den Eindruck eines nicht benützten Gesellschaftszimmers machte und nicht um ein bißchen behaglicher war als das große Putzzimmer daneben. Sei es nun diese lange Gewohnheit, oder sei es angeborener Mangel an Geschick dazu, auch später kam sie niemals dazu, in wohnlicher und bequem zierlicher Umgebung ihren Tag zuzubringen und einen solchen Raum zum Mittelpunkt ihres Familienlebens zu machen. In dem einen Raum sah man zu viel von der Wirtschaft, und die andern hatten zu viel vom Salon. Mit welcher Beharrlichkeit meine Mutter etwas durchführte, was sie gut und notwendig fand, mag das eine Beispiel beweisen, daß sie, weil sie einen gekochten Milchbrei für eine gesunde Abendkost der Kinder erachtete, einen solchen uns für alle Abende während vielleicht 20 Jahren zubereiten ließ, und zwar mit einer Sorgfalt, welche ein größeres Souper zuwege gebracht hätte. Unter keiner Bedingung erhielten wir etwas andres bis zur Konfirmation, und erst am Abende dieses Tages durften wir zum ersten Male am Tische der

Eltern zu Nacht essen. Diese Breifütterung war freilich sehr wenig nach unserm Geschmacke, und noch jetzt kann ich ohne inneren Widerwillen keinen Milchbrei sehen; allein danach wurde nicht gefragt, da die Mutter diese Nahrung für die passende hielt.

Mit der gemessenen ruhigen, aber allerdings geistig nicht so bewegten Art des Vaters stimmte die große Lebendigkeit uud der leidenschaftliche Ehrgeiz der Mutter allerdings nicht immer überein. Es gab manche kleine häusliche Scene über das, was sie Pedanterie und Bequemlichkeit des Gatten nannte; ebenso war sie darüber oft mißvergnügt, daß derselbe, ihrer Meinung nach, sich nicht genug geltend mache; und sie war eine gründliche Feindin derer, die sie als seine Gegner oder auch nur als laue Freunde betrachtete. Ihr sonst so scharfes Urteil verließ sie wohl in diesen Beziehungen nicht selten. Im übrigen war die Ehe eine sehr gute, und mein Vater hatte die größte Achtung vor dem Verstande und dem Charakter seiner Frau, wenn ihm schon ihre Lebendigkeit und, wie er meinte, Ungenügsamkeit unbequem war. Er war sich namentlich auch sehr wohl bewußt, daß der gründliche und zunehmende Wohlstand des Hauses vorzüglich ihrer Einsicht und Thätigkeit verdankt wurde.

Um jedoch nicht etwa ein falsches Bild von der Mutter zu geben, muß ich bemerken, daß die Ansprüche, welche sie machte, nicht entfernt auf ihre Person berechnet waren; nicht für sich wollte sie glänzen, sondern sie erachtete Anerkennung und bedeutende Stellung als verdient von Mann und Söhnen. Sie war nicht nur in einzelnen Fällen der größten Selbstaufopferung fähig, sondern übte sie ihr ganzes Leben lang zum Besten ihrer Familie. So zum Beispiel wären Reisen für sie das größte Vergnügen gewesen, und niemand hätte auch von solchen mehr Genuß und Vorteil gezogen; allein sie erlaubte sich in ihrem ganzen Leben einen einzigen größeren Ausflug, damit alle ihre Söhne jahrelang in fremden Ländern zubringen und sich ausbilden könnten.

Wenn dieses Selbstsucht war, so ist es wenigstens eine seltene und großartige Art derselben.

In einem Punkte stimmten meine Eltern vollkommen überein, nämlich in ihrer religiösen und kirchlichen Auffassung und Haltung; dieselbe war vollkommen rationalistisch; oder noch richtiger gesprochen, sie faßten ausschließlich das sittliche Element in der Weltordnung ins Auge. Deshalb bestanden denn weder im Innern der Familie religiöse Gewohnheiten und Uebungen, zum Beispiel regelmäßige Gebete, noch wurden im äußeren Leben kirchliche Gebräuche mehr beobachtet, als unvermeidliche Veranlassungen es mit sich brachten. Dogmatische Fragen waren niemals Gegenstand des Gesprächs. Um übrigens nicht mißverstanden zu werden, bemerke ich ausdrücklich, daß von einer Frivolität in religiösen oder kirch-

lichen Dingen oder von einer Unduldsamkeit gegen Gläubigere nicht entfernt die Rede war. Man hatte kein kirchliches Bedürfnis und glaubte mit Erfüllung der sittlichen Pflichten vollständig im Leben auszukommen und bei solcher Handlungsweise dem ganz ruhig entgegengehen zu können, was etwa nachher kommen möchte: allein wer anders glaubte und fühlte, dem überließ man dies ganz als seine Sache. Die Großmutter war zum Beispiel weit religiöser und kirchlicher; es führte dies jedoch niemals auch nur zu einem Aussprechen der verschiedenen Ansichten. Daß mein Vater in den letzten zwölf Jahren seines Lebens Konsistoralpräsident war, mag freilich unter diesen Umständen als eine nicht sehr geeignete Bestimmung erscheinen, allein es gab seine persönliche Haltung keinerlei Art von Anstoß. Er selbst behandelte seine Aufgabe in diesem Amte lediglich als eine Verwaltungssache, welche nach feststehenden Ordnungen und Gesetzen zu besorgen sei; dabei war er wie immer ernst und würdig, überließ alle eigentlich kirchlichen und religiösen Fragen den theologischen Mitgliedern, deren Sache sie, seiner Auffassung nach, waren, behielt sich nicht einmal, was eigentlich in dem Rechte seines Amtes gewesen wäre, die Vorschläge zur Besetzung der Stellen vor: und so stand er auch diesem Amte, wie seinen übrigen, mit ruhig vornehmer Haltung vor und galt für einen vortrefflichen Präsidenten des Konsistoriums.

Der Ehe dieser meiner Eltern entsproßten acht Kinder, von welchen vier Söhne zu Männern herangewachsen sind. Diese haben sich alle Stellung und Geltung in der Welt erworben und rüstiges Greisenalter erreicht.[1]) Es ist daher begreiflich und richtig, von den vier Brüdern Mohl zu reden und zu schreiben; allein an dieser Stelle habe ich doch des ganzen thatsächlichen Verhältnisses Erwähnung zu thun.

So sei denn bemerkt, daß zwei Schwesterchen sehr frühe wieder verschwanden, daß ein Bruder von drei Jahren, ein lieblicher Junge, starb, als ich eben 16 Jahre alt war, und daß der Jüngstgeborene — ich war schon auf der Universität, als er zur Welt kam — im Jahre 1844, mitten in den zwanziger Jahren stehend, seinem Leben in meinem eignen Hause selbst ein Ende machte. Die Ursache ist uns stets ein Rätsel geblieben. Eduard, so hieß er, war sehr begabt, hatte zuerst Staatswissenschaften studiert, diese aber noch auf der Hochschule gegen Philosophie vertauscht, welcher er sich auf breitester Grundlage widmete. Es wurde ihm keinerlei Hindernis in den Weg gelegt, er machte, nachdem er den Doktorgrad erworben hatte, mehrjährige Reisen zu seiner weiteren Ausbildung und kam endlich, völlig freiwillig, nach Tübingen, wie es schien, um sich zu

---

[1]) Robert, Julius und Moritz überschritten das 75. Lebensjahr, Hugo starb 67 Jahre alt.

einem Lehramte vorzubereiten. Ohne alle äußere Veranlassung, ohne Geldnot, ohne — soviel wir irgend wissen — eine unglückliche Liebe endigte er plötzlich sein Leben durch einen Pistolenschuß. Ein Dutzend hinterlassener Abschiedsbriefe gab keinerlei genügenden Aufschluß. Ob also der Grund eine tiefe Nervenverstimmung war, von welcher wir jedoch nichts bemerkt hatten, oder, wie einer seiner wenigen näheren Bekannten wissen wollte, die Verzweiflung an der Fähigkeit zur Erreichung seines Lebenszieles, der Aufstellung eines allumfassenden und abschließenden philosophischen Systems, oder was immer sonst, muß dahingestellt bleiben. Mir fiel der entsetzliche Auftrag zu, dem fast achtzigjährigen, krank zu Bette liegenden Vater dieses Lebensende seines Lieblings zu melden.

Was nun aber uns vier ältere Brüder betrifft, so waren drei von uns dem Alter nach so nahe als möglich gerückt und der vierte nur um einige Jahre vom dritten entfernt. Ich war nämlich am 17. August 1799 geboren, Julius am 25. Oktober 1800, Moritz am 9. Februar 1802, Hugo am 8. April 1805. Wenigstens wir drei älteren wuchsen daher auch ganz miteinander auf, hatten manchfachen Unterricht zu Hause und in der Schule gemeinsam, mehr oder weniger dieselben Gespielen, waren in der Regel gleich gekleidet. Bis zur Universität blieb dieses Verhältnis, und wenigstens während einer kurzen Frist studierten drei von uns gleichzeitig, wenn auch nicht auf derselben Hochschule. Bei Hugo war dies natürlich weniger der Fall. Wir verfolgten verschiedene Bahnen; es war dies schon des Vaters Wille, damit wir einander nicht selbst im Wege sein mögen, noch mehr brachten es aber Zufälle und Neigungen zu stande; allein wir gingen parallel und erreichten unsre Ziele mit gleichartigem Erfolge. Miteinander haben wir auch ein gesundes hohes Alter erreicht, und nicht eben häufig dürften Fälle vorkommen, in welchen vier Brüder so gleichmäßig im Leben gedeihen und sich daher so lange gemeinschaftlich erfreuen dürfen.

Ganz falsch wäre es übrigens, wenn hieraus geschlossen werden wollte, sei es, daß unsre geistigen Anlagen ganz dieselben gewesen seien, sei es, daß uns die gleichen äußeren Verhältnisse gefördert haben. Unser Lebensweg war doch ein wesentlich verschiedener; wir haben uns in weit auseinander liegenden Sphären bewegt und sehr ungleichartige Hindernisse zu bekämpfen gehabt, und nur der Erfolg ist ein ähnlicher, herbeigeführt durch eine allerdings gleiche Familienanlage, durch gleiche Erziehung, gleiche liberale Gewährung der Mittel zu einer höheren Ausbildung, gleiche Arbeitsamkeit und Ausdauer, vielleicht auch gleichen Ehrgeiz, etwas Tüchtiges zu leisten. Im einzelnen aber will ich versuchen, meine Brüder durch nachstehende Aufzeichnungen näher kennen zu lehren, wobei ich mehr auf eine, nach Kräften unparteiische und unbefangene Schilderung der



Julius Mohl, geb. 25. Oktober 1800 zu Stuttgart.

25 Jahre alt. Im Familienbesitz.

inneren Eigenschaften und der dem Publikum nicht zugänglichen Familienbeziehungen ausgehe, als auf eine Angabe des äußeren Lebensganges. Dieser ist in Konversationswörterbüchern und bibliographischen Nachschlagebüchern leicht zu finden.

Mein Bruder Julius,[1]) der berühmte Orientalist, war als Kind und Knabe der am wenigsten lebhafte von uns; Gutmütigkeit und Behaglichkeit waren seine hervortretenden Eigenschaften, so daß die Mutter wohl größere Lebendigkeit wünschte und dazu aufforderte. Er hat auch später weniger Leidenschaftlichkeit irgend einer Art oder stürmische Genialität gezeigt, als ruhige Verständigkeit, unermüdliche Beharrlichkeit und Pflichttreue. Auf dieser festen Grundlage hat sich aber eine vortreffliche, harmonische, liebenswürdige Persönlichkeit, ein Gelehrter ersten Ranges und ein Ehrenmann von seltener Verläßlichkeit entwickelt. Das Urteil meines Bruders Julius ist klar und entschieden, aber billig; sein Interesse für alle Arten von menschlichen Verhältnissen und Leistungen ein sehr allgemeines, während er jedoch seine eigne Thätigkeit auf sein Fach beschränkt; er ist ein trefflicher Verwalter eignen und fremden Gutes, bescheiden und sparsam in den Ansprüchen für sich selbst und in Genüssen, dabei aber bis zur Großartigkeit freigebig, wo er es an der Stelle findet; dem Umgang mit Spitzen der Gesellschaft keineswegs abgeneigt und im täglichen Verkehr mit den besten Kreisen von Paris und London, ist er von einer seltenen Selbständigkeit im Urteile und im Handeln, seines Wertes und seiner Unabhängigkeit sich klar bewußt und jedem sich gleichstellend; ohne Politik zu treiben, hat er einen Instinkt für vernünftige Freiheit, namentlich aber für eine ehrenhafte und um das Allgemeine besorgte Regierung; deshalb war er auch bis zur Unvorsichtigkeit ein entschiedener Gegner und Verächter des zweiten französischen Kaisertums. Ueber seine Leistungen in der Wissenschaft habe ich keine berechtigte Meinung;[2]) daß sie hervorragend sind, geht jedoch schon daraus hervor, daß es ihm, dem Ausländer, gelang, sich nicht nur den Eintritt in das Institut von Frankreich und eine Lehrstelle am Collège de France, sondern auch einen großen Einfluß in diesen Körperschaften zu erwerben. Mir will als Laien scheinen, daß das Verdienst meines Bruders als Orientalisten nicht sowohl in hervorragenden Anlagen zur grammatikalischen Philologie oder in scharfsinniger Textkritik besteht, so gut er Persisch oder Arabisch verstehen mag, sondern in einer

---

[1]) In die Rede, mit welcher der Tübinger Sanskritist v. Roth die Generalversammlung der Deutschen morgenländischen Gesellschaft im Jahre 1876 eröffnete, ist ein dem Andenken des Julius v. Mohl gewidmeter Nachruf aufgenommen, der hier nicht unerwähnt bleiben darf. Die Rede ist gedruckt in der Zeitschrift der Deutschen morgenländischen Gesellschaft 31, IV—XIII.

[2]) Hier mag zur Ergänzung die eben angeführte Rede v. Roths eintreten.

wohl von keinem andern Zeitgenossen erreichten allgemeinen Kenntnis des Lebens des ganzen Orientes und der gesamten Litteratur desselben und über denselben. Jahresberichte, wie er sie viele Jahre lang in der Zeitschrift der Pariser asiatischen Gesellschaft über die jemalige jüngste orientalische Litteratur in deren weitester Ausdehnung zu erstatten pflegte, konnte, nach allgemeinem Zugeständnis, niemand sonst erstatten, und keiner hätte sie auch wohl mit derselben Billigkeit, Unabhängigkeit und Furchtlosigkeit geliefert. Ein bleibendes Denkmal seiner Gelehrsamkeit und seiner unverdrossenen Arbeitsamkeit ist die Herausgabe des persischen Heldengedichtes von Firdusi mit französischer Uebersetzung, acht Riesenfolianten, an welchen er fast vierzig Jahre lang [1]) unter unzähligen Schwierigkeiten und manchfachen Unterbrechungen arbeitete. Die prächtige Ausstattung von seiten der Nationaldruckerei, welche den Preis des Buches für die meisten unzugänglich macht, ist nicht seine Schuld; er beklagte sie immer als zweckwidrig und hätte gerne eine wohlfeile Handausgabe veranstaltet, wenn er das Recht dazu hätte erlangen können. [2])

Ueber den äußeren Lebensgang meines Bruders nur folgendes: Nachdem er, wie wir alle, das Stuttgarter Gymnasium zwölf Jahre lang besucht hatte, und, ich darf wohl ohne Unbescheidenheit beisetzen, wie wir alle, einer der besten Schüler seiner Abteilung gewesen war, wendete er sich dem Studium der Theologie in dem berühmten Tübinger evangelischen Seminar zu. Es war dies der Wunsch des Vaters gewesen; nicht etwa daß es die Absicht gewesen wäre, den Sohn die Laufbahn eines Geistlichen verfolgen zu lassen, sondern vielmehr, weil er die in der genannten Anstalt gewährte allgemeine Bildung für eine vortreffliche erachtete und um, wenn etwa sonstige wissenschaftliche Plane nicht gelingen sollten, wenigstens einen Rückhalt für alle Fälle zu verschaffen. Das „Stift" (dieses ist die landesübliche Bezeichnung der Anstalt) war zu jener Zeit allerdings zur Bildung der Landesgeistlichkeit während eines fünfjährigen Aufenthaltes bestimmt; allein Theologie war keineswegs der einzige und notwendige Gegenstand der Studien der Zöglinge. Nicht nur waren die ersten zwei Jahre ausschließlich der Philosophie gewidmet, das heißt allgemeinen Bildungsfächern, der Geschichte, der Philologie, der Mathematik, der Philosophie im eigentlichen Sinne, und stand es jedem so ziemlich frei, welchen von diesen Fächern er seine Zeit widmen wollte; sondern auch in

---

[1]) Das Werk erschien in sieben Bänden 1838—1878, der letzte Band wurde also nach dem am 4. Januar 1876 erfolgten Tode des großen Orientalisten im Drucke beendigt (Lorenz, catalogue etc., IX. 582).

[2]) Eine handliche Uebersetzung und Erläuterung wurde von der Witwe veröffentlicht unter dem Titel: Le Livre des rois par Abou 'l Kasim Firdousi. Traduit et commenté par Jules Mohl. Publié par Mme Mohl. 7 vol. in 12°, Par. 1876—78.

den drei späteren der Theologie bestimmten Jahren blieb für solche, welche dieses vorzogen, viele Zeit für andre Wissenschaften. Die theologischen Forderungen beim Austritte und bei der Schlußprüfung waren sehr bescheiden; nur mußte überhaupt studiert und den „Repetenten“ Rechenschaft über Beschäftigung und Ergebnisse gegeben werden. Dies ist seither geändert und der theologische Charakter der Anstalt weit mehr hervorgehoben worden; ob zum Vorteile der württembergischen Bildung, ist eine andre Frage. Mein Bruder blieb übrigens nicht lange in der Anstalt wohnen. Sie war überfüllt, was zu vielfachen Störungen und Unbequemlichkeiten führte, und so erhielt mein Bruder Erlaubnis, sich in der Stadt einzumieten, jedoch unter Verbindung mit der Studienordnung und Disciplin des Hauses.

Während dieser mehr oder weniger theologischen Studien in Tübingen begann mein Bruder sich den orientalischen Sprachen zuzuwenden. Hebräisch war Zwangsfach, er fügte Arabisch bei, und als er seine theologische, lächerlich leichte, Schlußprüfung bestanden hatte und zur Bekleidung eines geistlichen Amtes für befähigt erklärt war, beschloß er, sich diesem Wissenskreise ausschließlich zu widmen. Unser Vater war damit einverstanden; eine Professur der orientalischen Sprachen schien ihm ein ganz verständiger Zweck zu sein: und so ging Julius am Ende 1823 nach Paris, um dort de Sacys Unterricht im Arabischen zu benutzen. Anfänglich war hierzu nur eine Zeit von einem oder zwei Jahren vorgesehen, dies schien zu genügen; allein mein Bruder vertiefte sich immer mehr, begann auch Persisch und Sanskrit, und so zog sich der Aufenthalt mehr und mehr in die Länge. Dies war nun freilich nicht nach dem Sinne des Vaters. Die Summe, welche er jedem von uns zu Reisen ausgesetzt hatte (es waren 6000 fl.), ging trotz aller Sparsamkeit des Bruders allmählich zu Ende; es wurde auch Zeit zur Gewinnung einer festen Lebensstellung, und mit den Vorbereitungsstudien mußte doch irgendwann ein Ende gemacht werden. Die Mutter vermittelte, wie sie konnte; allein es war doch eine peinliche Zeit für Julius, der nicht auf halbem Wege stehen bleiben wollte und sich höhere Ziele gesteckt hatte. Glücklicherweise wurde jetzt dem Bruder eine außerordentliche Professur der orientalischen Sprachen in Tübingen angeboten. Dies beruhigte den Vater, und er ließ sich dann gefallen, daß die Stelle nur unter der Bedingung eines noch längeren Aufenthaltes in Paris angenommen wurde. Wirklich angetreten hat mein Bruder diese Stelle nie. Der Urlaub wurde immer wieder verlängert, am Ende die außerordentliche Professur in eine ordentliche verwandelt; allein der Titular blieb in Paris oder London, seine sehr bescheidene Existenz zufrieden fristend mit einigen Beiträgen von Hause und mit dem Ertrage litterarischer Arbeiten für die Cottasche Buchhandlung, namentlich für die

Allgemeine Zeitung. Der Vater war freilich nicht damit einverstanden, allein der Sohn war ein Mann und mochte über sich selbst verfügen; und am Ende blieb die Professur in partibus ein jeder Zeit ergreifbares Rettungsmittel.

Indessen machte mein Bruder einen großen Plan; er wollte Ostindien besuchen. Hierzu die notwendigen, sehr bedeutenden Mittel aufzubringen war nicht leicht, doch schien die Sache nach längeren Verhandlungen möglich gemacht zu sein. Einen Teil der Kosten sollte ein großes litterarisches Unternehmen decken, welches mit dem Freiherrn von Cotta, dem Vater, verabredet war, zum andern Teile wurde auf die englisch-ostindische Compagnie gerechnet. Der neu ernannte General-Gouverneur, Lord Munster, ein Sohn Wilhelms IV., war meinem Bruder sehr gewogen, und dieser sollte die Reise nach Kalkutta mit ihm machen, dort aber voraussichtlich einen wissenschaftlichen öffentlichen Auftrag erhalten. Auch der Vater wollte nach Kräften beitragen. Da brach die Julirevolution aus. Rothschild zog seinen auf Kalkutta eröffneten Kredit für die Dauer der Reise zurück. Lord Munster reiste allein ab, und als nach Jahr und Tag die Sache wieder in Ordnung zu bringen gewesen wäre, starb derselbe, und der Plan mußte aufgegeben werden. So ist mein Bruder, welcher später in den gelehrten Pariser Kreisen und bei den Staatsmännern Einfluß genug hatte, mehr als eine wissenschaftliche Reise nach dem Orient zu veranlassen und zu leiten, selbst nie dahin gelangt.

Das Scheitern des so lange erwogenen und mit so vieler Mühe vorbereiteten Planes war natürlich sehr schmerzlich für Julius, doch ließ er sich dadurch nicht niederschlagen. Mit gewohntem eisernen Fleiße setzte er seine weitgreifenden Studien fort. Diese aber fingen doch allmählich an, Früchte zu tragen. Bei der von der französischen Regierung unternommenen und nur allzu prächtig ausgestatteten Collection orientale wurde ihm, wie oben bereits bemerkt, die Herausgabe und Uebersetzung des Firdusi übertragen; und wenn das ganze, großartig angelegte Unternehmen nur ein Bruchstück geblieben ist, durch Tod von Mitarbeitern, Entleidung andrer, gelegentlichem Mangel an Mitteln, so trägt er wenigstens nicht die Schuld daran. Gegen vierzig Jahre hat er an der Lösung seiner Aufgabe gearbeitet, natürlich neben anderm, hat unter der Julimonarchie, der Republik von 1848 und dem Kaiserreiche den Fortgang zu bewirken verstanden und war beim Ausbruche des Krieges 1870 eben in der Vollendung. Ob das verwüstete Frankreich hinreichend zeitig für den alten Mann Lust und Geld zur Uebernahme dieses letzten Restes der lebenslänglichen Arbeit geben wird, mag freilich Gott wissen.[1] — Einige

---

[1]) Vgl. o. S. 32, Anm. 2.

Zeit später fanden seine Freunde, daß die Zeit gekommen sei, um ihm eine feste, ehrenhafte Stellung in Frankreich zu bereiten. An die wirkliche Uebernahme seiner Tübinger Professur dachte er längst nicht mehr; weder schien ihm der Unterricht von Anfängern, noch das Leben in einer kleinen Stadt bei ungenügenden wissenschaftlichen Hilfsmitteln möglich; er war durch den langjährigen Aufenthalt in Weltstädten verwöhnt. So entschloß er sich zur Ergreifung der nötigen rechtlichen Vorbereitungsschritte; er gab einerseits sein Anstellungsdekret zurück und erwarb andrerseits die Naturalisation in Frankreich. Nun wurde er, freilich nach mehreren vergeblichen Versuchen und nach Ueberwindung aller Art von Intriguen und Feindseligkeiten, Mitglied des Instituts von Frankreich, und zwar in der Académie des inscriptions et belles lettres; hierauf Professor des Persischen am Collège de France; endlich Oberaufseher über den orientalischen Teil der Nationaldruckerei. In allen diesen Verhältnissen aber erwarb er sich bald durch seinen intellektuellen und namentlich auch moralischen Wert volle Anerkennung und bedeutenden Einfluß, so daß er sich über das ihm hierdurch zufallende Uebermaß von Gesuchen, Zumutungen, Ansprüchen zu beklagen pflegt. Daß einer solchen Stellung auch die äußere Verbrämung durch Orden, Diplome von Akademien und so weiter nicht fehlte, versteht sich von selbst.

Im Besitze einer solchen ehrenvollen und gesicherten Stellung und überdies wohlhabend geworden durch väterliche Erbschaft, durch weise Sparsamkeit und durch das Einkommen seiner Aemter, dachte mein Bruder in seinem siebenundvierzigsten Jahre endlich auch daran, ein eignes Hauswesen zu gründen. Die von ihm getroffene Wahl konnte auf den ersten Anblick befremden und hatte auch, wie es scheint, nicht den vollen Beifall seiner Freunde. Mary Clarke, seine Frau, war die Tochter eines englischen Marineoffiziers, ich glaube von irischer Abkunft. Nach des Vaters frühem Tode hatte sie mit der Mutter lange in Italien, dann in Paris gelebt; nachdem auch diese gestorben war, blieb sie selbständig daselbst wohnen, im intimen Umgang mit Madame Récamier und deren berühmtem Kreise in der Abbaye-aux-Bois. Nähere Verwandte hatte sie keine, als eine ältere Schwester, welche auf ihrem Witwensitze als der Mittelpunkt einer zahlreichen und sehr wohlhabenden Familie in Rutlandshire wohnte. Mary war mindestens in meines Bruders Alter[1]) und konnte nie schön gewesen sein; Kinder waren nie zu erwarten. Und dennoch hat der Erfolg gezeigt, daß die Verbindung eine sehr verständige war und die Neigung meines Bruders — denn eine solche war wirklich vorhanden gewesen — ihn richtig geleitet hatte. Diese Frau ist noch jetzt, also in

[1]) Sie war sieben Jahre älter als ihr Gatte.

hohem Alter, eine nicht nur sehr auffallende, sondern eine in der That höchst ausgezeichnete und in den wesentlichen Beziehungen liebenswürdige Persönlichkeit. Sie spricht mit Geist und Witz, ist von erstaunlicher Lebendigkeit und voll Interesse für alles Geistige, hat den Ton der besten Gesellschaft und ein feines Verständnis für die Forderungen derselben, wenngleich sie sich manches erlaubt, was einer deutschen oder französischen Frau nie einfallen würde. Ihr Wesen ist ein höchst eigentümliches Gemisch von italienischer disinvoltura, französischer Grazie und englischem, kerngesundem und gewissenhaftem Verstande. Daß immer vollständige Harmonie unter den Gatten herrsche, will ich nicht behaupten, dies wäre bei der Verschiedenheit ihrer Naturen und ihrer, bei beiden natürlich schon eingewurzelten Gewohnheiten ein Wunder; allein im ganzen ist es eine mehr als gewöhnlich gute Ehe. Und wenn das eigne Vermögen der Frau, verbunden mit dem meines Bruders, den Hausstand zu einem bequemen und völlig sorgenfreien macht, so ist dies ein weiterer Grund zur Zufriedenheit.

Seit seiner Verheiratung ist denn auch das Haus meines Bruders ein Mittelpunkt vielfachen geselligen Verkehrs und eine wertvolle Heimat für mich und namentlich für meine Kinder geworden. — Mein Bruder hatte bis dahin, wie es die Verhältnisse und seine Neigung mit sich brachten, hauptsächlich mit Männern der Wissenschaft gelebt, von denen freilich mehrere unter der Julimonarchie zu den höchsten staatlichen Stellen gelangt waren; so namentlich mit Thiers, Mignet, Guizot, Cousin, Ampère, Fauriel, Botta, Laboulaye, Loménie, Roulin, Guignaud; dabei aber auch mit Madame Récamier, der Fürstin Belgiojoso, N. Turgenjew auf vertrautem Fuße gestanden. (In England war er namentlich von den indischen Staatsmännern und Gelehrten, zum Beispiel von Malcolm, Briggs, Wilson bestens aufgenommen.) Seine Frau hatte nun aber den Ehrgeiz, einen geistreichen Salon zu eröffnen, was ihr denn auch vollkommen gelang, dank ihren völlig dazu passenden Eigenschaften und gestützt auf den Grundstock der älteren Bekannten ihres Mannes. Ihr Salon [1]) wurde bald bekannt als einer der interessantesten in Paris, in welchem man nicht nur geistig hervorragende Franzosen und elegante Französinnen, sondern auch bedeutende Fremde aller Völkerschaften treffen kann. Da nach Pariser Sitte nicht der Mann, sondern die Frau vom Hause der Mittelpunkt und das belebende Element solcher Zusammenkünfte ist, so kann sich mein Bruder, dem es eigentlich um die vielen Menschen nicht zu thun ist, nach Gutdünken passiv verhalten und wohl auch in der Stille ganz verschwinden.

---

[1]) Ueber den berühmten Salon der Frau v. Mohl spricht der Verfasser auch in dem Abschnitt „Reisen“.

— Was aber die für uns in meines Bruders Haus entstandene Heimat betrifft, so ist dieselbe namentlich meinen Töchtern zu gute gekommen. Beide sind lange, wohl jahrelang, bei der kinderlosen Schwägerin gewesen, haben ihre Erziehung da vollendet, durften sie auf Reisen nach England begleiten und hatten so eine unvergleichliche Gelegenheit, die Welt unter den besten Bedingungen zu sehen. Diese Güte erstreckte sich später sogar auf deren Kinder, je nach deren Alter.

So schien denn mein Bruder einem wohlverdienten glücklichen Verlaufe seines letzten Lebensabschnittes entgegenzugehen, als er das „ante mortem nemo beatus" erfahren mußte. Der Krieg von 1870 störte in schmerzlicher Weise diese so gesichert erscheinenden Verhältnisse; und zwar hatte mein Bruder zwei beinahe gleich peinliche Phasen der Ereignisse durchzumachen, wenn auch in verschiedener Stellung zu ihnen. Zuerst die Belagerung von Paris durch die Deutschen. An einen Krieg war im Frühjahre 1870 so wenig zu denken, daß meine Schwägerin ihren gewöhnlichen Sommeraufenthalt in England, mein Bruder einen Besuch in Stuttgart bei Moritz und bei uns am Starnberger See begonnen hatte, und das Haus in Paris wie gewöhnlich der Obhut erprobter Dienstboten anvertraut war. Bei dem plötzlichen Hereinbruche des Sturmes eilte er unter großen Schwierigkeiten über die Schweiz zurück, bestellte, soweit es nötig schien, sein Haus und ging dann am letzten Tage vor der Einschließung von Paris nach England zu seiner indessen schwer erkrankten Frau. Hier verlebte er monatelang den immer ungewisseren Ausgang des mörderischen Völkerkampfes, allerdings in persönlicher Sicherheit, allein tief betrübt über den Ruin und über die Leiden seiner Freunde und ungewiß über die Ausdehnung des auch ihm drohenden Schadens an Stellung, Hab' und Gut, in der ganzen ungeheuren Begebenheit nur einen lichten Punkt erblickend, nämlich den Sturz der von ihm tief gehaßten und verachteten kaiserlichen Herrschaft.

Nach langem, fast unerträglich gewordenen Harren erfolgte endlich die Uebergabe der Stadt und der Friede, wurde also die Rückkehr möglich. Die Verluste erwiesen sich leidlicher, als zu hoffen gewesen war, und es schienen allmählich die alten Verhältnisse wieder in das Geleise zu kommen, als plötzlich eine zweite, schlimmere Katastrophe hereinbrach, die Kommune und die Belagerung der Stadt durch die französischen Regierungstruppen. Diese entsetzliche Zeit machte nun mein Bruder in der Stadt durch. Seine Frau konnte er noch nach England flüchten; er aber blieb zurück, da er sich einer zweiten Ungewißheit aus der Ferne nicht aussetzen, auch englische Gastfreundschaft abermals auf unbestimmte Zeit nicht in Anspruch nehmen wollte. Er durchlebte also die ganze schauerliche Herrschaft des Wahnsinns und der Barbarei, in jedem Augenblicke dem Aergsten ausgesetzt; Augenzeuge

der Brandstiftungen, selbst in der nächsten Nähe seines Hauses, Zeuge von summarischen Erschießungen, doch schließlich persönlich unangetastet. Die mittelbaren Folgen waren freilich empfindlich genug. Einerseits stellten sich doch bedeutende Vermögenseinbußen heraus, andrerseits blieb er von dem sich immer weiter entwickelnden Haß gegen die Deutschen nicht unberührt. An seinen amtlichen Stellungen wurde zwar nicht gerüttelt, allein die Herzlichkeit des Umgangs war getrübt, der frühere große Einfluß in seinen Kreisen verschwunden, der Zustand ein unbehaglicher. Trat auch allmählich eine wenigstens teilweise Besserung ein, so war doch die Freude an der Gegenwart und die Zuversicht auf die Zukunft unwiederbringlich weg. Jedenfalls kann und wird meinen Bruder das schmerzliche Bewußtsein nicht mehr verlassen, in dem Lande seiner Wahl nach halbhundertjährigem ehrenhaftesten Leben und Wirken doch als ein Fremder, wo nicht als ein natürlicher Feind betrachtet zu werden, vereinzelt zu sein. Und damit noch nicht genug. Wer kann wissen, welches weitere und größere Unheil ihm ein neues Ueberwallen des französischen Hexenkessels noch bringen mag? Freilich auch uns andern![1])

Ich weiß nicht, ob es mir gelingen wird, ein richtiges Bild von meinem Bruder Moritz zu entwerfen. Derselbe hat so viele sich anscheinend widersprechende Eigenschaften, zum Teil höchst lobenswerte und seltene, zum Teil weder ihm selbst noch andern zu Freude und Nutzen gereichende, daß man leicht versucht ist, in gesuchte Antithesen und eine sublimierte Psychologie zu verfallen, dadurch aber den wahren Kern der Sache und den wirklichen Zusammenhang von Ursachen und Wirkungen zu verfehlen. Auch bin ich mit den Einzelheiten seiner vielfachen Streitigkeiten im Amte, welche so großen Einfluß auf seinen Lebensgang hatten und ihm so vielen Verdruß zuzogen, zu wenig bekannt, um in allen Beziehungen Lob und Tadel mit sicherer Gerechtigkeit auszusprechen. Es mag daher manches Subjektive und durch lückenhafte Kenntnis Unrichtige in der nachfolgenden Darstellung mit unterlaufen.[2])

Zuerst denn das Notwendige über die äußeren Lebensverhältnisse. Moritz, geboren am 9. Februar 1802, hatte die gleiche Erziehung mit uns beiden ältern Brüdern und durchlief wie wir das Stuttgarter Gymnasium. Ich erinnere mich keiner Besonderheiten aus seiner Kinder- und Knabenzeit, nur meine ich, daß er leicht aufgeregt und jähzornig war. Als es zur

---

[1]) Julius v. Mohl überlebte seinen Bruder Robert nur um wenige Monate: er starb, wie schon oben bemerkt, am 4. Januar 1876.

[2]) Zur Ergänzung und etwaigen Berichtigung führen wir aus Heyd, Bibliographie der württemberg. Geschichte, II. 512, noch folgende Litteratur über Moritz Mohl an: Schwäb. Merkur 1888, 309 f.; Staatsanzeiger 1888, 286 f.; Peez, M. M. als Handelspolitiker in Allg. Ztg. 1888, Nr. 77.

Wahl seines Lebensberufes kam, bestimmte er sich, nach dem Wunsche des Vaters, aber mit freier Uebereinstimmung, zum Studium der Staatswirtschaft, damals Kameralwissenschaften genannt, für welche kurz zuvor[1]) in Tübingen eine eigne Fakultät errichtet worden war. Der Studienkurs war nicht der einfach gewöhnliche. „Studierte Kameralisten" waren etwas Neues in Württemberg, wo bisher die ganze Finanzverwaltung und Volkswirtschaftspflege lediglich Routiniers, den berühmten und berüchtigten württembergischen Schreibern,[2]) überlassen gewesen war; diese sahen aber mit Mißtrauen und Widerwillen auf den drohenden Nachwuchs von wissenschaftlich gebildeten jungen Männern. Sie werden sich, war das Urteil oder wenigstens die Behauptung, praktisch unbrauchbar erweisen, als nicht aufgewachsen in den Formen und der Uebung der Geschäfte. Um diesem, an sich freilich ganz unbegründeten Vorwurfe zu entgehen, mußten sich denn die jungen Leute entschließen, dem Universitätsstudium einige Jahre Lehre in einer Schreibstube vorangehen zu lassen. Mein Bruder erfüllte diese Auflage dadurch, daß er in Tübingen selbst bei einem Finanzbeamten als Freiwilliger für Jahr und Tag eintrat, daneben aber Vorlesungen besuchte. Er hat später immer diese Abrichtung zu mechanischen Geschäften für völlig nutzlosen Zeitverderb erklärt, und sein Haß gegen das Schreiberwesen und dessen Grundsatzlosigkeit hatte seinen ersten Ursprung in den damals gemachten Erfahrungen. Er betrieb seine Studien sehr eifrig, gewann auch einen akademischen Preis und fügte einem vier- bis fünfjährigen Aufenthalte in Tübingen noch einen Jahreskursus auf der landwirtschaftlichen Akademie in Hohenheim an. Daß bei mehr als gewöhnlicher Begabung und bei so gründlichen Studien die Dienprüfung glänzend ausfiel, versteht sich von selbst. — Moritz trat unter sehr günstigen Umständen in den öffentlichen Dienst. Eben damals kamen in Deutschland überhaupt und in Württemberg insbesondere die Verhandlungen über Zollsystem und Zollverein in Bewegung, wurden die Forderungen von Staatsschutz für die Gewerbe immer dringender, rührte sich eine bis dahin unbekannte Thätigkeit in größeren industriellen Unternehmungen. Es bedurfte in solchen Fragen unterrichteter Beamter, und deren waren in dem älteren Geschlechte kaum vorhanden. Mein Bruder nun hatte sich auf der Universität neben den allgemeinen theoretischen Studien viel mit Technologie beschäftigt, eine Preisfrage in diesem Fache gewonnen, welche er später zu einem interessanten Buche ausarbeitete, „Ueber die württembergische Gewerbsindustrie, 1828", manche kleinere Reisen zur Vermehrung seiner Kenntnisse

[1]) Im Jahre 1817, s. Klüpfel, Die Universität Tübingen in ihrer Vergangenheit und Gegenwart, 90—91.

[2]) Eine treffliche Schilderung der württembergischen Schreiberkaste s. in Köstlin, Wilhelm I. König von Wirtemberg, 149—151.

gemacht; er war offenbar der gegebene Mann für eine Verwendung im Zoll- und Handelswesen. Eine solche wurde ihm denn auch alsbald zu teil. Er wurde als Sekretär oder dergleichen der Zolldirektion zugeteilt, begleitete den Direktor wiederholt auf längeren Reisen zu Verhandlungen mit fremden Staaten und trat bald als Assessor in das Kollegium selbst ein. Eine rasche und glänzende Laufbahn aber schien sich ihm mit Sicherheit zu eröffnen, als er, ein noch ganz junger Mann, und erst zu der eben erwähnten Stufe gediehen, in der Stellung eines selbständigen Unterhändlers über einen Zollverein mit Preußen nach Berlin gesandt wurde. Dieser Auftrag, geschickt und erfolgreich ausgeführt, konnte und mußte für meinen Bruder persönlich die bedeutendsten Folgen haben; unerwarteter-, aber freilich nicht unverdienterweise wurde er jedoch die Veranlassung zu einer völligen Störung der Laufbahn und die Ursache zu einer Verfehlung des Lebenszwecks. Es kam hier, da er zum ersten Male selbständig handelte, eine Urteils- und eine Charakterschwäche meines Bruders zur Erscheinung, welche ihm sein ganzes Leben nachgegangen ist und ihm die bittersten Kränkungen zugezogen hat, nämlich ein zu stark hervortretender Lokalpatriotismus, der ihn einer billigen Beurteilung der allgemeinen Verhältnisse und der ebenfalls berechtigten Interessen andrer beraubt; sodann eine sittliche Ueberschätzung seiner eignen Anschauungen, welche ihn jeden Gegner ohne weiteres als einen Schurken betrachten und als solchen behandeln läßt. Anstatt nun diesen vermeintlichen üblen Absichten geschickt entgegenzuwirken, brach Moritz eines schönen Tages ganz auf seine Faust, ohne Weisung von Hause, ja ohne Berichterstattung dahin, die Verhandlungen ab, reiste nach Dresden, Hannover, Kassel und Darmstadt, ließ sich überall bei Fürsten und Ministern melden und warnte leidenschaftlich vor jeder Vereinbarung mit Preußen. Als er endlich nach Stuttgart kam, waren überallher schon Berichte über diese wunderbare Erscheinung eingelaufen und hatte namentlich die preußische Regierung förmliche Klage gegen Moritz erhoben und sich eine fernere Verwendung desselben zu Verhandlungen ein für allemal verbeten. Kein Wunder, daß er schlecht empfangen wurde, namentlich auch von dem König Wilhelm persönlich, und daß man für ratsam hielt, ihn von der Zolldirektion zu entfernen und in eine Provinzialfinanzkammer in Reutlingen zu versetzen. Von da an kam dann aber keine rechte Ruhe mehr in meinen Bruder und kein Gedeihen in seine amtliche Laufbahn. Zwar wurde er nach einiger Zeit wieder in die Zolldirektion zurückberufen, teils weil man seine Kenntnisse nicht entbehren konnte, teils mit Rücksicht auf den vereinsamten alten Vater, welcher doch einen seiner Söhne bei sich haben wollte; allein es that auch jetzt nicht lange gut, und mein Bruder kam wieder nach Reutlingen zurück, um später abermals nach Stuttgart versetzt zu werden.

Zwischenhinein war er fünf bis sechs Jahre lang (1835—1841) auf Reisen gewesen, freilich ebenfalls in sehr charakteristischer Weise. Er wollte die bisher verschobene wissenschaftliche Reise, zu welcher der Vater jedem von uns die Mittel[1]) bot, endlich antreten, und es war dazu eine Durchwanderung von Frankreich und England mit staatswirtschaftlicher Richtung beabsichtigt. Allein mein Bruder verblieb, nach einem kurzen Aufenthalte in Paris, während mehr als fünf Jahren in Havre und mußte endlich, ohne irgend etwas Weiteres gesehen und studiert zu haben, als den Handel von Havre und die kleine ländliche Industrie der Normandie, nach Hause zurückkehren. Daß er seine Zeit nicht vergeudet hatte, bewiesen allerdings seine Einsendungen von französischen Gewerbeerzeugnissen, welche den Grundstock zu dem jetzt so bedeutenden und berühmt gewordenen Musterlager in Stuttgart legten, und ein von ihm im Jahre 1845 herausgegebenes größeres Werk „Aus den gewerbwissenschaftlichen Ergebnissen einer Reise in Frankreich". Allein das Ganze war doch ein verfehltes Beginnen, bei welchem das Große über dem Kleinen versäumt wurde, der leicht mögliche weitreichende Nutzen über einer sich nie genügenden Vollständigkeit der Einzelnforschung verloren ging. Mit seinem Rücktritt in den Dienst begannen die Häkeleien wieder, und die gegenseitige Stimmung wurde bald eine bittere. Unter solchen Umständen ist es dann begreiflich genug, daß mein Bruder allmählich den Entschluß faßte, aus dem Staatsdienste ganz auszuscheiden, nachdem ihm die elterliche Erbschaft notdürftig die Mittel dazu gewährt hatte. Im Jahre 1848 in das Deutsche Parlament gewählt, fand er in der freieren Thätigkeit und Unabhängigkeit eines Volksvertreters eine ihm zusagendere und, wie er glaubte, einflußreichere Thätigkeit; und wenn auch zunächst die Aussicht auf eine allgemeine nationale Wirksamkeit wieder verschwand, so genügte für den, wie bereits bemerkt, übereifrigen Württemberger auch eine Stelle in dem Stuttgarter Ständesaale.[2]) Er legte also, um ganz ungebunden zu sein, sein Amt als Obersteuerrat nieder, ohne Anspruch auf eine Pension zu machen, und lebt seit dieser Zeit völlig nur ständischer Thätigkeit, vollkommen durch dieselbe beschäftigt, ja absorbiert, da die Zwischenzeiten zwischen den Landtagen durch fleißigste Bearbeitungen von Ausschußberichten angefüllt werden. Auch eine Wahl in das Zollparlament nahm mein Bruder an, um die seiner Meinung nach grundfalsche Handelspolitik Preußens zu bekämpfen (freilich mit geringem Erfolge), später ebenso zu gleichem Zwecke eine Wahl in den Deutschen Reichstag, obgleich er in leidenschaftlichster Weise mit Schrift[3]) und Wort

---

[1]) Vgl. oben S. 33.

[2]) Hier vertrat er volle 40 Jahre einen und denselben Bezirk Aalen.

[3]) So in den bekannten Flugschriften „Mahnruf z. Bewahrung Süddeutschlands vor den äußersten Gefahren ... 1867" und „Für die Erhaltung d. südd. Staaten. 1870".

den Eintritt Württembergs in das Deutsche Reich zu hintertreiben gesucht hatte. Vernünftigerweise konnte er freilich nur Niederlagen und Unannehmlichkeiten erwarten; allein dies hält ihn nicht einen Augenblick ab, seine vorgefaßten Meinungen ohne links noch rechts zu schauen zu verteidigen. „Impavidum ferient ruinae", er blieb auf der Bresche, wenn auch die ganze Stadt längst gewonnen und sogar bereits beruhigt war und sich in ihr Schicksal ergeben hatte. Anfänglich in den Reichsversammlungen sehr ungern gehört, überdies völlig in denselben vereinzelt stehend, da er sich niemals einer Fraktion anschloß, sondern seinen Krieg auf eigne Hand führte, erwarb er doch allmählich Achtung und Gehör, da man fand, daß immer viel von ihm zu lernen sei. Von einem Erfolge war nie die Rede, was ihn aber nicht hinderte, immer wieder das Wort zu verlangen und Anträge zu stellen, welche ganz gegen die Richtung der Versammlung und der Reichsregierung liefen. Er hielt dies für seine Pflicht. Seine schon frühe gewonnene Abneigung gegen Preußen wurde mehr und mehr zu fanatischem Hasse und auch auf das Reich übertragen. In dieser Gesinnung war er denn auch mit allen und jeden Reichsfeinden einverstanden, namentlich war Windthorst ein Gegenstand seiner höchsten Bewunderung, und er stimmte, wenn auch nicht in kirchlichen Fragen, oft genug mit dem ultramontanen Zentrum. Zu seinem tiefen Schmerze erfuhr er aber bei den Neuwahlen im Jahre 1874 schwarzen Undank von den Ultramontanen. Sie traten in geschlossener Phalanx gegen ihn auf und entrissen ihm denn auch, mit allen erdenklichen Mitteln und zu Gunsten eines ganz untergeordneten Schildknappen, den Sitz. Er wird sich über diesen Verlust schwerlich je trösten, in der Teilnahme an der württembergischen Ständeversammlung kaum einen Ersatz finden. [1])

Ich habe viel nachgedacht über das innere Wesen meines Bruders Moritz, und das Ergebnis ist denn im wesentlichen folgendes. Die intellektuelle Begabung desselben ist eine bedeutende. Er faßt außerordentlich leicht und schnell auf; sein Scharfsinn ist bemerkenswert, namentlich wo derselbe durch Mißtrauen gegen alle geschärft ist, welche eine ihm nicht zusagende Meinung haben; er hat die Kraft, eine große Menge von Einzelheiten zu ordnen und zu bewältigen, in einem seltenen Grade; er schreibt gut und spricht leicht, wenn auch vielleicht zu oft und zu lang. Alle diese Eigenschaften werden aber sehr beeinträchtigt durch zwei Fehler.

---

[1]) Geraume Zeit nachdem obiges geschrieben war, starb Moritz Mohl, nämlich am 18. Februar 1888. In der Annahne der Schutzzollpolitik durch den Reichstag 1878 sah er eine Krönung seines Lebenswerkes; es gelang ihm mehr und mehr, mit den Verhältnissen im neuen Deutschen Reiche sich auszusöhnen (Allgem. Ztg. 1888, Nr. 52), und so hatte sein Leben einen doch einigermaßen befriedigenden Abschluß.

Einmal durch Mangel an sicherem Urteile, und zweitens durch die Unmöglichkeit Maß zu halten. Nur einer Urteilslosigkeit kann zum Beispiel der meinen Bruder zu so vielen falschen Schritten verleitende württembergische Lokalpatriotismus entspringen, welcher ihn in dem kleinen Lande den Mittelpunkt der Welt erscheinen läßt, ihn blind macht für alle wirklichen Größen- und Interessenverhältnisse, ihn so oft über untergeordnete Punkte Lebensfragen gefährden macht, welcher es ihm möglich erscheinen läßt, den Gang der Weltgeschichte durch Benutzung irgend eines formellen kleinen Rechtes aufzuhalten, und der ihn völlig blind macht gegen die gleichen und selbst stärkeren Ansprüche Dritter. Urteilslosigkeit ist es, wenn er niemals, sei es im großen, sei es im kleinen, eine Verhältnismäßigkeit der Mittel zum Zwecke beachtet. Nur eine, bei einem Manne von seinen Kenntnissen unbegreifliche Urteilslosigkeit ist es, wenn er in allen wirtschaftlichen Fragen nur das Interesse der süddeutschen Fabrikation ins Auge faßt, aber die Landwirtschaft, den Handel, die weit entwickeltere Gewerbethätigkeit in andern Teilen von Deutschland ganz außer acht läßt, wenn er bei dem von ihm verteidigten Zollschutzsystem nur Vorteile sieht. Mangel an Urteil ist es, wenn er, um seine Unabhängigkeit zu wahren, sich in Ständeversammlungen keiner geschlossenen Partei, keiner Fraktion anschließt, ohne zu bedenken, daß ein ganz vereinzelt Stehender gar nichts auszurichten vermag. Vielleicht noch schädlicher und ihm persönlich nachteiliger ist der Mangel an Maßhalten in allen Dingen. Moritz lebt nur in Uebertreibungen. Für ihn giebt es nur Schwarz und Weiß; nur glückliche Zustände oder unerträgliche Uebel; nur makellos vortreffliche Wesen oder Schurken und Dummköpfe. Er übertreibt Höflichkeit, gesellige Rücksichten, Sparsamkeit. Er giebt dadurch seinen zahlreichen Feinden Gelegenheit zu wohlfeilem Spotte und zur Verbreitung der Meinung, daß er ein nicht ganz zurechnungsfähiges Original sei. Eine gleiche unglückliche Mischung bietet er dar in Beziehung auf den Charakter. Auch in dieser Beziehung hat er vortreffliche, seltene Eigenschaften. Er ist von einer nicht zu übertreffenden Uneigennützigkeit, Unbestechlichkeit, Gewissenhaftigkeit. Was er für seine Pflicht erachtet, führt er durch, koste es ihn auch die größten Opfer und ziehe er sich die gefährlichsten Feinde zu. Er lebt nicht für sich, sondern für die öffentliche Sache, so wenig Dank und Erfolg er davon auch im ganzen hat. Er ist durchaus wahr und ohne Falsch. Aber er verdirbt zu einem guten Teile nicht nur die Anerkennung dieser höchst schätzenswerten Seiten, sondern die naturgemäßen Wirkungen derselben für die von ihm verfolgten Zwecke durch einige offenbare Fehler. Zunächst ist er von sich, und zwar sowohl von seiner sittlichen Tadellosigkeit als von seiner intellektuellen Ueberlegenheit, im Uebermaße eingenommen. Dies bringt ihn denn zu einer ungerechten,

verkehrten und ihm tödlichen Haß zuziehenden Beurteilung aller Andersdenkenden und Lebenden. Daß jemand in gutem Glauben oder gar aus überwiegenden Gründen, selbst in den verwickeltsten und vielseitigsten Fragen, einer andern Ansicht sein könne, giebt er nicht einen Augenblick zu. Daß Er einer Ansicht ist, ist einfacher Beweis ihrer Richtigkeit. Dies offen zu sagen, oder doch deutlich merken zu lassen, ist ihm Pflicht und Recht. Von einem Kompromisse, um wenigstens das Erreichbare zu retten, ist nicht die Rede; es wäre dies eine Feigheit und ein Nachgeben gegen Lüge und Korruption. Noch niemals wohl hat ihn auch die vollendetste Niederlage einer von ihm verteidigten Sache zu einem Zweifel und einer Untersuchung darüber gebracht, ob er nicht etwa im Irrtum gewesen sei; und wenn er ganz allein bliebe, so hat nur Er recht, die ganze Welt unrecht. So ist ihm zum Beispiel die von ungezählten Millionen verlangte Einheit Deutschlands ein Verbrechen und ein unabsehbares Unglück, weil er sich in den Kopf gesetzt hat, daß Preußen Süddeutschland aussaugen will. Ein zweiter Charakterfehler (denn als solchen fasse ich ihn auf) ist unbezwingbarer Eigensinn. Von einer einmal gefaßten Meinung oder Lehre geht er nie und nimmermehr ab; kein Mensch hat ihn je von der Unrichtigkeit einer Ansicht, was dieselbe auch betreffen möge, überzeugt. Dieser Starrsinn ist aber offenbar eine Folge des Willens und nicht des Verstandes. Es ist aber dieser Fehler um so mehr zu beklagen, als derselbe, namentlich in einer Beziehung, von großem praktischem Nachteile ist. Die ersten Studien meines Bruders in der Nationalökonomie fielen in die Zeit, als die Lehre von der Notwendigkeit eines Schutzzolls für neue Industrie und angehende Industriestaaten als unbedingt wahr galt, und er eignete sich dieselbe ganz natürlich an. Hierbei blieb er denn nun aber fünfzig Jahre lang stehen, ohne irgend eine Modifikation zuzulassen, ohne die Beweisführungen für Freihandel irgendwie zu beachten, als um sie für Hamburger Egoismus und für einen von England bezahlten Schwindel zu erklären. Die in der That unermeßlichen, vielleicht von keinem andern Zeitgenossen erreichten Kenntnisse, welche mein Bruder im Gewerbewesen, im Zollfache, in der Handelsstatistik besitzt, dienen ihm lediglich dazu, die für das Protektionssystem sprechenden Thatsachen aufzuführen und geltend zu machen und seine mit vollem Recht erworbene Autorität im Gebiete dieser Thatsachen zu verwerten für die von ihm festgehaltene Theorie. Die für das Gegenteil oder wenigstens für Modifikationen sprechenden Ergebnisse läßt er, übrigens im besten Glauben, völlig unbeachtet liegen, und er hat auf diese Weise ohne Zweifel, soweit er Erfolg hatte, mehrfach geschadet; noch mehr aber ist er sich selbst im Wege gestanden in der Durchsetzung richtiger Forderungen. Er macht Gegnern den Vorwurf eigensinnigen Festhaltens an veralteten Ansichten, welchen

sie denn, und wohl mit mehr Recht, zurückgeben. Wie wenig er selbst in seinem Hauptfache Neues irgendwie aufnimmt und beachtet, beweist er am besten durch seine vollständige Ignorierung der ganzen Arbeiterfrage. Er sieht nur den Fabrikanten, schätzt nur dessen Kenntnisse und Thatkraft, freut sich nur über seine Erfolge und findet es ganz in der Ordnung, wenn dieser Millionen gewinnt. Die Forderungen der Arbeiter, auch ein menschenwürdiges Dasein zu erhalten, an dem Gewinne, zu welchem sie durch ihre Geschicklichkeit und harte Anstrengung so vieles beitragen, auch einen billigen Anteil zu erhalten, findet er einen Wahnsinn, so human er sonst gegen tiefer Stehende auch ist; dadurch würden ja der Mitwerbung auf dem Weltmarkte Schwierigkeiten gemacht. Sie sollen den Lohn erhalten, wie ihn Angebot und Nachfrage regelt, damit aber Punktum. Selbst die große Gefahr der sozialen Bewegung läßt ihn ganz unbewegt; Kartätschen und Galgen seien ein sicheres Mittel dagegen.

Nicht ein Fehler, aber ein Unglück für Moritz war es, daß er nicht heiratete. Zwar führte er seit dem Tode unsers Vaters eine eigne Haushaltung unter der Leitung einer alten, treuen Dienerin der Eltern; allein er wurde doch immer mehr und mehr ein alter Junggeselle in der übelsten Bedeutung des Wortes, und zur großen Steigerung seiner Fehler. Völlig abgeschlossen lebend, wurde er mehr und mehr von seiner ausnahmsweisen Vortrefflichkeit und von der unwidersprechlichen Richtigkeit seiner Ansichten überzeugt; dazu kamen auch äußerliche Wunderlichkeiten in Kleidung und so fort, so daß er schon auf den ersten Blick als ein Sonderling, wo nicht als eine Karikatur erschien. Er war allgemein geachtet wegen seiner Redlichkeit, seiner selbstlosen Aufopferung, seines unglaublichen Fleißes; allein ebenso allgemein lachte man über seine Excentricitäten, versagte man ihm den Einfluß, welchen er in manchen Beziehungen wohl verdiente. Bei keinem Menschen habe ich die Wahrheit des Satzes, daß eine urteilslose Anstrebung des Bessern ein Feind des Guten ist, so schlagend erwiesen gesehen als bei ihm.

Nichts könnte unrichtiger sein, als in der vorstehenden Schilderung einen Beweis unbrüderlicher Gesinnung zu erblicken. Ich habe eine solche in der That nicht und erkenne auch vollkommen die bedeutenden und ehrenwerten Eigenschaften meines Bruders Moritz an. Allein wollte ich die Wahrheit nicht verleugnen und offen vorliegende Thatsachen nicht unerklärt lassen, so blieb mir nichts übrig, als entweder über denselben ganz zu schweigen, oder auch die Seiten seines Wesens zu bezeichnen, welche so viel dazu beigetragen, ihn zu der merkwürdigen Persönlichkeit zu machen, die er nun einmal ist, und die der Schlüssel zu seinen Lebensschicksalen sind. Von einem so bedeutenden Bruder gar nicht zu reden, war nun aber nicht

möglich; und am Ende hätte ein Schweigen schlimmere Auslegung gefunden als die Aufzeichnung dessen, was mir wenigstens die Wahrheit zu sein scheint.

Verhältnismäßig wenig zu sagen weiß ich von Hugo, dem vierten von uns, ein so ausgezeichnetes und berühmtes Mitglied der Familie er auch war. Um sechs Jahre jünger als ich, stand er mir in der ersten Jugend ferner, und wenn wir denn auch während seiner Universitätszeit, da ich bereits Professor in Tübingen war, und später eine Reihe von Jahren als Professoren nebeneinander in derselben Stadt lebten, so war doch bei seiner eigentümlich zurückgezogenen Art der Umgang ziemlich beschränkt. Nicht etwa, daß wir unfreundlich gestanden wären; im Gegenteil: allein er lebte in einem kleinen, scharf umzogenen Kreise, aus welchem er selten heraustrat. Und dies ging so fort bis zu seinem Tode. Wir waren auf das beste gesinnt, allein wir sahen uns sehr selten, und von Briefwechsel war gar nicht die Rede. Dies war auch den beiden andern Brüdern gegenüber der Fall; Julius hat ihn zum Beispiel niemals dazu bewegen können, ihn in Paris zu besuchen, so wichtig für ihn auch eine Bekanntschaft mit den dortigen Gelehrten und Anstalten gewesen wäre. Er war immer seine eignen Wege gegangen, in möglichst geringer persönlicher Berührung mit andern Menschen, und der gealterte Junggeselle war ganz eingesponnen in seiner freiwilligen Vereinzelung.

Hugo besuchte, wie wir alle, das Stuttgarter Gymnasium, den größern Teil der Zeit hindurch bei der Großmutter Autenrieth wohnend, da unsre Eltern im Jahre 1819 nach Ellwangen gezogen waren. Hierauf studierte er, auf des Vaters Wunsch, Medizin und machte auch seine Prüfungen mit bestem Erfolge; allein es war wohl von Anfang an sein Entschluß, die Heilkunst niemals auszuüben, sondern sich ausschließend der Botanik zu widmen. Schon auf dem Gymnasium hatte er sich damit beschäftigt und verwendete nun auch auf der Universität alle verfügbare Zeit darauf. Ein günstiger Zufall wollte, daß eine botanische Preisaufgabe gegeben wurde; er gewann den Preis, und die Arbeit machte, als er sie als Doktordissertation[1]) herausgab, durch die feinen mikroskopischen Untersuchungen und die schönen Zeichnungen großes Aufsehen, behauptet auch, meines Wissens, in der gelehrten Welt ihren Platz. Unser Vater hatte, da der seiner Meinung nach notwendige Rückhalt eines Fachwissens erlangt war, nun nichts einzuwenden gegen eine ausschließende Ausbildung und Laufbahn als Botaniker. Mein Bruder machte wiederholte Reisen in die

[1]) „Ueber die Poren der Pflanzenzellen ... 1828." — Im vorhergehenden Jahre hatte Mohl die von der Tübinger medizinischen Fakultät gestellte Preisaufgabe über den Bau und das Ranken der Winden und Schlingpflanzen beantwortet. Die Arbeit wurde des Preises für würdig erklärt, der Preis fiel aber durch das Los einem Mitbewerber zu; vgl. de Bary in der Allg. dtsch. Biogr. XXII. 56—57.



Hugo Mohl, geb. 8. April 1805.

25 Jahre alt. Im Familienbesitz.

Alpen und nahm bald seinen Wohnsitz in München, wo ihm Martius die Bearbeitung eines Teiles seines großen botanischen Werkes über Brasilien[1]) übertrug. So entstand meines Bruders Werk über die Anatomie der Palmen, welches ihn in noch jungen Jahren zum berühmten Manne machte. Die Ernennungen zum Mitgliede von Akademien folgten sich rasch; Hugo erhielt Berufungen an Universitäten, von welchen er die nach Bern annahm, jedoch nach wenigen Jahren mit einer Stelle in Tübingen vertauschte. Hier lebte er dann gegen vierzig Jahre lang, allmählich die erste Berühmtheit der Anstalt, still zurückgezogen, umgeben von einer prachtvollen Bibliothek und ein für ihn erbautes und eingerichtetes Haus bewohnend, wegen mancher Sonderbarkeit seines täglichen Lebens wohlwollend belächelt. Die zahlreichen Aufforderungen, Tübingen mit größeren Aufenthaltsorten und Wirkungskreisen zu vertauschen, zum Beispiel im Jahre 1832 als Direktor des kaiserlichen botanischen Gartens nach St. Petersburg zu gehen, wies er immer ab; für seine feinen physiologischen und anatomischen Arbeiten war ihm der Tübinger botanische Garten, waren ihm seine eignen Instrumente und Bücher genügend; es machte hier niemand Ansprüche an amtliche Wirksamkeit oder Geselligkeit an ihn, welche ihm lästig gewesen wären; Vorlesungen hielt er nur, so viele er wollte, und um die allgemeinen Universitätsangelegenheiten brauchte er sich nur zu bekümmern, wenn es ihm darum zu thun war. Dann aber fiel allerdings sein Wort schwer ins Gewicht, wie er denn hauptsächlich die beabsichtigte Verlegung der Universität in die Hauptstadt verhinderte, die Gründung einer eignen naturwissenschaftlichen Fakultät[2]) veranlaßte, an Berufungen maßgebenden Anteil nahm. Von Zeit zu Zeit machte er eine größere Reise, in späteren Jahren gern nach Italien, wo er namentlich in Rom mit Vorliebe weilte im Umgange mit Künstlern.

So war er denn das typische Bild eines großen deutschen Gelehrten; von unermeßlichem Wissen, und zwar nicht etwa nur in seinem Berufsfache, sondern im ganzen Gebiete der Naturwissenschaften, unablässig beschäftigt und gelegentlich mit den Ergebnissen einer Forschung vor das Publikum tretend,[3]) ein fast einsiedlerisch lebender Hagestolz mit sehr einfachen Sitten und wunderlichen Gewohnheiten, aber wohlwollend und in seiner Klause lebendigen Anteil an der Welt Läufen nehmend, überschüttet mit Ehrenbezeigungen von Regierungen und Akademien, weit und breit hochgeachtet

---

[1]) Flora Brasiliensis.

[2]) Im Jahre 1863, vgl. Klüpfel a. a. O. 112.

[3]) Ueber Mohls Arbeiten und Arbeitsmethode spricht sich de Bary a. a. O. aus, und besonders Sachs in „Geschichte der Botanik vom 16. Jahrh. bis 1860“ S. 315—335, 595—596.

und berühmt. Glücklicherweise traf das nur zu oft bei unsern Gelehrten vorhandene Merkmal der res angusta domi bei ihm nicht ein. Er lebte in behaglich gesicherten Umständen und hatte nicht nur für das Notwendige, sondern für jeden wissenschaftlichen Luxus und für eine etwaige Liebhaberei reichlichste Mittel. So mag er denn wohl von manchem beneidet worden sein, gehaßt wurde er schwerlich je von irgend jemand. Dem äußeren Anschein nach war er ein selten glücklicher Mann; ob im Innern ebenfalls, ob das vereinsamte Leben nicht zuweilen schwerer auflag, als er zeigen mochte, weiß ich nicht zu sagen.

Auch sein Tod war ein glücklicher. Er hatte, wie seit vielen Jahren täglich, seinen Thee in demselben Gasthofe (der Traube), an demselben Platze, in derselben Gesellschaft genommen, war in gewöhnlicher Weise munter gewesen und wie alle Tage zu derselben frühen Stunde nach Hause gegangen. Am andern Morgen (1. April 1872) fand man ihn tot in seinem Bette, das Bild eines Schlafenden. Nicht eine Falte war im Bettzeug zu sehen, so daß der Tod plötzlich und ohne alle Vorboten erfolgt sein muß. Es war ein schwerer Reisezweck für mich, den jüngsten Bruder zu Grabe zu bringen. Drei mehr als siebzigjährige überlebten ihn. Seine Hinterlassenschaft war weit beträchtlicher, als wir eine Ahnung gehabt hatten, ihre Ordnung nicht eben leicht, namentlich aber für mich durch Moritz' Pendanterie eine wahrhaft qualvolle Aufgabe. Wir schenkten seine berühmte Sammlung von optischen Instrumenten, namentlich von Mikroskopen, sowie seine gesamten botanischen Sammlungen der Universität und überließen auch die Bibliothek an dieselbe um eine bedeutend niederere Summe, als uns anderwärts geboten war. Die Trauer um seinen unerwarteten Tod war in Tübingen allgemein und, ich glaube, aufrichtig.

*

Ich gehe nun über zur Besprechung der Seitenverwandten, deren sowohl von väterlicher als von mütterlicher Seite viele waren, von welchen aber freilich gar manche nur eine kurze Erwähnung verdienen, weil sie entweder allzu unbedeutend waren oder wenigstens mir ferne standen und keinen Einfluß auf mich und mein Leben hatten. Sie gehörten sämtlich dem Beamtenstande oder der Geistlichkeit an, und nur zufällig und vorübergehend waren einige derselben in den Befreiungskriegen Offiziere gewesen. Das Verhältnis zu denselben war insofern ein verschiedenes, als wir im ganzen zu den Verwandten mütterlicherseits in weit näheren Beziehungen standen als zu denen von der Seite des Vaters, wohl infolge von größerer Neigung der Mutter zu den ersteren.

Mein Vater hatte zwei Brüder und drei Schwestern. — Von den Brüdern war der eine Geistlicher, Stadtpfarrer in Dinkelsbühl bei Nörd-

lingen, der andre Kaufmann in Hamburg.[1]) Beide habe ich sehr wenig gekannt. Der erstere war ein schwerfälliger, so viel ich irgend weiß, talentloser Mann, der nur sehr selten nach Stuttgart zu Besuch kam; er hatte verschiedene Töchter, welche alle wieder Geistliche in dem bayrischen Franken heirateten, und die mir, samt ihren etwaigen Nachkommen, so ganz aus dem Gesichte gekommen sind, daß ich nicht einmal ihre Namen kenne. Der Hamburger Oheim starb jung, und ich habe ihn und seine Frau, eine Engländerin, nur einmal in meinem Leben gesehen. — Mehr Umgang war mit den Schwestern, welche alle in Stuttgart lebten, und mit ihren Kindern. — Die eine[2]) war verheiratet mit einem Regierungsrat Knapp, einem brauchbaren Beamten, aber ziemlich unbedeutenden Manne, dessen größte That war, daß er fünfzig Jahre hintereinander das Bad in Teinach besuchte, wofür ihm dann dort ein Denkmal gesetzt worden ist. Seine Frau ist mir in Erinnerung als eine stattliche Frau, welche etwas Vornehmes in sich hatte und gerne in Gesellschaft ging, ihre Partie machte und so weiter. Meine Mutter hatte vielerlei gegen sie einzuwenden; sie war ihr nicht genug um Haushalt und Kinder bekümmert. Es waren viele Kinder in der Familie; Töchter, welche Jugendfreundinnen meiner Mutter gewesen waren, aber ziemlich jung, zum Teil unverheiratet, starben und deren Verstand ich viel habe rühmen hören; sodann vier Söhne, von welchen zwei unbedeutende und wunderliche Menschen waren, einer als Student bei Göttingen ertrank, nachdem er die Feldzüge gegen die Franzosen unversehrt durchgemacht hatte, und nur einer[3]) zu einer verhältnismäßigen Brauchbarkeit und Stellung gelangte. Auch er war Offizier gewesen und wurde dann Oberamtmann, welches Amt er, ohne viele Gelehrsamkeit, aber mit Eifer und Redlichkeit, recht gut verwaltet zu haben scheint. Seine Kinder[4]) wieder sind mir aus den Augen gekommen; nur weiß ich, daß ein Sohn als österreichischer Major starb.[5]) Mit jenen Vettern hatten wir Brüder manchen Umgang; doch waren sie alle älter als wir, zum Teil um viele Jahre, und es war also mehr eine Duldung und eine Protektion, welche uns von ihnen zu teil wurde, als ein gleiches freundschaftliches Verhältnis. — Eine zweite Schwester meines Vaters hatte einen Geheimen Legationsrat v. Wucherer[6]) zum Manne, einen anspruchsvollen

---

[1]) Karl Friedrich und Karl August (v. Georgii-Georgenau a. a. O. 595, 597).

[2]) Christiana Friederika, Gattin des Christian Gotthold v. Knapp, eines von v. Georgii-Georgenau a. a. O. 486—488 sehr gerühmten Beamten. Der Ehe waren 11 Kinder entsprossen.

[3]) Franz Gustav Adolf v. Knapp; vgl. v. Georgii-G. a. a. O. 488.

[4]) Zwei Söhne und zwei Töchter; vgl. v. Georgii-G. a. a. O.

[5]) Heinrich Franz Karl.

[6]) Johann Christian Friedrich v. Wucherer (v. Georgii-G. 1169).

und etwas lächerlichen Diplomaten zweiten Ranges. Es befanden sich zwei Töchter im Hause, von welchen die jüngere eine große Schönheit und außerdem ein sehr liebenswürdiges Wesen war; dieselbe heiratete einen württembergischen Obersten, v. Hayn, die Schwester einen bayrischen Beamten, Hussell, welcher als Regierungsdirektor in Regensburg starb. Die Mutter war eine gute, stille, in ihrem ganzen Wesen sehr gehaltene Frau. Ich bin mit diesen Verwandten immer gut gestanden, ohne jedoch sehr nahe mit ihnen verbunden zu sein, am meisten noch mit dem Obersten und seiner Frau. — Die dritte Schwester[1]) endlich war die Frau eines Geistlichen, Duttenhofer mit Namen, eines an Körper und Geist dicken und untersetzten Mannes, der entsetzlich schlecht predigte und mich im Konfirmationsunterrichte, welchen ich bei ihm besuchen mußte, zu Tode langweilte. Einen engeren Gesichtskreis konnte nicht leicht ein Mensch haben und dabei eine größere Meinung von seiner Wichtigkeit. Neben der hübschen, freundlichen Frau waren drei Töchter im Hause, mehr oder weniger von meinem Alter; auch mit diesen war ein freundlicher, aber doch kein regelmäßiger und intimer Umgang, so auch später, als sie sich allmählich verheirateten; sie hatten ihre eignen Kreise und Interessen, und zwar solche, welche mich nicht eben anzogen. — Im ganzen war also das Verhältnis zu den Verwandten väterlicherseits für mich und meine Brüder ein ziemlich unbedeutendes, und ich wüßte nicht, daß ich irgendwie und durch irgend einen derselben jemals beeinflußt, gefördert oder gehindert worden wäre. Die ganze geistige Atmosphäre des elterlichen Hauses war eine andre gewesen und hatte Verschiedenartiges erzeugt. Es war anfänglich wohl die von uns Brüdern selbst nicht gefühlte, jedenfalls nicht beurteilte Leitung der Mutter gewesen, welcher der Umgang mit diesen Verwandten eher nachteilig für unsre geistige Anregung als nützlich erschien; später wurde es eigne Gewohnheit. Ob es löblich war, will ich dahingestellt sein lassen; ich führe hier nur die Thatsachen an.

Weit enger und für uns bedeutender war der Umgang mit den Verwandten mütterlicher Seite, was denn seine sehr natürlichen Gründe hatte. Zunächst wohnten wir in dem großelterlichen Hause,[2]) welches der Mittelpunkt der Autenriethschen Familie war. Sodann war meine Mutter ihren Brüdern, trotz der großen geistigen Verschiedenheit mehrerer derselben, sehr zugethan und ließ sich deren schwache Seiten weit mehr gefallen, als sie dieses von andern je gethan hätte. Endlich waren einige dieser Verwandten wirklich sehr ausgezeichnet. Mit diesen lebten denn wir, zum

---

[1]) Charlotte Wilhelmine, vermählt mit Jakob Friedrich Duttenhofer, Diakonus bei St. Leonhard in Stuttgart (v. Georgii-G. 143).

[2]) Das Autenriethsche Haus steht noch ziemlich unverändert Büchsenstraße 8.

Teile unsre ganze Jugendzeit hindurch; sie hatten auf Leid und Freud' vielfachsten Einfluß, und wenn das Verhältnis auch nicht immer ein erfreuliches und innerlich freundliches war, so war es doch immer ein sehr wirksames.

Meine Mutter hatte drei Brüder, welche unter sich höchst verschieden waren und deren getreue und lebensfrische Schilderung eine Aufgabe für die gewandteste Feder abgäbe. Der älteste, August, lebte im Hause seiner Mutter bis beinahe zu deren Tod, unverheiratet, sehr knapp gehalten, in einer untergeordneten Stellung, kaum so ganz als der Sohn vom Hause behandelt. Er hatte, durch den despotischen Willen seines Vaters, seinen Lebenszweck verfehlt, was er immer bitter fühlte, auch gelegentlich äußerte; dadurch war er in Wunderlichkeiten geraten und stand in seiner Umgebung fremdartig da. Er hatte nämlich den leidenschaftlichen Wunsch gehabt, Forstmann zu werden, und wäre dazu auch ohne Zweifel sehr geeignet gewesen durch seine Liebe zur Natur, namentlich zu der Pflanzenwelt, seine eiserne Gesundheit und durch seine bescheidenen Ansprüche an Bequemlichkeit und Umgang; allein der alte Geheimerat hatte, aus irgend einer Schrulle, es nicht zugegeben, sondern den Sohn Schreiber werden lassen und ihn dann in ein Rechnungsbureau gesteckt, in welchem er sein ganzes Leben hindurch blieb. Er war mit nach Amerika gegangen,[1]) mußte aber nach der Rückkunft wieder in seine Kanzlei. So besorgte er denn sein mechanisches Geschäft mechanisch und in stumpfer Resignation, hatte weder die Mittel noch auch nur Lust, eine höhere Stufe in dem Finanzdienste zu erklimmen, war jedem geistigen Bedürfnis völlig fremd, suchte seine Entschädigung in Beschäftigungen im Garten und mit allerlei Getier, lebte in einem elenden Stübchen im Hause und aß zwar an der Mutter Tisch, brachte aber seine Erholungsstunden im Zimmer der Dienstboten und im Gespräche mit diesen zu. Die Großmutter, sonst eine so vortreffliche Frau, war oft hart und niemals liebevoll gegen diesen Sohn, dessen ganze Lebensweise und, ihrer Meinung nach, niedere Lebensanschauung ihr durchaus zuwider war. Niemals wurde auf ihn gewartet, wenn er zur Speisestunde nicht da war; in den Ofen seines Stübchens kam kein Feuer, so lange ich lebte; von einer Besprechung irgend andrer Interessen oder Gegenstände, als etwa der Besorgung von Haus und Grundstücken, war kaum die Rede. Er aber trug dies alles stille, war immer ehrerbietig gegen die Mutter, freundlich und ohne Spur von Neid gegen die Schwester, welche eine so ganz andre Stellung im Hause einnahm, zeremoniös höflich gegen meinen Vater, seinen Schwager, gefällig gegen uns Kinder, in deren

---

[1]) Die merkwürdige Reise Autenrieths mit seinen beiden Söhnen nach Nordamerika ist oben S. 14 erwähnt worden.

Erziehung er sich nicht entfernt mischte, außer daß er uns zur tapferen Ertragung von Schmerzen und zum Mute ermahnte oder uns wundersame Anekdoten von der Seereise nach Amerika und von den dortigen, ihm als Gipfel alles Unerträglichen erschienenen Zuständen, oder von den Heldenthaten der Oesterreicher, namentlich der Leloup-Jäger, in den Revolutionskriegen gegen die Franzosen erzählte.

Ein psychologisch richtiges Bild von diesem Manne zu geben, ist keine leichte Sache, da ganz widersprechend scheinende Eigenschaften enge nebeneinander lagen. „Onkel August" war ohne Zweifel insofern von sehr beschränktem Geiste, als er an allen höheren menschlichen Interessen gar keinen Anteil nahm, solche für ihn gar nicht vorhanden waren; Wissenschaft, Kunst, Poesie, höhere Politik waren ihm völlig fremd und gleichgültig: aber einfältig war er deshalb keineswegs. In dem engen Kreise von Gedanken und Thatsachen, welche ihn ansprachen, urteilte er höchst gesund, und er hatte sogar seinen Anteil an dem übertreibenden Witze der Autenriethschen Familie. Er war ferner sehr unwissend, las wohl niemals etwas, als die Ankündigungen in der Zeitung und ein paar alte Gartenbücher; aber er beobachtete die Zustände der unteren Volksklassen, der einzigen, für welche er sich interessierte, sehr genau und hätte über dieselben bessere Aufschlüsse geben können als gelehrte und sich mit Tabellen abarbeitende statistische Bureaus. Ja er hatte sich sogar eine Art von national-ökonomischer Theorie für dieselben zurecht gemacht. So zum Beispiel war er der Ansicht, daß das Steigen und das Steigern der Bevölkerung das Grundübel der Zeit sei; er war, ohne sicher den Namen Malthus je gehört zu haben, ein sehr eifriger Malthusianer. Ich erinnere mich zum Beispiel, ihn in seiner Art haben sagen zu hören: es werde in Württemberg nicht besser werden, so lange man an einem Markttage zwischen Kornwestheim und Echterdingen (zwei großen Dörfern nördlich und südlich von Stuttgart) mehr als einem Halbdutzend Menschen begegne. Gegen unvorsichtige Heiraten war er unbarmherzig; viele Kinder in einer Ehe erschienen ihm ein Verbrechen. Er vermied ferner den Umgang gebildeter Menschen, deren Ideen und Interessen ihm ferne lagen, und verkehrte nur mit Leuten aus den untersten Ständen; allein er war durchaus nicht roh. Nie ging ihm ein unsauberes Wort über die Lippen; er zeigte sich in seinem Kreise mitleidig, werkthätig hilfreich, voll menschlicher Rücksicht gegen Untergeordnete; sein größtes Vergnügen war, für Weingärtner oder sonstige Arbeiter unentgeltlich den Winkeladvokaten zu machen und ihnen in barockstem Stile und mit altväterisch verschnörkelter Handschrift Eingaben zu verfertigen. Er war nicht einmal in seinen Sitten bäurisch, sondern nur wunderlich und selbst altfränkisch höflich (zum großen Ergötzen von uns Kindern). Mit seiner Familie hatte er

wenigen geistigen Verkehr; aber er nahm höchsten Anteil an allem Guten, was namentlich meinem Vater und später uns Brüdern widerfuhr. Im geheimen war er stolz auf uns, und unsre Mutter war ihm ein Wesen höherer Art, was sie ihm denn auch durch eine größere Freundlichkeit vergalt, als er sie sonst erfuhr. Daß ein solcher Mann keinen Ehrgeiz hatte, ist begreiflich genug; allein selten mag doch das Beispiel von Selbsterkenntnis und Bescheidenheit sein, welches er gab, als er einmal, ohne sein Zuthun, zu einer etwas höheren Stelle befördert worden war. Nach einigen Wochen bat er auf das dringendste, wieder auf seinen niedereren Posten zurückversetzt zu werden, da er finde, dem neuen Amte nicht gewachsen zu sein.[1]) Am merkwürdigsten aber war sein Verhalten in wirtschaftlicher Beziehung. Er war in einem kaum glaublichen Grade sparsam und bedürfnislos. Seine einzige Erholung waren Arbeiten in den Gärten, seine einzige Freude Spaziergänge in den Wald; bei schlechtem Wetter blieb er bis zu den Essenszeiten auf seinem Bureau, wo er nach den Kanzleistunden seinen Klienten für Memoriale Audienz gab. Da er nun auch für Kleidung das wenigst Mögliche ausgab, im elterlichen Hause sozusagen verpflegt war, so ersparte er seinen ganzen unbedeutenden Gehalt. Dies aber nicht aus Geiz, sondern weil er jahrzehntelang den Plan mit eiserner Konsequenz festhielt, sich ein eignes Haus und später, wenn dieses bezahlt sei, einen Garten zu kaufen. Endlich erreichte er beides. Er kaufte ein kleines Haus, welches er sich nach seinem Ideal einrichtete, zum Beispiel längs an den Wänden des Wohnzimmers Bänke hinlaufen ließ, unter welchen Vogelkäfige waren, deren Bewohner mit ihrem Gesang die Ohren betäubten und mit ihren Ausdünstungen die Luft verpesteten. Den Garten suchte er sich in dem verlassensten Winkel des Stuttgarter Thales aus, wo von Aussicht und von Nachbarn keine Rede war. Nach dem Tode der Mutter war er, seiner Auffassung nach, ein wohlhabender Mann; dies änderte aber in seiner Lebensweise gar nichts, als daß er seine eigne, unendlich sparsame Haushaltung einrichtete. Seine größeren Mittel verwendete er, außer einer bestimmten Vermehrung seines Kapitals, zu Geschenken an uns Brüder. Er schenkte uns zum Beispiel allen zu gleicher Zeit kostbare Uhren; er drang mir, als ich mir ein neues Pferd gekauft hatte, die Hälfte des Kaufpreises auf; er war untröstlich, daß meine Mutter, als mein Vater ein Haus[2]) gekauft hatte, nicht einen Beitrag von 2000 fl. zur Möblierung desselben von ihm annahm, von ihm, der in seinem Leben nicht den hundertsten Teil dieser Summe für

[1]) August Friedrich Autenrieth starb als Oberrevisor des Steuerkollegiums (v. Georgii-G. a. a. O. 24).

[2]) Das jetzt Gustav Müllersche Haus mit großem Garten, Ecke der Kanzleistraße und der Schloßstraße.

seine eignen Möbel ausgegeben hatte. In seinem Testamente bestimmte er, daß sein anererbtes Vermögen an die Familie zurückfallen solle, der es gebühre; über das von ihm selbst Ersparte könne er dagegen frei verfügen. Er vermachte es denn auch der Stadt Stuttgart zu milden Stiftungen ganz eigentümlicher Art. Sein Haus[1]) zum Beispiel bestimmte er für zwei städtische Schullehrer, welche aber wenig Kinder haben dürfen (was die Stadt so auslegte, daß sie einen Lehrer mit acht und einen mit neun Kindern hineinsetzte). Ferner stiftete er ein Kapital von 2000 fl., um aus den Zinsen sämtlichen Nachtwächtern am neuen Jahre ein Paar Stiefel zu verabreichen, weil er sie, in seinem Bette liegend, oft bedauert habe, wie sie, im Schnee und Regen, mit vielleicht schlechter Fußbekleidung, umhergehen müßten. Und dergleichen mehr. Die äußere Erscheinung des Onkels August endlich vollendete das Bild des Sonderlings. Er war eine der Merkwürdigkeiten von Stuttgart und der lieben Straßenjugend wohlbekannt, welche es liebte, ihn mit Kohle an die Mauern zu malen, und uns Neffen mit dem Onkel verhöhnte. Er trug sich Sommer und Winter in der Art, wie man etwa zur Zeit des Direktoriums gegangen sein mochte, wo er jung und vielleicht auch einmal elegant gewesen war, das heißt, er ging in einem Frack von besonderem Schnitte, einer Weste mit breiten Klappen, dicker, weißer Halsbinde, enganliegenden Beinkleidern mit kurzen, schlotterigen Stiefeln darüber, einem ungeheuren dreieckigen Hute von mehr militärischer als bürgerlicher Form. Alle diese Kleidungsstücke waren von peinlichster Reinlichkeit, aber er schonte sie so, daß ich nicht weiß, ob er sie je in meiner Lebenszeit zu erneuern brauchte. Er war buchstäblich der letzte Mensch in Stuttgart, welcher einen dicken, gepuderten Zopf trug; und als er ihn endlich abschnitt, verfügte er, daß er ihm einst in die Bahre gelegt werden müsse. Zu all diesem kam ein hoher Stock und die beständige Begleitung eines Hundes, der sicher der häßlichste Köter in der ganzen Stadt war. Ich möchte glauben, daß ein Charakter und eine Erscheinung dieser Art, geschickt verwendet, das Glück eines Lustspieles machen würde; nur dürfte, falls die Aehnlichkeit nicht verloren gehen sollte, die Rolle keine unedle sein, denn trotz seiner Kleinheiten und Wunderlichkeiten war dieser Oberrevisor August Autenrieth ein Ehrenmann durch und durch, an dem kein Falsch und kein Laster war.

Es war nicht wohl möglich, zwei verschiedenere Naturen zu finden, als den eben Geschilderten und seinen Bruder F e r d i n a n d. Dieser war ein geistig ganz ungewöhnlich begabter Mensch, welcher von Lebendigkeit, Scharfsinn, Witz sprühte fast bis zur Genialität, als großer Gelehrter,

---

[1]) Hospitalstraße Nr. 1, vgl. v. Georgii-G. a. a. O. 24.

vortrefflicher Lehrer und unvergleichlicher Arzt weit und breit in großem Ansehen stand, sich, wo nicht um alle, so doch um viele menschlichen Interessen bekümmerte, den aber auch der Ehrgeiz verzehrte, dessen Charakter von Flecken nicht rein war, und der durch seine Schuld und falsche Richtung sich und andern vielfaches Leid zufügte.[1]) Ferdinand Autenrieth hatte seine Studien in der Karlsschule und in Pavia gemacht, war mit dem Vater nach Amerika gegangen, wo er am gelben Fieber tödlich erkrankte, nach der Rückkehr aber als noch sehr junger Mann zum Professor der Anatomie in Tübingen ernannt worden. Bald ging er zur Physiologie, später zu den praktischen Fächern über, bei welchen er sich als Kliniker einen großen Ruf erwarb und eine eigne Schule von weitgreifendem und lange dauerndem Einflusse gründete. An dem Gegenstande dieser Lehrthätigkeit, sowie an seiner großen ärztlichen Praxis änderte es nur wenig, daß er im Jahre 1819 zum Kanzler der Universität ernannt wurde[2]) (welches Amt bisher nur Theologen bekleidet hatten); wohl aber bekam seine Neigung und seine hervorragende Wirksamkeit eine andre Richtung durch die politische Stellung, in welche er, durch sein Amt in die Kammer der Abgeordneten berufen, geriet. Im Jahre 1828 wurde er durch eine neue, hauptsächlich von ihm durchgesetzte Organisation der Universität anstatt des halbjährig wechselnden Rektors stehender Vorstand des akademischen Senates und überhaupt der Universität, ein Verhältnis jedoch, welches im Jahre 1832 wieder aufhörte infolge einer ständischen Beschwerde. Er überlebte diese Niederlage, welche mit vielen Kränkungen für ihn verbunden war, nicht lange. In der Mitte der dreißiger Jahre wurde er vom Schlage gerührt, ließ sich in den Ruhestand versetzen und starb bald darauf.[3]) — Kanzler Autenrieth (in dieser Bezeichnung lebt er in der württembergischen Erinnerung) war ein kleiner, untersetzter Mann; höchst lebendig und witzig im Gespräche, erzählte gern und gut, war beweglich, von ungewöhnlicher körperlicher Stärke und Gesundheit. Seine Lebensweise war höchst einfach, fast bis zur Kärglichkeit; nur wenn ein Gastmahl gegeben wurde, brachen die Tische von Speisen und Getränken, welche sich freilich mehr durch Menge als durch Feinheit auszeichneten. Der reiche Mann

---

[1]) Der ausführliche Nachruf, welcher dem berühmten Kanzler Joh. Herm. Ferd. v. Autenrieth im „N. Nekrolog der Deutschen 1835, 454—464“ gewidmet ist, giebt nur Licht ohne Schatten. Er ist die Hauptquelle für die Artikel in der „Allg. dtsch. Biogr. I. 695—696“ und in „Biogr. Lex. der hervorragenden Aerzte I. 231—233“. Um so erwünschter ist die Charakteristik aus der Feder des ebenso scharfsichtigen als streng beurteilenden Neffen und Kollegen.

[2]) Im Jahre 1819 zum Vizekanzler und 1822 zum Kanzler ernannt, s. Statistik der Universität Tübingen 28.

[3]) Seine Pensionierung erlebte Autenrieth nicht mehr; er starb in der Nacht vom 2. bis 3. Mai 1835 (N. Nekrolog u. s. w. 1835, 463).

war durchaus bedürfnislos und machte, außer für seine große Bibliothek, gar keinen Aufwand. Sein Arbeitszimmer hatte kaum die nötigsten Geräte von primitivster Beschaffenheit. Das Familienleben ging in einem kaum behaglicheren Hinterstübchen vor sich, in welchem die ganze Haushaltung geführt wurde, die Kinder sich aufhielten, gespeist wurde; die ganze Flucht der schönen Zimmer blieb unbenutzt. Spaziergänge auf das Land, bei welchen in den Dorfwirtshäusern eingekehrt wurde, waren die einzigen Erholungen und Vergnügungen, welche er kannte. Er war ein sehr guter Haushälter, aber keineswegs geizig, namentlich sah er selbst auf große Summen nicht, wenn es sich um die Ausführung eines Lieblingsplanes handelte. Es war zum Beispiel ein großer Kummer von ihm, daß sein Sohn nicht Lust hatte und nicht dazu taugte, eine Reise ins Innere Afrikas zu machen, was ein Lieblingstraum von ihm während vieler Jahre gewesen war und wozu er die Kosten mit Vergnügen gewährt hätte. Er baute mit ganz unverhältnismäßigem Aufwande, obgleich er eine geräumige Amtswohnung hatte, ein großes Haus, nicht bloß, um einen zum Teil sehr unpraktischen, von ihm ersonnenen Bauplan zu verwirklichen, sondern auch, weil er sich ein eigentümliches System über die Beschaffung der Baumaterialien ausgesonnen hatte, welches ihm denn auch auf mehr als das Doppelte des gewöhnlichen Verfahrens zu stehen kam. Er legte wüste Plätze zu Gärten an und verschenkte sie dann, als sich fand, daß auf solchen Höhen oder auf solchem steinigen Grunde nichts gedeihen wollte. Ueberhaupt liebte er, das schon längst Erfundene und nach Maßgabe von Erfahrungen Betriebene nochmals zu erfinden und ohne Benutzung und Kenntnis dieser Erfahrungen, also teurer und wohl auch schlechter, ausführen zu lassen. Seine Gegner und Neider behaupteten, daß er auch als Arzt gelegentlich in solcher Weise verfahre aus übel angebrachtem Scharfsinne und aus Mißachtung der gewöhnlichen Anschauungen; ich kann dies nicht beurteilen, glaube jedoch wenig davon. Er mag einige wunderliche Schrullen gehabt haben, wie zum Beispiel seine berühmte Krätzetheorie;[1] auch hat, wie ich höre, die Wissenschaft überhaupt jetzt andre Wege eingeschlagen, und ist seine Lehre verlassen; allein als praktischer Arzt ist mir Autenrieth immer als ein Ideal erschienen. Seine Diagnose namentlich war unvergleichlich scharfsinnig und, wie überhaupt, so auch hier, die Selbständigkeit seines Denkens und der Reichtum an Mitteln zum Zwecke bewundernswert. Mit einem Worte, er war ein ungewöhnlicher Mensch.

Zu bedauern waren freilich auch entschiedene Schwächen und selbst

---

[1]) Autenrieth vertrat die nunmehr längst durch die Milbentheorie verdrängte Ansicht, daß die Krätze lokales Erzeugnis einer Dyskrasie, eine Krankheit des Bluts und der Säfte sei.

Fehler, teils intellektueller Art, mehr noch des Charakters. Vor allem fehlte es Autenrieth ganz an dem Sinne für das Schöne und für die Form. Kunst existierte nicht für ihn; von Musik zum Beispiel pflegte er zu sagen, er höre nur eine Aufeinanderfolge sinnloser Töne, welche ihm wehe thue und ihn langweile. Aber auch bei intellektuellen Arbeiten hatte er kein Gefühl für Ordnung, Abrundung, Vollendung. Er schrieb daher herzlich schlecht. Während mit der Hälfte der Gedanken, welche er in seinen Büchern ausschüttete, allgemein Bewundernswertes hätte geschaffen werden können, ging man mit Widerstreben an die Lesung und Benützung. Seine Physiologie unter anderm soll wahrhaft divinatorische Ideen enthalten, allein sie war völlig barbarisch in der Form. Sodann gebrach es ihm an der Allgemeinheit der Bildung, welche alle Richtungen des menschlichen Wissens und Schaffens in ihrer Gesamtheit und in ihrem verhältnismäßigen Wert zu würdigen weiß; er achtete nur seine eigenen Fächer und Liebhabereien, alle andern Wissenschaften waren ihm gleichgültig, wo nicht lächerlich und Gegenstand von nicht immer glücklichen Späßen. Dies aber hatte sehr empfindliche Folgen in der langen Zeit, als Autenrieth so großen Einfluß auf der Universität (Tübingen) und bei der Regierung besaß. Er hätte Großes für die Hebung der höheren Bildung in Württemberg thun können, allein es geschah sehr wenig durch ihn. Wenn er sich gelegentlich mit Theologie beschäftigte, so war dies mehr ein übermütiger Scherz oder die Eitelkeit, zu beweisen, daß ein genialer Mann, auch ohne vom Fache zu sein, Merkwürdiges in der schwierigen Wissenschaft leisten könne, aber kein Verständnis der Sachlage und der Bedürfnisse. — Noch weit schlimmer aber war die Selbstüberschätzung Autenrieths. Daß ein Mann von seiner Begabung, von seinem Wissen und von seinen Leistungen etwas auf sich hielt, war natürlich genug; man hätte auch verständigen Ehrgeiz auf dieser Grundlage erklärlich gefunden und verziehen; allein die Uebertreibung schadete ihm, andern und der Sache. Zunächst machte er sich selbst bittere Feinde durch die leicht durchfühlbare geringe Schätzung der Talente und der Leistungen andrer; namentlich mittelmäßige Menschen, und diese sind eben in der Mehrzahl, haßten ihn oft tödlich. Sodann verleitete ihn die Ueberzeugung, allen gewachsen zu sein, zu ehrgeizigen Bestrebungen über das natürliche Ziel und über seine wirkliche Befähigung hinaus. Die zwei größten Fehler seines Lebens waren sein Ehrgeiz, eine politische Rolle zu spielen, und seine Bemühung, der allgewaltige Herr und Leiter der Universität zu sein, deshalb die beständige Vorstandschaft derselben zu führen. In beiden Beziehungen scheiterte er, und der Mißerfolg verbitterte und verkürzte sein Leben, während er die wirklich in seiner Macht liegenden Aufgaben, damit aber einen weitverbreiteten und bleibenden Ruhm, versäumte.

Um eine politische Rolle mit Glück und Ansehen in der Ständeversammlung spielen zu können, fehlte Autenrieth geradezu alles außer Verstand und leichter Auffassung; er hatte weder die nötigen Kenntnisse, noch einen hohen und auf weite Ziele gerichteten Sinn, noch Beredsamkeit. Er war anstatt dessen geschäftig, intrigant, ohne Würde; in der Ueberzeugung, die Hauptstütze der Regierung zu sein, ließ er sich von dieser zur Besorgung der zweifelhaftesten Geschäfte mißbrauchen; sein Konservatismus war einfache Illiberalität. Kein Wunder, daß er wegen seines Verhaltens im Ständesaale weit und breit gehaßt und mißachtet wurde, unter seinen Genossen keinen eigentlichen Einfluß hatte. Und noch schlimmere Folgen für ihn zog ihm der falsche Ehrgeiz, richtiger wohl gesagt, die verletzte Eitelkeit zu, sich von der Regierung als Lohn für seine ständischen Dienste die Stelle eines beständigen Vorstandes der Universität geben zu lassen. Es wird wohl an einem andern Orte von dieser Angelegenheit ausführlich gesprochen werden,[1]) da ich selbst in dieselbe verwickelt worden bin; es genügt daher hier die Anmerkung, daß allerdings in Tübingen viel aufzuräumen und neu zu begründen war, daß aber hierzu die Stellung Autenrieths als Kanzler und sein Einfluß bei der Regierung vollständig ausgereicht, es also der Verleihung eines den akademischen Gewohnheiten und Neigungen der Professoren widerwärtigen neuen Amtes nicht bedurft hätte, und daß jedenfalls nur durch Schaffung wirklich großer Dinge eine Verzeihung hierfür erlangt werden konnte. Da nun letzteres keineswegs eintrat, so machte sich der persönliche Widerwillen um so stärker geltend, und nach wenigen Jahren mußte der ganze Organismus wieder aufgegeben werden und Autenrieth wieder in seine frühere Stellung zurücktreten. Diese Demütigung war, wie bemerkt, ein Nagel zu seinem Sarge. Endlich ist noch der ohne Zweifel auch als eine Folge der Selbstüberschätzung zu bezeichnenden Eigenschaft des Mannes Erwähnung zu thun, daß er die von ihm in seiner Jugend erstrebten Verbesserungen und neueren Einrichtungen bei der Universität als das nicht zu überschreitende höchste Maß des Nötigen und Zulässigen betrachtete und allen Bemühungen andrer, namentlich Jüngerer, um Weiterfortführung sich entschieden widersetzte. Das von ihm Geleistete, so namentlich die Gründung eines akademischen Krankenhauses, sowie die Verbesserungen der naturwissenschaftlichen Sammlungen und Anstalten, waren allerdings für ihre Zeit dankenswert, und die Beschaffung der Mittel mochte schwer genug gefallen sein; allein es waren doch eben nur Anfänge und zum Teil sogar sehr kärglicher Art. Dennoch sollte nichts weiter geschehen, und es unterliegt nicht dem min-

[1]) v. Mohl kommt auf seinen Onkel und auf die hier angedeutete, ihn so nahe berührende Universitätsangelegenheit sehr eingehend unten in Buch III, 1 zu sprechen.

desten Zweifel, daß die großen späteren Verbesserungen, zum Beispiel die Erbauung des Universitätshauses, eines weiteren Krankenhauses, die Vergrößerung der Bibliothek und so fort, niemals zu stande gekommen wären, wenn Autenrieth noch gelebt hätte. Er hatte kein objektives Ideal, hatte in späteren Jahren, da er nie wieder reiste, nichts Neues mehr gesehen; aber die Hauptsache war, daß über ihn nicht sollte hinausgegangen werden.

Kanzler Autenrieth war verheiratet mit einem Geschwisterkind, der Tochter des früheren Professors der Philosophie und späteren Prälaten Böck und einer Schwester meiner Großmutter Autenrieth. Der Vater war ein gelehrter, fein gebildeter Mann, ich möchte sagen ein geistiger Bonvivant; in seinem Aeußern einem französischen Hofabbé ähnlich, sehr geschmeichelt, wenn man seine allerdings auffallende Aehnlichkeit mit Voltaire nach Gesicht, Haltung und — Perücke hervorhob. Die Mutter war die Seelengüte selbst. Ich verehrte die alte Frau, bei welcher ich als Student in Tübingen wohnte und mit der ich später als junger Professor vielen Umgang hatte, wie eine Mutter, bewunderte die christliche Ergebung, mit welcher sie eine schreckliche Krankheit, den Zungenkrebs, erduldete. Die Tochter, meine Tante also, hatte weder von dem Vater den Geist, noch von der Mutter die Gutmütigkeit und Herzenseinfalt geerbt. Sie war allerdings nicht ohne gute Eigenschaften, eine sorgfältige Hausfrau, eine treue Pflegerin ihrer Kinder, wohlthätig und freundlich gegen solche, welche ihren Neid nicht erregten. Dieser aber war freilich allezeit wach, und er war es denn auch, welcher weder zu meinen Eltern noch zu mir und meinen Brüdern ein herzliches Verhältnis aufkommen ließ. Wir waren anders als ihr Sohn, wohl feiner organisiert und gebildet, unsre Aussichten im Leben gestalteten sich besser; dies einzusehen hatte sie Scharfsinn genug, allein das Ergebnis war eine innere Abneigung und ein vielfaches Mäkeln und ungünstiges Urteilen. Außerdem war jedoch das Verhältnis ein leidliches, wenigstens mit mir. Ich wohnte nach des Kanzlers Tode viele Jahre in ihrem Hause, und wir kamen, da jedes seine Wege ging, friedlich miteinander aus, doch ohne eigentliche Intimität und ohne wahres Wohlwollen. — Zwei Kinder wuchsen zu reiferen Jahren heran. Der Sohn, Hermann, war völlig in gleichem Alter mit mir. In den Knabenjahren sahen wir uns nur bei gelegentlichem Aufenthalte desselben im großelterlichen Hause oder bei selteneren Besuchen in Tübingen. Dieses Zusammensein war aber für meine Brüder und mich kein erfreuliches; wir sagten uns gegenseitig wenig zu, und die Beendigung der Besuche war für alle Teile eine Erlösung. Später war ich, als Hermann Autenrieth das Obergymnasium in Stuttgart besuchte und während dieser Zeit bei der Großmutter lebte, drei Jahre lang nicht nur sein Schul-, sondern auch sein Stubengenosse. Ich denke an diese Zeit nur

ungern zurück. Nicht deshalb etwa, weil wir die ganze Zeit über wetteiferten um den ersten Platz in der Schule. Ich war nicht neidisch auf ihn und erkannte gern an, daß er in den alten Sprachen etwas fester war als ich und er daher in diesen wesentlich bestimmenden Unterrichtsfächern mir vorgezogen zu werden verdiene; aber ich war mir auch bewußt, daß ich ihm vorging in allgemeiner Bildung, in den neueren Sprachen und so fort. Der Grund des Zwiespaltes war ein hochmütiges Betragen des Vetters, sein Mißbrauch der Stellung als Gast im Hause. Kurz, ich war froh, daß er ein Jahr vor mir die Universität bezog. Seitdem bin ich zwar, wie es bei so nahen Verwandten nicht anders sein konnte, in vielfacher Berührung mit ihm gewesen, allein ohne große gegenseitige Zuneigung. In späteren Jahren sahen wir uns wenig mehr, da ich Tübingen nach meinem Abgange dort im Jahre 1847 lange Zeit nicht mehr besuchte, mein Vetter aber es nie verließ; als wir aber beide alte Männer geworden, schließlich wieder einige Male zusammentrafen, brachte die Erinnerung an ein gemeinschaftlich durchlebtes halbes Leben eine herzliche und freundliche Stellung zuwege. Im übrigen ging mit Hermann Autenrieth eine ungünstige Veränderung in geistiger Beziehung vor. Er war als Knabe und heranwachsender Jüngling ohne Zweifel mehr als gewöhnlich begabt; allein vom Bezug der Universität an ging er offenbar zurück, und seine spätere Laufbahn als Gelehrter, Lehrer und Schriftsteller war eine ganz verfehlte und dürftige.[1]) Ueber die Ursache bin ich mit mir nicht im reinen. Es ist möglich, daß ein zweimaliges schweres Nervenfieber, welches ihn am Anfange der Studienzeit und einige Jahre nach deren Beendigung auf Reisen befiel, ihn geistig geschwächt hat. Allein es kann auch die falsche Behandlung von seiten des Vaters in der Zeit der selbständigen geistigen Ausbildung schuld gewesen sein. Diesem war das Studentenleben höchst zuwider; er duldete also von dem Sohne keinen Umgang mit irgend freien und fröhlichen Studenten, so daß sich dieser an sehr untergeordnete und armselige Genossen anschloß, von denen sein ohnedem wenig idealer Sinn nur noch mehr heruntergezogen wurde. Allgemeine und philosophische Studien, welche gerade ihm sehr nötig gewesen wären, durfte er nicht treiben; nur mit Naturwissenschaften und Medizin sollte er sich von Anfang an beschäftigen. Des Vaters großer Wunsch war, ihn zu einem berühmten Reisenden, womöglich nach Afrika, zu bilden, nebenher zum guten Arzte, und daß er später Professor werde, war selbstverständlich. Aus alledem ist nun aber gar nichts oder so wenig als möglich geworden. Die große Reise kam nicht zu stande, sei es, daß der

[1]) Nicht so ungünstig lautet das Urteil, das Gurlt im Biogr. Lex. der hervorragenden Aerzte I. 234 über Autenrieth Sohn als Gelehrten fällt.

Sohn nicht wollte, sei es wegen geschwächter Gesundheit; die Schriftstellerei war armselig; in der mit Aufbietung aller Mittel endlich erreichten Professur machte Autenrieth kläglichst Fiasko; als Arzt blieb er bei der gewöhnlichsten Routine. Als ich ihn Mitte der sechziger Jahre nach langer Zeit wiedersah, fand ich einen ganz alten Mann, welcher sich schon seit Geraumem[1]) aus dem Dienste zurückgezogen hatte, nur seinem Garten und einem wunderlichen litterarischen Steckenpferde lebte und von einem sehr beschwerlichen Uebel, übermäßigem Schweiße bei der geringsten Bewegung, geplagt war. Er war sehr freundlich und mild geworden, allein eine völlige Ruine, eine verfehlte Existenz. Zehn Jahre später (1872) lebte er noch in demselben Zustande, fast schauerlich anzusehen in seiner ganz unförmlich und unbehilflich gewordenen Gestalt und bei offenbar sehr geschwächten Geisteskräften. Und diese Erscheinung war nur drei Monate älter als ich. Anfang 1874 starb er an Gehirnerweichung. Autenrieth hat mehrere Kinder, unter diesen tüchtige Söhne,[2]) ich kenne sie aber nicht näher. — Es war, oder richtiger gesagt, es ist, da sie in diesem Augenblicke noch lebt, auch noch eine Tochter[3]) in der Familie, deren Schicksal aber nicht weniger tragisch als das des Bruders geworden ist. Sie war ein geistreiches, munteres, liebenswürdiges Wesen; allein bald nach ihrer Verheiratung mit einem jungen rechtsgelehrten Beamten, v. Seybothen, dem Sohne eines württembergischen Generals, wurde sie kränklich; alle Heilversuche des Vaters und Bruders, unzählige Bade- und Gebirgsreisen waren vergeblich, und als die Eltern gar das Unglück hatten, einen zwanzigjährigen hoffnungsreichen Sohn[4]) zu verlieren, brach die Kraft beider, namentlich aber die der Mutter, vollständig zusammen.

Meine Mutter hatte endlich noch einen dritten Bruder, Friedrich, einen Stallmeister. Derselbe war, ich glaube wegen schlechter Augen, nicht fähig zum Studieren erachtet worden; das Beispiel seines Oheims, des Obersten v. Bühler aber, des berühmtesten Reiters seiner Zeit,[5]) hatte wohl die Wahl der gleichen Laufbahn bestimmt. Nachdem er die Schule des

[1]) Seit 1859. — Nach Gurlt a. a. O. beschäftigte sich Autenrieth jun. bis wenige Wochen vor seinem Tode mit der Abfassung einer weit angelegten, auf Ueberlieferungen und geologische, osteologische, antiquarische und sprachliche Forschungen sich stützenden Urgeschichte des Menschengeschlechts und seiner Rassen, die unvollendet geblieben ist.

[2]) Einen Kreisgerichtsrat und einen Professor am Polytechnikum zu Stuttgart (v. Georgii-G. a. a. O. 27).

[3]) Pauline, vermählt mit Oberjustizrat Max v. Seybothen, „weniger von der Natur begünstigt, desto mehr vom Geiste, mitunter etwas scharfen Geistes“ (Hase, Ideale und Irrtümer, 225).

[4]) Ferdinand. Er starb auf der Universität Heidelberg 1853 (Riecke, Meine Eltern . . . 76—77).

[5]) Vgl. S. 14, Anm. 1.

letzteren beendigt hatte, machte er einige Feldzüge der Oesterreicher in Italien mit als Stallmeister eines kommandierenden Generals, beteiligte sich später bei einer großen Pferdehandlung in Leipzig, welche aber große Verluste hatte und der Familie bedeutende Opfer kostete, und wurde schließlich bei dem württembergischen Hauptgestüt in Marbach auf der Alb angestellt. Später war er lange Jahre Vorstand dieser bedeutenden Anstalt. Er kam nicht häufig nach Stuttgart, war aber wegen seiner Gutmütigkeit und Geradheit sehr beliebt in der Familie;[1]) mit aufrichtiger Verehrung hing er an meiner Mutter und an dem Bruder Kanzler. Da ich als junger Mensch eine Zeitlang durch schnelles Wachstum kränkelte, wurde ich während eines Frühjahres zu dem Oheim in die frische Luft nach Marbach geschickt und von ihm dann auch in den Reitunterricht genommen, welcher jedoch kein großes Vergnügen war wegen der übertriebenen Strenge des sonst so freundlichen Lehrers. Er machte sich nicht klar, daß das Reitenlernen eines Dilettanten billigerweise anders einzurichten und zu beurteilen sei als die Uebungen eines Fachscholaren, und der schulgerechte Stallmeister sprach mit der größten Mißachtung von dem bloßen Campagnereiter. Doch verdankte ich immerhin diesem strengen Unterrichte die Grundlage einer guten Führung und Behandlung des Pferdes, welche mir später bei eigenen Pferden sehr zu gute kam.

*

So viel denn über meine Familie, das heißt über die nächsten Vorfahren und über die Seitenverwandten, welche von diesen abstammten. Mancher wird vielleicht finden, daß es des Gesagten zu viel sei, andre mögen etwa die Mitteilungen rücksichts- und pietätlos finden. Ich meinesteils kann mich von der Anschauung nicht trennen, daß der Zweck, Kenntnis von den Zuständen einer süddeutschen Familie des höheren Mittelstandes während der größern ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts, damit aber einen Beitrag zum Verständnisse der Zeit überhaupt zu geben, nur dann erreicht werden kann, wenn in Einzelheiten eingegangen und die Wahrheit gesagt wird. Ich kann und werde mich in manchem Urteile, möglicherweise in einzelnen Thatsachen geirrt haben, allein es ist jedenfalls in gutem Glauben geschehen, und Verletzungen werden vermieden bleiben, wenn mein bestimmter Wille, diese Aufzeichnungen zurückzuhalten bis nach dem Tode des letzten in denselben Geschilderten, befolgt wird.

Dagegen kann und will ich nicht eine Schilderung von Frau und Kindern beifügen. Diese unparteiisch zu beurteilen ist keine Aufgabe für den

---

[1]) v. Georgii-G. sagt von ihm a. a. O. 28: „Er war ein äußerst gebildeter Mann von größter Herzensgüte und von einer musterhaften Wahrheitsliebe, Rechtlichkeit und Generosität.“

Gatten und Vater, und nicht er hat die arcana domus offen zu legen. Ich begnüge mich daher, aufzuzeichnen, daß ich mich nach eben zurückgelegtem dreißigsten Jahre verehelicht habe, daß meine Frau gegenwärtig, also nach mehr als vierzig Jahren, noch lebt, und daß wir das Glück haben, vier erwachsene und wohl gediehene Kinder, auch schon mehrere Enkel zu besitzen. Meine Frau ist Pauline Becher,[1]) die Tochter des längst verstorbenen Hofarztes Dr. Becher in Stuttgart. Es waren zwölf Geschwister im Hause, sechs Töchter und sechs Söhne; meine Frau aber war die zweite der Töchter.

Unsre Kinder sind:

1. Ida, geboren am 5. Februar 1832; verheiratet mit Franz Edlen v. Schmidt-Zabiérow,[2]) zuerst Stuhlrichter in Ungarn, später Hof- und Ministerialrat in der Hof- und Staatskanzlei und im Ministerium des Innern in Wien.

Aus dieser Ehe entsprossen zwei Enkelsöhne.

2. Anna, geboren am 19. September 1834, verheiratet mit Dr. Hermann Helmholtz, dem berühmten Naturforscher, Mitglied der Akademie und Professor in Berlin.[3])

Eine Enkelin und zwei Enkel sind dieser Ehe entsprossen.

3. Erwin, geboren am 2. Dezember 1839; früher Hauptmann in der badischen Artillerie, jetzt im 14. preußischen Feldartillerieregiment, Ritter des Eisernen Kreuzes u. s. w. Neuestens[4]) verheiratet mit Julie Freiin v. St. André aus Karlsruhe.

4. Ottmar, geboren am 17. Januar 1846, Doktor der Rechte, zuerst der preußischen Gesandtschaft in München beigegeben, vom 1. Oktober 1871 bis Jänner 1873 Kanzler des deutschen Generalkonsulats in New York,

---

[1]) Frau v. Mohl verstarb in Karlsruhe am 2. März 1894, überlebte ihren Gatten somit um 19 Jahre; ihr Alter war reich gesegnet durch die Liebe und Anhänglichkeit ihrer Kinder, Enkel und Urenkel. — Diese und die nächstfolgenden vier genealogischen Anmerkungen hat Herr Ottmar v. Mohl geliefert; sie dienen zur Ergänzung des S. 1, Anm. 1 von uns citierten Stammbaums der Familie v. Mohl.

[2]) Franz Freiherr v. Schmidt-Zabiérow, geb. am 17. Januar 1826 zu Innsbruck, verstarb sehr angesehen als k. k. Geheimer Rat und Landespräsident a. D. zu Volosca-Abbazia am 15. November 1899.

[3]) Der hochbedeutenden Frau widmet einen anziehenden Nachruf R. Wachsmuth im Biogr. Jahrb. IV (1900) S. 14—20. Dieselbe verstarb am 1. Dezember 1899 zu Volosca-Abbazia im Hause ihres kurz zuvor (s. Anm. 2) verstorbenen Schwagers Freiherrn Franz v. Schmidt-Zabiérow. — Ihr Gatte Hermann v. Helmholtz starb am 8. September 1894 zu Charlottenburg wie bekannt als Kaiserl. Wirkl. Geh. Rat und Präsident der physikalisch-technischen Reichsanstalt.

[4]) Das heißt im Jahre 1873. — Erwin v. Mohl starb am 15. Oktober 1895 zu Karlsruhe als Generalmajor z. D., zuletzt Kommandeur der 14. Feldartilleriebrigade.

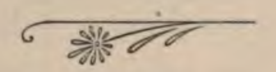
dann zum Reichskonsul in Singapore ernannt. Nach wenigen Monaten aber abberufen zur Uebernahme des Kabinettssekretariates bei der Deutschen Kaiserin Augusta.[1])

Mögen sie mich alle lange überleben, dem Namen Mohl zur Ehre gereichen, die Söhne ihn auch fortpflanzen.

Noch habe ich zu erwähnen, daß mir, natürlich mit meiner vorgängigen Zustimmung, der Großherzog von Baden im August 1871 zur Feier meines Doktorjubiläums den erblichen Adel verlieh. Im Diplom ist, außer meinen angenommenen persönlichen Verdiensten, namentlich auch darauf Bezug genommen, daß persönlicher Adel schon seit drei Generationen in meiner Familie sei. Mir für meine Person war die Sache nicht nur gleichgültig, sondern auch unangenehm. Meinem Gefühl nach hat Verleihung des Adels immer etwas von einer Judentaufe; überdies hatte ich mir immer etwas darauf zu gute gethan, daß ich als Bürgerlicher eine Gesandtenlaufbahn nicht ohne Anerkennung gemacht hatte. Das Adelsprädikat konnte ich ohnedem, wo ich es für zweckmäßig fand, schon längst führen als Ritter des württembergischen Kronordens. Auch konnte ich mich darüber nicht täuschen, daß meine Brüder es nicht gern sehen würden, wenn sie sich darüber auch mir gegenüber nicht äußern sollten (was auch wirklich nicht geschah). Es war ein Opfer, welches ich meinen Söhnen brachte, welche beide in preußischen beziehungsweise in Reichsdiensten standen, wo Adel für Offiziere und Diplomaten von wesentlichstem Nutzen war. — Wie lange freilich die demokratische Richtung der Zeit die ganze Bezeichnung und Auszeichnung bestehen lassen wird, steht dahin.

---

[1]) Derselbe ist seit 1879 verheiratet mit Gräfin Wanda v. d. Groeben-Ponarien, welcher Ehe drei Töchter und zwei Söhne entsprossen sind, und bekleidet neuerdings die Stellung des deutschen Delegierten bei der egyptischen Staatsschulden-kommission in Kairo (seit 1897).



Zweites Buch.

Erziehung und Ausbildung.

Wenn es mir gelungen ist, oben meine Eltern richtig zu schildern, so ist es kaum nötig, erst ausdrücklich zu sagen, wie meine und meiner Brüder Erziehung war und wie unsre Bildung geleitet wurde. Strengste und unabläſſigste Gewissenhaftigkeit und überlegte Folgerichtigkeit waren die Grundlage des Verfahrens; den Eltern, und namentlich der Mutter, war keine Mühe und keine Entsagung zu schwer, wenn es das Wohl der Kinder galt; wir wurden liebevoll und wohlwollend behandelt, aber durchaus nicht verhätschelt und verzärtelt, Fehler und Unarten wurden unnachsichtlich gerügt; man verlangte auch von uns strenge Pflichterfüllung und lehrte uns, daß hierin und nicht im Genusse die Aufgabe des Lebens bestehe. Sittlichkeit war die selbstverständliche Forderung, Fernebleiben von jeder Gemeinheit wurde als das Vorrecht und die Pflicht der durch bessere Lebensstellung Bevorzugten bezeichnet, Ehrgeiz eher zu viel als zu wenig geweckt. Vergnügen waren selten und als Belohnung für besonderes Wohlverhalten gewährt. Arbeit war und blieb die stehende Aufgabe jedes Tages. Wir wurden gesund an Leib und Seele, munter und frisch erzogen, aber strenge.

Oft in meinem Leben bin ich gefragt worden, wie es denn gekommen und gemacht worden sei, daß wir Brüder alle nicht nur gediehen, sondern auch mehr oder weniger jeder in seinem Fache ein bedeutender Mann geworden sei. Immer habe ich geantwortet, meiner Mutter gebühre das hauptsächlichste Verdienst.

Ich glaube meine Erinnerungen über Jugendzeit und -Bildung am passendsten in die drei Abschnitte der Knabenjahre bis zur Universität, der Universitätszeit und der Bildungsreise zu zerlegen.

I.

Die Knabenjahre.

Unsre physische Pflege wurde von der Mutter auf das sorgfältigste nicht nur überwacht, sondern auch selbst besorgt. Niemals verließ sie sich dabei auf Dienstboten, mit Ausnahme einer einzigen alten Dienerin, deren pünktlichster Gehorsam und zärtlichste Aufmerksamkeit auf die Kinder unzweifelhaft waren. An Raum und Zeit zur Bewegung sowohl in dem alten großen Hause und in dem Hausgarten als in den entfernteren Gärten gebrach es nicht, wir waren keine weichlichen Stubensitzer, und auch die wildesten Spiele waren uns nicht gewehrt, nur durften sie nicht roh sein und nicht in schlechter Gesellschaft getrieben werden. Namentlich sah es die Mutter gern, wenn wir uns im Ringkampfe mit unsern Gespielen übten, bis einer den andern zu Boden gebracht hatte; oft habe ich so gekämpft mit einem Vetter Moser, welcher jetzt ein strengkonservativer Prälat der württembergischen Kirche ist. Wir sind daher auch alle mit Ausnahme zweier Schwesterchen und eines Bruders, welche in den ersten Jahren starben, gesund und kräftig aufgewachsen, und keinem ist ein Unglück zugestoßen. Unsre Kleidung war gut, aber höchst einfach; bis zum vierzehnten Jahre gingen wir, wie es damals in Stuttgart noch vielfach Sitte war, in der Regel barhaupt. Auf die Bereitung der Speisen wurde die größte Sorgfalt verwendet, allein der Tisch war außerordentlich einfach, für die Kinder nur mit Suppe, Fleisch und Gemüse ohne Beilage bestehend. Niemand durfte eine aufgestellte Speise verweigern, weil er sie nicht mochte.

Die geistige Erziehung geschah von Vater und Mutter etwa zu gleicher Zeit — dem Vater machte es großes Vergnügen, uns in den Abendstunden der Reihe nach selbst lesen zu lehren, was dann freilich nicht nach den neuen hochphilosophischen Methoden geschah. Von Zischlaut und Lippenlaut war nicht die Rede, sondern die Buchstaben hatten ihre guten alten Namen A, B, C, wenn sie nicht etwa spaßhafte Bezeichnungen erhielten. Auch fing man nicht mit Lesen an, ehe man buchstabieren konnte, und was dergleichen naturalistische und veraltete Dinge mehr sind. Allein ich kann versichern, daß es auf diese Weise ebenso schnell und ebenso gut ging als später bei meinen eignen Kindern, deren sprachphilosophische Unterrichtung durch gelehrte Schulprovisoren ich oft mit größtem Erstaunen und tiefer Beschämung über meine grobe eigne Unwissenheit anhörte.

Mit den bis zum fertigen Lesen vorangeschrittenen Kindern las dann der Vater die Jugendschriften jener Zeit, namentlich also Campes Robinson Crusoe, etwas später dessen Reisebeschreibungen; und bald knüpfte sich daran auch, an den Sonntagmorgen, ein Unterricht in der Geographie,

welcher vorzugsweise, doch nicht ausschließlich, in genauer Kenntnis der Landkarten bestand. Dieser letztere Unterricht ist mir für mein ganzes Leben gut gekommen, indem er mir die äußeren Umrisse der Erdoberfläche unverwischlich eingeprägt hat; zur Zeit der Erteilung war er bei uns Jungen freilich nicht sehr populär, namentlich an schönen Sonntagmorgen. Die Mutter übernahm das logische Fach, das heißt, sie hielt die Kinder von ihren frühesten Jahren zum selbständigen und klaren Denken an. Nicht nur vermied sie es selbst, jemals einem Kinde einen falschen oder unzureichenden Grund anzugeben, sondern es wurde auch auf das strengste darauf gesehen, daß die Dienstboten niemals den Kindern einen wissentlich unwahren oder offenbar unsinnigen Grund anführen durften. Wenn einer von uns etwas gedankenlos nachsprach oder sich mit einem unzusammenhängenden Gedanken begnügte, so erfolgte die nie ausbleibende Ermahnung, sich zu besinnen, ob dies so sein könne, und selbst zu denken. Ich glaube, daß dies bei meinen Brüdern und mir von entschiedenster und nachhaltigster Wirkung für das ganze Leben war. Wir sind in unsern Thätigkeiten und in der Art unsrer Darstellung verschieden genug, allein man gesteht uns allen, jedem in seinem Fache, eine entschiedene Klarheit der Gedanken und der Darstellung zu. Wir verdanken dies offenbar der von der Mutter einst so unnachsichtig gehandhabten goldenen Regel vom zureichenden Grunde. Auch bin ich überzeugt, daß überhaupt in der Welt eine große Menge von Menschen beider Geschlechter, welche jetzt für natürlich dumm gelten und in der That auch dumm sind und handeln, zu ihrem und andrer Glück hätten gescheiter gemacht werden können, wenn man sie schon in der Kinderstube nicht an Gedankenfaulheit gewöhnt und ihnen sinnlose und unzureichende Gründe als genügend zugelassen hätte. Mit andern Worten, man kann allerdings niemand zum Genie erziehen, allein an eignes und an logisch richtiges Denken kann man jedermann gewöhnen, wenn man nur will. Wenn daher so viele Menschen verwirrt oder gar nicht denken, so kommt es daher, weil sie schlecht erzogen sind. Damit will ich übrigens den sogenannten Denkübungen in unsern überfeinerten Volksschulen, also der stupidesten Verkehrtheit und Zeitverschwendung, das Wort nicht reden, sondern ich spreche von dem häuslichen Leben und von der Aufmerksamkeit auf die Kinder.

Einen merkwürdigen Kontrast bot unsre religiöse und sittliche Erziehung. Jene war sehr lax, diese ungewöhnlich strenge und ernst.

Ich habe oben [1]) bereits das eigne religiöse und kirchliche Verhalten meiner Eltern geschildert und es als ein durchaus rationalistisches bezeichnet. In diesem Geiste wurde denn auch unsre Erziehung geleitet.

---

[1]) Vgl. S. 28—29.

Nichts war entfernter von dem Sinne der Eltern, als ein frivoles Gebaren oder auch nur Reden in Beziehung auf Gottesdienst und -Lehre; ich habe in meinem Leben kein Wort solcher Art von ihnen gehört; allein das Dogma hatte kein Interesse für sie, und in betreff der äußeren Umgebung thaten sie nur, was ohne Aufsehen zu machen nicht unterlassen werden konnte. So wurde denn selbstverständlich zwar dem Religionsunterrichte in der Schule kein Hindernis in den Weg gelegt oder derselbe auch nur als etwas Unbedeutendes bezeichnet; wir mußten unsre Gesänge und Sprüche pünktlichst lernen; wenn wir Lust hatten, in die Kirche zu gehen, so stand dies ganz bei uns; die Konfirmation wurde als ein sehr wichtiger Lebensabschnitt behandelt: allein äußerst selten sprach man mit uns über religiöse Gegenstände, und wenn, so war es über den sittlichen und nicht den dogmatischen Inhalt der christlichen Lehre. Auch in Bezug auf jenen lag es namentlich in der Art der Mutter, eine Autorität, welcher man gehorsam folge, zurückzustellen gegen die aus eignem Denken hervorgehende Ueberzeugung. Am häufigsten brachte die Großmutter kirchliche Fragen zur Sprache, besonders konfessionelle, bei welchen Gelegenheiten sie denn die reformierte Lehre der lutherischen vorzog, obgleich sie selbst Lutheranerin war, über den Katholizismus aber sich ungünstig aussprach, welcher ihr jedoch aus eigner Anschauung kaum bekannt war.

Mag man dieses Verhalten vielleicht tadeln, so kann man jedenfalls der moralischen Erziehung das Lob der folgerichtigsten Strenge nicht verweigern. Mit Ernst und Strenge wurde uns bei jeder Gelegenheit Wahrheitsliebe, Pflichttreue, Humanität gegen tiefer Stehende, namentlich Dienstboten, an das Herz gelegt, weise Sparsamkeit und Entsagung nicht bloß empfohlen, sondern erzwungen. Nichts wäre falscher, als dies mit Geiz zu verwechseln; bedeutenden Zwecken brachten die Eltern ohne Bedenken Opfer, welche mit ihren Mitteln kaum im richtigen Verhältnisse standen, so namentlich der Vollendung unsrer Bildung durch jahrelange Reisen; allein um dieses Nützliche und Nötige zu vermögen, wurde jede überflüssige, auf bloßen Tand oder Vergnügen gerichtete Ausgabe vermieden, auch wenn es einen Entschluß kostete. Hierin nun übte man uns auch systematisch. Ausgaben zum bloßen Vergnügen waren ganz unbekannt. Einmal vielleicht im Jahre durften wir das Theater besuchen, und auch dann nur, um ein Schillersches Trauerspiel zu sehen oder vielleicht eine eminente Sängerin zu hören, damit wir auch von etwas dieser Art einen Begriff hätten. Ausflüge in die Umgegend wurden nur gemacht, wenn etwas Lehrreiches zu sehen war; selbst bei größeren Spaziergängen kam es kaum je vor, daß in einem öffentlichen Garten oder auf einem Dorfe eingekehrt wurde, so sehnsüchtig wir Kinder auch unsre Blicke nach solchen Orten der Erholung und des Genusses richten mochten. Unbedingt unter-

sagt war es uns, jemals unsre kleinen gelegentlichen Einnahmen für Näschereien auszugeben; dies sei ein sündhafter und die schlimmsten Gewohnheiten großziehender Mißbrauch, war der Spruch der Mutter. Ueberhaupt erhielten wir in den Knabenjahren gar kein Geld in die Hand, Geburtstags- und Weihnachtsgeschenke ausgenommen, welche wir dann aber nur für, wenigstens in den Augen des Kindes, vernünftige Zwecke verwenden durften; als ich später ein kleines Taschengeld erhielt, war eigentlich selbstverständlich, daß es nur zum Ankaufe von Büchern verwendet werden könne. Wohl geschah in allem dem des Guten zu viel, und hätte die übergroße Strenge leicht die Lust erwecken können, bei erlangter größerer Selbständigkeit das Versäumte im Uebermaße nachzuholen; ich führe daher auch diese Thatsachen nicht als mustergültige Erziehungsmaßregeln an, sondern nur als Belege, wie die Eltern ihre Aufgabe, die sittliche Entwicklung der Kinder zu leiten, auffaßten und mit welcher eisernen Konsequenz sie ihre Vorsätze durchführten. Daß uns selbst die Sache immer sehr leicht geworden sei, will ich keineswegs behaupten; wir hätten ja keine Vergleichung mit dem anstellen müssen, was unsern Gespielen gestattet und gewährt war.

An mannigfachen unwillkürlichen Belehrungen durch äußere Anschauungen fehlte es mir in meiner Jugend nicht. Dieselbe fiel in die Zeit großer Veränderungen, welche mit der neuen königlichen Residenz Stuttgart vorgenommen wurden, und in die Napoleonischen Kriegsjahre. So habe ich denn mehrfach die Züge großer Heere und was diese im Gefolge haben, mit angesehen. Ich erinnere mich zum Beispiel sehr wohl noch heute der Einnahme von Stuttgart im Oktober 1805 durch die Marschälle Ney und Murat, wobei zu allen Thoren innerhalb ganz kurzer Zeit große Massen von Truppen aller Art hereinquollen.[1]) Die Straßen der Stadt waren mit lagernden Soldaten übersät, und auch unser Haus war mit französischen Grenadieren ganz angefüllt, welche sich spät abends noch selbst einquartierten und in dieser Menge und kurzen Zeit nur notdürftig mit Lager und Speise versehen werden konnten. Sie begnügten sich übrigens und betrugen sich freundlich, namentlich ich war gar bald befreundet mit ihnen und ihren großen Bärenmützen. Damals sah ich auch Napoleon, der in einem offenen Wagen in das Schloß fuhr.[2]) Freilich interessierte mich sein Mameluck mehr als er. Später kamen Züge österreichischer Kriegsgefangener durch die Stadt, welchen denn aus allen

---

[1]) Ein Zeitgenosse schreibt: „Man sah nichts als Himmel und Franzosen“; vgl. Pfister, König Friedrich von Württemberg und seine Zeit, 112.

[2]) Am 3. Oktober fand die Konferenz Napoleons mit König Friedrich statt, deren Ergebnis war, daß sich Württemberg von Oesterreich lossagte und in das Lager Frankreichs übertrat.

Häusern Speise und Geld gebracht wurde. Im Jahre 1809 war wieder ein Durchzug des französischen Heeres;[1]) bei dieser Gelegenheit lagen von den berühmten polnischen Lanzenreitern im Hause. Endlich kamen noch im Winter 1813 auf 14 große Massen der Verbündeten, namentlich ungeheure Massen der russischen Reiterei, durch Stuttgart. Einquartierung von Kosaken und Baschkiren hatten wir übrigens nicht, weil König Friedrich mit der ihm eigentümlichen Keckheit seine Hauptstadt nur zum Durchmarsche und zwar nur geschlossener Truppenkörper öffnete, dagegen keinerlei Einquartierung duldete und alles Gepäck oder vereinzelte Soldaten in einem weiten Halbkreise um die Stadt herum zu gehen zwang. Dies aber litten die verbündeten Mächte von einem kleinen Fürsten, welchem sie soeben als eifrigem Anhänger Napoleons Verzeihung geschenkt hatten und von dessen Absetzung sogar es sich gerade in diesem Augenblicke wegen erneuerter Verbindung mit dem Feinde handelte, was man freilich damals nicht wußte, jetzt aber aus den Mitteilungen Hormayrs und Castlereaghs genau kennt.[2]) Bei diesen letzteren Kriegszügen bekam ich denn auch Kaiser Alexander, Kaiser Franz, den Großfürsten Konstantin,[3]) die russischen Feldherren Wittgenstein, Barclay de Tolly und so weiter zu sehen, jetzt schon alt genug, um sie scharf ins Auge zu fassen und ihre Gestalt dem Gedächtnisse einzuprägen. Es war unmöglich, einen größeren Kontrast zu sehen, als die elegante und schöne Figur Alexanders, die schneidermäßige Persönlichkeit des Kaisers Franz, welcher in seinem weißen Rock und seinen roten Höschen förmlich schlotterte, und die leviathanartige Dicke samt dem prächtigen Kopfe König Friedrichs, wie sie alle drei zusammen in einem Wagen saßen und lange vor unsern Blicken ausharren mußten, weil ein Deichselpferd gestürzt war und ein neuer Zug nicht augenblicklich zur Stelle gebracht werden konnte. — Rechne ich zu diesen glänzenden Schauspielen, welche vor den Augen des Knaben vorübergingen, noch die Anlegung ganzer neuer Stadtquartiere in Stuttgart, die Umgestaltung des ganzen Thales durch die Anlegung des großen Schloßgartens, die beständigen Veränderungen, welche in den Bezeichnungen des Landes und des Fürsten, in den Einrichtungen der Behörden (von welchen ich wenigstens genugsam reden hörte), endlich in der Zahl und Art und dem Aeußeren der württembergischen Truppen während

---

[1]) Auf dem Rückmarsch aus dem Kriege mit Oesterreich. Napoleon verweilte am 22. Oktober in Stuttgart, s. Pfister a. a. O. 199 vgl. 220.

[2]) Gegen die Anschuldigung, Friedrich sei fortwährend ein Anhänger Napoleons gewesen und habe noch nach dem Anschluß an die Verbündeten mit ihm verkehrt, spricht sich neuestens auf Grund archivalischer Forschungen Pfister in seiner Schrift „Aus dem Lager der Verbündeten“ 64 f. aus.

[3]) Bruder des Kaisers Alexander I.

meiner ganzen Knabenjahre vor sich gingen, so glaube ich, daß der Anblick dieser bewegten Welt von mannigfach bleibender Wirkung auf mich war.

Ich gewöhnte mich von Jugend an, die alten Dinge neu werden, das kaum Gegründete wieder abändern zu sehen, sah die größten Weltbegebenheiten wenigstens in ihren Anfängen und in ihren Trägern, ohne etwas davon zu leiden, vielmehr mit angenehmer Unterhaltung. Unter diesen Umständen konnte eine Pietät gegen das Alte und Bestehende so wenig als eine Furcht vor großen Aenderungen aufkommen, und ich glaube mich nicht zu täuschen, wenn ich Nachwirkungen hiervon auf mein späteres praktisches und wissenschaftliches politisches Verhalten annehme. Und wenn ich mir einiges Organisationstalent zuschreiben darf, so möchte doch vielleicht darauf von Einfluß gewesen sein, daß ich in meiner Jugend so viel habe ändern und gestalten sehen, in der physischen sowohl als in der moralischen Ordnung der Dinge.

Von meinen Schuljahren ist nicht viel zu sagen. Ich besuchte zwölf Jahre lang das Stuttgarter Gymnasium[1]) vom vollendeten sechsten Jahre an bis zur Universität. Diese Schule war damals im ganzen eine gute, ohne daß sie vielleicht ihre Schüler so weit gebracht hätte als eines der guten norddeutschen oder sächsischen Gymnasien. Die Hauptsache des Unterrichtes war Latein, und es wurde namentlich auf einen grammatikalisch fehlerfreien Aufsatz der Hauptwert gelegt. Auf Grammatik ging denn auch selbst in den Obergymnasialklassen das Lesen der lateinischen Schriftsteller hauptsächlich hinaus. An ein Eindringen in den Geist der klassischen Litteratur oder auch nur an ein kursorisches Lesen ganzer Autoren wurde nicht gedacht. Vom 12. oder 13. Jahre des Knaben an wurde auch das Verfertigen lateinischer Verse, beinahe ausschließlich von Distichen, eifrigst getrieben, und man erwartete von jedem halbwegs erträglichen Schüler, daß er seiner über den Sonntag auszuarbeitenden Uebersetzung eines vom Lehrer diktierten deutschen Aufsatzes (dem sogenannten Exercitium) vier bis sechs Disticha über denselben Gegenstand beifüge. Auch hierbei war von einer Würdigung der poetischen Gedanken oder der Gedanken überhaupt kaum die Rede. Die einzige Rücksicht war die grammatikalische Richtigkeit der Worte und die richtige Anwendung der kurzen und langen Silben. Meine dichterische Anlage war von den kleinsten, und so machten mir die jeweiligen sonntäglichen Verse viele Not, bis sie mit Hilfe des Gradus

[1]) Einer der hervorragendsten württembergischen Schulmänner, der langjährige Rektor des Stuttgarter Gymnasiums, Karl Ludwig Roth, schildert den Stand des Unterrichts an dieser Lehranstalt, der er während der Schulzeit v. Mohls schon als Lehrer angehörte (s. Festschrift z. Jubelfeier des Eberhard Ludwigs-Gymnasiums in Stuttgart 60—61).

ad Parnassum zusammengezimmert waren. Am Ende freilich erreichte ich eine ziemliche Fertigkeit, so daß ich wohl bei einem besonderen Anfalle von Fleiß ganze Seiten lateinischer Verse lieferte. Im Griechischen wurde zu meiner Zeit auf dem Stuttgarter Gymnasium wenig geleistet, und ich habe es nie bis zu einem auch nur leidlichen Verständnis eines Tragikers oder des Thukydides gebracht. Was ich von den Klassikern kenne — und es ist leider allzu wenig —, habe ich durch Privatlektüre, wohl nur aus Uebersetzungen, gewonnen. Ebenso geschah in Mathematik nicht viel, dagegen war der Unterricht in Geschichte und Geographie in allen Abteilungen nicht schlecht. Daß der Unterricht in der Muttersprache vollkommen verabsäumt wurde,[1]) brauche ich von einer gelehrten Schule in jener Zeit nicht erst zu sagen. Ich habe in meinem ganzen Leben nicht eine einzige Stunde in der deutschen Grammatik gehabt und muß eingestehen, daß ich noch zu dieser Stunde keine Ahnung davon habe, wie viele Deklinationen und Konjugationen es im Deutschen giebt. Was ich in der Muttersprache habe schreiben und reden gelernt, ist durch unbewußte Aneignung aus unsern Klassikern und durch naturalistischen Takt erworben worden; in meinen spätern Jahren hatte ich keine Zeit auf Grimm und seine Schüler zu verwenden. Allerdings wurde uns in dem oberen Gymnasium von einem auch als schöngeistigen Schriftsteller nicht ganz unbekannten Manne, dem Hofrat Reinbeck,[2]) Unterricht in Rhetorik und Aesthetik erteilt, und hatten wir uns namentlich bei ihm in eignen deutschen Aufsätzen zu üben. Der Unterricht war aber völlig dilettantenhaft, und überhaupt galt der etwas geckenhafte Mann bei uns Schülern nicht viel, weil er wenig Latein verstand und wir also von der Höhe unsrer lateinischen und griechischen Grammatik mit großer Mißachtung auf ihn herabblickten.[3]) Dennoch hatte dieser Lehrer immerhin sein Gutes. Er hatte einen feinen natürlichen Geschmack, und er drang namentlich auf Beseitigung der dem Schwaben so geläufigen Provinzialismen und örtlichen Sprachfehler. Ich war einer seiner Lieblinge, da ich die gestellten Aufgaben mit Fleiß und Liebe ausarbeitete; nur tadelte er, mit vollem Rechte, meine Neigung zum Bombaste und zu skandierbarer Prosa. Zu deutschen Dichtübungen wurden wir nicht angehalten, und ich hatte so viel Einsicht, zu begreifen, daß meine poetische

---

[1]) „Die Muttersprache schien keiner besonderen Pflege zu bedürfen: sie wurde als etwas sich von selbst Ergebendes und Erzeugendes betrachtet" (Roth a. a. O. 60).

[2]) Eine in den litterarischen Kreisen Stuttgarts und auch sonst in der Stadt sehr bekannte Persönlichkeit; die Titel seiner zahlreichen, jetzt verschollenen Schriften (Schauspiele, Erzählungen u. s. w.) findet man in Goedeke, Grundriß III. 157. Vgl. Allgem. dtsch. Biogr. XXVIII. 1.

[3]) Daß man über den Berliner, dem der lateinische Schulsack abgehe, die Achseln zuckte, wird auch in der erwähnten Festschrift, 62, berichtet.

Ader eine sehr schwächliche sei, mühte mich also nur wenig mit Versuchen dieser Art ab. Ueber den Anfang eines etwa in meinem 14. Jahre unternommenen Epos „Die Eroberung von Magdeburg" goß die Mutter so beißenden und, wie ich mir gestehen mußte, so verdienten Spott, daß ich jeder Fortsetzung schnell entsagte.

Der Unterricht in den neuen Sprachen war, wie wohl auf allen öffentlichen Schulen, elend, und was wir davon lernten, dem Privatunterricht und vor allem dem eignen Fleiß zu verdanken. Ich wendete meine letzten Jahre im Gymnasium hauptsächlich hierauf und deckte bei der Abiturientenprüfung die Schwäche der Uebersetzung des diktierten Themas ins Lateinische und Griechische durch Beifügung freiwilliger Uebertragungen ins Französische und Englische, Italienische und Spanische. Grammatik in diesen Sprachen habe ich freilich so nicht gelernt, wohl aber bekam ich durch das viele Lesen der verschiedenartigsten Bücher und durch die wenigstens anfängliche Vergleichung mit Uebersetzungen ein Gefühl für die Eigentümlichkeiten der verschiedenen Sprachen. Privatunterricht neben der Schule habe ich nur im Französischen gehabt. Außerdem Zeichenunterricht und gelegentlich eine Nachhilfe im Lateinischen und Griechischen, wenn solche nötig erschien, und auch einmal Schreibunterricht, welcher aber leider wenig fruchtete.[1] In der Hauptsache verlangte der Vater, daß wir durch eigne Anstrengung und Fleiß uns die nötigen Kenntnisse erwerben sollten, nicht aber durch Nachhilfe andrer neben der allgemeinen Lehre der Schule.

Mein Platz unter den Altersgenossen, welcher streng nach den Ergebnissen der zeitweisen Prüfungen und Arbeiten erteilt wurde, beweist, daß ich zu den bessern Schülern der Anstalt nach ihren Forderungen gehörte. Ich war immer unter den Ersten und in der That der Erste beim Abgange auf die Universität. Das große Gewicht, welches mein Vater auf einen ehrenhaften Platz in der Schule legte, trug freilich viel bei zu meinen Bemühungen. Eine schlechte Arbeit, welche mich aus der Zahl sogar der fünf Ersten verstieß, war eine große Sünde, die mir heftige Vorwürfe eintrug, in jüngeren Jahren auch wohl die Strafe, an einem Seitentische oder in gar zu argen Fällen auf der Treppe essen zu müssen.

Wenn ich es später in der Gewalt gehabt hätte, die in der Schule erlangten Kenntnisse nach meinen Wünschen und Bedürfnissen zu bestimmen beziehungsweise auszutauschen, so würde ich namentlich mehr Mathematik getrieben haben. An Geschichte und Geographie brachte ich durch den Unterricht des Vaters in der letzteren, namentlich aber durch vieles eignes Lesen und ein natürliches Interesse für diese Fächer einen ganz anständigen Vorrat von Kenntnissen mit auf die Universität und ins spätere Leben.

---

[1]) Die Handschrift des Verfassers mit ihren minimalen Buchstaben ist sehr unleserlich.

Zu besseren Kenntnissen in der Mathematik war allerdings einmal ein Anlauf genommen worden, allein ein wunderlicher und der zu nichts führte. Ein genauer Freund meines Vaters war der General v. Kerner,[1]) ein Bruder des Dichters Justinus Kerner. Als derselbe im Jahre 1812 sehr erschöpft und für immer untüchtig zum Kriege aus Rußland zurückgekommen war, bot er meinem Vater an, mir zu seiner Beschäftigung Unterricht in der Mathematik zu geben. Dies wurde dankbar angenommen, und ich mußte alle Sonntagmorgen um 9 Uhr beim General erscheinen, wo sich dann dieser mit mir stundenlang abgab. Allein das Ergebnis entsprach dem Zeit- und Müheaufwand keineswegs. Die Methode war dem guten General so ganz abhanden gekommen, daß er von einer Behandlungsweise der Geometrie zur andern übersprang, ohne es nur zu merken, einige analytische Beweise unter die euklidischen gelegentlich mischte und mich mitten hinein zur Abwechselung militärische Zeichnungen machen ließ. Da war es denn freilich kein Wunder, daß mir die Sache nicht recht klar werden wollte. Noch kam dazu, daß während dieses wunderlichen Unterrichtes alles mögliche bei dem General vor sich ging. Es kam immer zuerst der Barbier, dann der Haarkräusler, der Diener mit der Toilette; später traten Morgenbesuche von Kameraden ein oder Besuche von Waffenschmieden (Kerner war, glaube ich, damals Vorstand einer Gewehrfabrik[2])); schließlich fehlte niemals gegen mittag der Prinz Paul von Württemberg, der zweite Sohn König Friedrichs, welcher über alle Maßen und gegen Gott und die Welt lärmte, zunächst über seinen Vater. Während dieser Unterbrechungen blieb ich denn immer am Tische sitzen, entweder unbeschäftigt oder mit der Lösung einer Aufgabe mich vergeblich abmühend, indem mir der General bei einer Unterbrechung irgend ein Problem hinwarf, ohne sich immer viel zu besinnen, ob ich auch schon so weit sei. — Wie lange dieser Verderb meiner Sonntagsmorgen gedauert hat, ist mir nicht mehr in Erinnerung, allein jedenfalls lange genug, um mir jede Lust an Mathematik für immer zu nehmen. Endlich mochte die Sache auch Kerner entleidet sein, und so wurde ich denn mit dem Zeugnis entlassen, daß ich keinen mathematischen Kopf habe.

Die Bildung und selbst das positive Wissen eines Menschen hängt jedoch keineswegs allein von dem absichtlichen Unterricht ab, welchen er empfängt; ein großer Teil, wo nicht der größere, ist eine Folge der allgemeinen geistigen Atmosphäre, in welcher er aufwächst, sowie der täglichen

---

[1]) General v. Kerner ist schon oben S. 24 bei den Freunden von Mohl sen. erwähnt worden.

[2]) Kerner hat die Gewehrfabrik in Oberndorf eingerichtet; zu der Zeit, da Mohl in seinem Hause verkehrte, war er Chef der Sektion für Berg- und Hüttenwesen (Pfister, König Friedrich von Württemberg, 312).

sachlichen Umgebung. Es ist daher zur Ergänzung des Vorstehenden notwendig, daß ich auch in dieser Beziehung das väterliche Haus ins Auge fasse und seine Einwirkung auf die intellektuelle Bildung von uns Brüdern zu schildern suche.

Unser Vater war kein tiefer Gelehrter im eigentlichen Sinne des Wortes, obgleich weit unterrichteter und belesener, als die Mehrzahl der Beamten zu sein pflegt. So eifrig er seine Amtsgeschäfte besorgte, so ging doch in denselben seine geistige Thätigkeit und sein Interesse keineswegs auf. In seiner Jugend ein tüchtiger Reichspublizist, behielt er sein ganzes Leben eine Neigung zu staatswissenschaftlichen Werken und las dann, ohne gerade damit einen bestimmten Zweck zu verbinden, neue hervorragende Schriften dieser Art. Außerdem beschäftigte er sich in seinen Freistunden zwar mit geschichtlicher und geographischer Lektüre, mit Reisebeschreibungen und dergleichen, sowohl in deutscher als französischer Sprache (andre lebende Sprachen verstand er nicht), aber für Dichtkunst, Musik, Malerei hatte er keinen Sinn. Ich glaube nicht, daß er — wenigstens während meines Lebens — je einen Roman gelesen hat, und wenn er etwa auch mit Schiller leidlich bekannt war, so möchte ich für irgend eine nennenswerte Kenntnis von Goethes Werken nicht einstehen. Er war also immer geistig beschäftigt, aber nur mit Gegenständen und Büchern, welche ihm genugsam ernst und nützlich erschienen. Was die geselligen Formen betrifft, so erschien mein Vater immer ernst, würdig und einfach, ohne alle Ziererei, als ein hochgestellter Mann. Salonliebenswürdigkeit hatte er freilich nicht, allein für Anstand und ruhige Gleichstellung mit jedem war er ein Muster.

Die Mutter war auch hierin viel von ihm verschieden. Beschäftigt mit den Kindern und dem Haushalte, oder bei der Großmutter mit einer Handarbeit verweilend, kam sie freilich in früheren Jahren nicht viel zum Lesen; allein sie konnte doch, wenn ihr ein Buch besonders empfohlen wurde und zusagte, fast leidenschaftlich sich in dasselbe vertiefen und ganz von ihm erfüllt werden. In schöner Frauenart war sie sehr empfänglich für Poesie, namentlich für leidenschaftlich erregte. Ich kann mich wohl erinnern, daß sie mitten in der Kinderstube stundenlang, ohne etwas andres zu hören oder zu sehen, die „Corinna“ der Staël, Schillersche oder Goethesche Dramen oder Gedichte las; auch ließ sie sich von dem Vater klassische französische Tragödien vorlesen, welche er mehr der Sprache wegen laut vorzutragen liebte. Ihrem vorherrschend scharfen Verstande aber entsprach doch noch mehr eine feine Beobachtung der menschlichen Thorheiten und Schwächen, und ihre eigentliche Lieblingslektüre war daher das Geistreichwitzige. Sie faßte mit Blitzesschnelle die Beziehungen auf, und ein witziger Gedanke rief bei ihr einen gleichen hervor. Immer wieder las sie Molière, Lichtenbergs Schriften, Thümmels „Reise ins südliche Frankreich“; selbst

Kotzebue fand Gnade vor ihren Augen wegen seiner Menschenkenntnis und seiner Hervorhebung von gesellschaftlichen Verkehrtheiten. Von Voltaire liebte sie die kleineren Schriften und die Briefe. Dies alles kam denn freilich nur in verlorenen Stunden, höchstens stoßweise vor die Hand; niemand war weniger Blaustrumpf als meine Mutter.

Für Kunst hatte sie Sinn, der aber keinerlei Ausbildung erhalten konnte, da damals in Stuttgart keine öffentlichen Sammlungen irgend einer Art bestanden. Wenn eine der seltenen Gelegenheiten kam, ein berühmtes Kunstwerk zu sehen, so ergriff sie meine Mutter allerdings mit ihrer ganzen Lebhaftigkeit; ich vermute aber, daß es ihr mehr darum zu thun war, einen Begriff von dem zu erhalten, was als ein Meisterstück gelte, als daß sie einen unbefangenen Genuß davon gehabt hätte. Einfluß in dieser Richtung hat sie keinen gehabt auf ihre Kinder. Für Musik war ihr das Ohr versagt. — Von den glänzenden geselligen Eigenschaften der Mutter habe ich schon gesprochen; mit Ausnahme der Ruhe konnte man hier nur das Beste lernen.

Noch muß ich auch der Großmutter Erwähnung thun. Die stille alte Frau hatte viel freie Zeit und las gern, am liebsten französisch. Namentlich konnte sie fast alle Jahre wieder die Briefe der Frau v. Sévigné von Anfang bis zu Ende durchlesen. Aber sie hatte auch eine ruhige Art von Freude an Humor. Ein „Don Quichote“ in der Bertuchschen Uebersetzung war sehr zerlesen, und sie liebte es auch, uns Kindern spaßhafte Bücher zu Weihnachten zu geben, zum Beispiel einen in usum Delphini kastrierten „Eulenspiegel“, Mächlers Anekdotenalmanach und so fort.

Was nun aber das im großelterlichen und zugleich elterlichen Hause befindliche Bildungsmaterial betrifft, dessen Umgebung und leichter Gebrauch doch auch von bedeutendem Einflusse auf das unter ihm aufwachsende Geschlecht war, so waren zunächst Bücher in Menge vorhanden. Mein Vater hatte eine reichhaltige Bibliothek, freilich großenteils Reichsstaatsrecht, manches davon früher Eigentum Johann Jakob Mosers; doch setzten sich auch allmählich wenigstens einige deutsche und französische Klassiker, geschichtliche und geographische Werke an diesen schweren Kern an, bezeichnend genug übrigens nichts von Goethe. In einer Bodenkammer stand die ebenfalls nicht unbedeutende Bibliothek des alten Geheimen Rats Autenrieth, teils Bücher, welche er aus Amerika mitgebracht hatte und welche damals große Seltenheiten in Europa gewesen sein mögen, teils und hauptsächlich aber nationalökonomische Werke, eine, wie ich freilich erst viel später beurteilen lernte, vortreffliche Sammlung für ihre Zeit. Endlich hatte die Großmutter selbst eine kleine Handbibliothek in einem sehr zierlich geschnitzten Schranke, in der Hauptsache schönwissenschaftlichen Inhaltes, als da waren Uebersetzungen der Richardsonschen Romane, der „Don Quichote“, einzelne

deutsche Dichter aus der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, wie Rammler, Uz, Zachariäs komische Heldengedichte, Rabener. Dann aber auch die große „Allgemeine Geschichte der Reisen zu Land und zur See" in wohl zwanzig Quartbänden mit vielen Hunderten von Kupfern.

Von Kunst und Kunstwerken war im Hause nichts zu sehen. Musik wurde nicht getrieben, und es war nicht einmal ein Instrument vorhanden. Von Gemälden war nur das Bild des Großvaters Autenrieth in einem selten geöffneten Putzzimmer aufgestellt; die übrigen voreIterlichen Porträts in Perücken und Brokatkleidern hingen, wie dies ihr Ende zu sein pflegt, in einer Bodenkammer (wo sie einem Dienstmädchen zu der Bemerkung Veranlassung gaben, nun wisse sie doch, wo die „Mäuler" in der Familie herkommen). In den Zimmern war keinerlei Kunstschmuck und das Bedürfnis danach so klein, daß einige der schönsten Müllerschen Kupferstiche eingerahmt in einem Wandschranke unbenützt standen. Später, im Jahre 1830, erwarb mein Vater ein andres, weit eleganteres Haus,[1] welches denn auch den Verhältnissen gemäß eingerichtet und geziert wurde, allein diese äußere Umgebung konnte auf mich, der ich selbst schon ein gereifter Mann geworden war, nicht mehr wirken; die Eindrücke meiner Jugend gehören dem geräumigen, aber unbeschreiblich einfach gehaltenen alten Hause an.

Diese lebenden und toten Kulturelemente konnten denn nicht anders als einen bestimmenden Einfluß auf den Knaben ausüben und zwar nach ihrer Verschiedenheit und Mannigfaltigkeit einen ziemlich vielseitigen, im ganzen, glaube ich, guten. — Vom Vater sah und lernte ich es nicht anders, als daß man seine Erholung nicht in frivolem Zeitverderbe, Kartenspiel und dergleichen zu suchen habe, sondern in verständiger Lektüre; und es ist mir dies für mein ganzes Leben zur Gewohnheit geworden, sicher nicht zu meinem Schaden. Die geistreiche Art der Mutter weckte wenigstens das Verständnis für Witz und Humor, wenn sie auch natürlich etwa fehlende eigne Anlagen nicht schaffen konnte. Aber schon das Verstehen ist ein Gewinn, und es kann und muß sogar ausgebildet werden, wie man deutlich an Menschen sieht, welche in stumpfer Umgebung aufgewachsen sind und denen oft jedes geistreiche Spiel des Witzes unverständlich, wo nicht widerwärtig bleibt. Bei der Großmutter bekam ich früh wenigstens eine Ahnung von dem Vorhandensein einer zierlich-gesitteten Litteratur. Diese Einwirkungen auf den Verstand waren getragen und umgeben von der reinen Sittlichkeit, dem Ernste und der pflichtgetreuen Richtung des ganzen Familienlebens, und sie wurden dadurch zurecht gerückt und ausgeglichen. — Die vielen Bücher, welche mir nach Belieben zugänglich waren,

[1] Wie S. 53 Anm. 2 bemerkt das Eckhaus der Kanzlei- und Schloßstraße.

mit Ausnahme der Romane der Großmutter, erweckten früh eine Neigung zum mannigfachsten und immer wieder aufgenommenen Lesen. Die reichs-publizistischen Folianten und Quartanten des Vaters wurden freilich nur als Material zum Bau von Festungen und dergleichen verwendet; allein desto eifriger las ich bald dieses, bald jenes sonstige Werk, alles bunt durcheinander, wie es mir in die Hände fiel oder mich reizte; Shakespeare (in der Eschenburgschen Uebersetzung), Schiller, Don Quichote, Johannes Müllers Allgemeine Geschichte, die große Reisebeschreibungensammlung, später französische Klassiker; diese lernte ich früh kennen; und manche derselben las ich so oft wieder, daß ich sie fast auswendig wußte. Oft verstand ich freilich noch nicht alles; allein das blieb dann entweder liegen oder wurde später bei einer Wiederholung klarer. Der Vater ließ mich ungehindert in diesen Dingen gewähren. Er hielt nur auf zweierlei: daß die Schulaufgaben vor allem vollständig und gut gearbeitet wurden und daß ich ein angefangenes Buch auch zu Ende las oder seiner Billigung die Gründe des Aufgebens unterstellte. Das Ergebnis von allem diesem war, daß ich allerdings in sehr jungen Jahren vielfach belesen und gebildet wurde, in dieser Beziehung mich von den meisten meiner Altersgenossen auszeichnete, auch später im Leben Grundlagen, Anknüpfungspunkte und Genuß hatte, welche andern fehlten; dagegen war ein solches von einem Gegenstande zum andern abspringendes Lesen ohne Zweifel insofern ein Nachteil, als es von einem tiefeindringenden Verweilen bei einer Materie abhielt und auch die Fähigkeit dazu schwächte. Ich glaube die gute und die üble Seite in meiner wissenschaftlichen Laufbahn erfahren und gezeigt zu haben. Daß der Sinn für Kunst unter der geschilderten Umgebung nicht geweckt wurde, versteht sich von selbst. Die Freude an der bildenden Kunst und einiges Verständnis für sie, wie sich solches später bei mir einfand, erwarb ich mir selbst durch Besichtigung von Galerien auf meinen Reisen und durch Umgang mit jungen, talentvollen Künstlern. Musik durfte ich nicht lernen. Mein Vater blieb bei der freilich ganz falschen Alternative: entweder lernst du etwas, dann verdirbst du viele Zeit damit; oder du lernst nichts, dann ist Mühe und Geld für den Unterricht verschwendet. So bin ich denn hier unwissend und dadurch gleichgültig geblieben; über Freude an einer raschen Melodie oder an einer Militärmusik hinaus habe ich es nicht gebracht. — Die sittliche Reinheit und Würde des ganzen Hauses, die anständigen und selbst vornehmen Umgangsformen der Eltern konnten auf uns Kinder nur einen günstigen Einfluß ausüben. Ich darf wohl sagen, daß wir nicht nur sämtlich von aller Roheit weit entfernt waren, sondern auch im äußeren Betragen die Söhne einer guten Familie nicht verleugneten. Da wir keine Schwestern hatten und somit an Umgang mit jungen Mädchen wenig gewöhnt waren,

so mag die Haltung in gemischter Gesellschaft nicht immer unbefangen und liebenswürdig gewesen sein; allein anständig war sie jedenfalls. Die große Einfachheit der Einrichtung des alten Hauses und der Mangel an jedem Schmucke hat dagegen wenigstens auf mich nicht den Einfluß gehabt, mit Gleichem mich zufrieden zu stellen. Mein größerer Sinn für das Schöne verlangte doch mehr, und ich setzte mich eher in eine Opposition gegen diese Kahlheit und, wie ich meinte, allzu große Sparsamkeit. Ich habe daher, als ich mein eigner Herr wurde, und zwar schon gleich auf der Universität beginnend, in der Auszierung meiner nächsten Umgebung mehr gethan, vielleicht zuweilen über meine Kräfte. Ordnungssinn und Bedürfnis für saubere Aufräumung von Zimmer und Tisch danke ich dagegen dem Beispiel, welches Vater und Mutter in ihren einfachen Umgebungen vor Augen stellten.

Nun aber auch noch ein Wort über die eigentlich geselligen Verhältnisse und über den Umgang mit Frauen, welcher unter Umständen von so großem, gutem oder schlechtem, Einfluß auf den heranwachsenden Jüngling sein kann.

Daß im elterlichen Hause kein leichterer und häufiger geselliger Verkehr war und nach den Persönlichkeiten und Verhältnissen nicht wohl sein konnte, geht wohl von selbst aus dem bisher Gesagten hervor, abgesehen davon, daß wenigstens in jener Zeit ein solcher in Süddeutschland überhaupt nicht Sitte war und es einer ungewöhnlichen Bemühung bedurft hätte, ihn hervorzurufen. Es war in Stuttgart weder in den Gewohnheiten, abends ungebeten befreundete Familien am Theetische aufzusuchen — schon aus dem einfachen Grunde, weil kein solcher Tisch bestand — noch hatte man etwa einen bestimmten Abend in der Woche, an welchem man zu Hause und zum Empfange von beliebigen Besuchen bereit gewesen wäre. Man aß in dem engsten Familienkreise um acht Uhr zu Nacht und war zum Besuchempfangen oder -geben nicht eingerichtet; überdies brachten die Männer ihre Abende gewöhnlich in öffentlichen Lokalen, bestenfalls in dem sogenannten Museum, beim Kartenspiele oder beim Weine zu. Mein Vater hatte nun zwar diese Unsitte nicht; er war, solange ich ihn kannte, wohl nicht ein einziges Mal in einer solchen Gesellschaft, sondern brachte alle seine Abende in seinem Arbeitszimmer zu, mit uns Kindern oder mit einem Buche beschäftigt; aber er hatte keinen Sinn für ein Gespräch am Theetische, welches ihm als nutzloseste Zeitverschwendung erschienen wäre. Meine Mutter hätte wohl an sich Neigung gehabt, Gesellschaft dieser Art zu sehen, und auch alle Eigenschaften, als Frau vom Hause anzuziehen und zu glänzen; allein sie sah es als ihre erste Pflicht an, um die Kinder zu sein und dafür zu sorgen, daß diese in Ordnung lernten oder spielten und wohl gepflegt zu Bette kämen. Sie entsagte also. — Schwestern hatte

ich keine; auch dieser Anknüpfungspunkt für einen leichten und angenehmen Verkehr fehlte. Junge Mädchen kamen fast gar nicht in das Haus. Ich hätte also ganz heranwachsen können, ohne je mit solchen in Berührung zu kommen, wenn nicht zwei Gelegenheiten sich wenigstens zu einigem Umgange dieser Art gefunden hätten.

Die erste, hinreichend wunderliche, waren Tanzstunden. Wir Jungen konnten zwar wohl bei einem Tanzmeister die Stellungen, Schritte und Touren lernen; allein dies war doch eigentlich nicht getanzt; am wenigsten genügte es für den Walzer, welcher damals vorherrschte und den gut zu tanzen von einem wohlerzogenen jungen Menschen unbedingt gefordert wurde. Das nämliche war denn auch bei Mädchen der Fall. Daher waren gemischte Tanzstunden eingerichtet. In einem dazu gemieteten Saale eines Privathauses wurden unter Leitung eines Tanzmeisters und mit einem Geiger vier bis sechs Paare an einigen Nachmittagsstunden in der Woche versammelt, welche nun nach Herzenslust tanzten. In der Regel waren die Schülerinnen Schwestern der Teilnehmenden; aber es kam auch wohl vor, daß Mädchen, welche keine Brüder dabei hatten, beitraten. Die Sitte war in solchem Falle, daß einer der Bursche seinen Besuch in einem solchen Hause machte und die Mutter um die Erlaubnis zur Teilnahme der Tochter bat. Es waren dies aber Mädchen aus ganz anständigen, wenn auch nicht gerade aus den ersten Familien; Töchter von Beamten, Kaufleuten und dergleichen. Die Sache ging auf die unbefangenste und naivste Weise zu. Die Anwesenheit einer Mutter erschien keineswegs nötig; der Tanzmeister war die Anstandsperson. Hauptsächlich bot die gute Sitte und die Unschuld der jungen Leute selbst den Schutz; und äußerlich erschien überhaupt von der Bekanntschaft aus der Tanzschule durchaus nichts. Man begleitete niemals die Mädchen nach der Stunde nach Hause; ein Anreden oder Mitgehen auf der Straße bei etwaigem Begegnen war ganz außer aller Frage. Daß nicht gelegentlich eine kleine Neigung entstanden wäre, will ich freilich nicht behaupten; allein es blieb in allen Ehren und Züchten und ganz aus der Entfernung. Zuweilen war denn „große Tanzstunde", das heißt, wir luden noch einige weitere Bekannte ein, die Stunde wurde sehr gestreckt, und wir hatten das Glück, unsern Schönen ein Glas Mandelmilch und ein Stück Torte anbieten zu dürfen. — Gegen diese ganze Einrichtung hatten nun meine Eltern nichts einzuwenden; meine Mutter ergötzte sich vielmehr sehr an den Erzählungen von unsern Thaten beziehungsweise Mißgeschicken.

Weniger zufrieden war sie mit einer zweiten Gelegenheit, welche sich mir darbot, junge Damen kennen zu lernen; doch trat sie nicht verbietend dazwischen. Einer meiner Altersgenossen hatte eine schöne Schwester, bei welcher denn andre junge Mädchen ein und aus gingen; wir Burschen

machten unsrerseits uns bei dem Bruder viel zu schaffen. Daraus bildete sich dann allmählich eine ziemlich abgeschlossene Gesellschaft junger Leute beider Geschlechter, welche sich an den Sonntagabenden in dem fraglichen Hause versammelte und sich hier mit Spielen verschiedener Art köstlich unterhielt. Es waren mehrere sehr hübsche Mädchen darunter, welche einige Jahre später regierende Ballköniginnen wurden; alle aus angesehenen Familien, leider freilich diejenige nicht, welcher ich am liebsten da begegnet hätte. Manche Eltern sahen zwar die Sache nicht eben gern; nicht der Zusammenkünfte an sich wegen, diese waren unverfänglich genug, sondern weil sie ihre Töchter nicht gern in dieses Haus gehen sahen, da die Herrin desselben, jetzt Witwe, früher zu Gerede Veranlassung gegeben haben sollte; doch war gegen die Tochter nicht das mindeste einzuwenden, und auch die regelmäßigen Besucher und Besucherinnen waren angriffslos. Man ließ also gewähren und schränkte höchstens da oder dort die Zahl der Besuche ein. Die Sache ging ihren Gang, bis wir unsrerseits die Universität bezogen, die Mädchen aber ganz herangewachsen waren und nun andre Ziele hatten und gewichtigere Verehrer fanden. Ich habe mit den meisten dieser schönen Freundinnen auch später noch, als sie verheiratet waren, gute Bekanntschaft beibehalten; eine der niedlichsten derselben, nicht glücklich verheiratet, vergoß in der Erinnerung an die schöne Jugendzeit einen Strom von Thränen, als ich sie fünfundzwanzig Jahre später in Hamburg aufsuchte. Ich kann nicht anders glauben, als daß mir diese Gesellschaften sehr gut thaten; sie ließen weder Roheit noch linkisches Wesen aufkommen. Ein besonderer Günstling des Kreises war ich übrigens nicht; andre von den Teilnehmern erschienen den naseweisen Dingern wohl hübscher.

Von besonderen Ereignissen im Kreise des Schullebens weiß ich mir aus den langen zwölf Jahren nichts zu erinnern, etwa den einzigen Vorfall abgerechnet, daß ich im Jahre 1814, als der damalige Kronprinz von Württemberg aus dem französischen Feldzuge zurückkehrte und mit ganz unendlichem Jubel empfangen wurde, zu der Abordnung gehörte, welche ihn auch im Namen des Gymnasiums bewillkommnen sollte. Es waren aus jeder der vier Abteilungen des oberen Gymnasiums zwei Schüler, welche diese Ehre hatten, und wir thaten uns natürlich nicht wenig darauf zu gute, wie wir denn auch von unsern Genossen sehr beneidet wurden. Von den übrigen Mitgliedern der Abordnung erinnere ich mich namentlich noch des späteren Kanzlers Wächter,[1]) sowie eines Grafen Degenfeld,[2])

[1]) Von dem Kanzler Wächter handelt v. Mohl ausführlich unten bei der Schilderung des Tübinger Professorenkreises.

[2]) Feldmarschall-Leutnant August Graf v. Degenfeld-Schonburg, ausgezeichnet durch seine Heldenthaten in der Schlacht bei Novara (Wurzbach, Biogr. Lex. des Kaisertums Oesterreich, III. 201—202).

dem ich es damals nicht ansah, daß er 30—40 Jahre später einer der ersten Feldherren Oesterreichs sein würde, und in welchen in der That der Geist erst mit der Uniform gefahren sein muß. Es lief jedoch die Sache nicht ganz zu unsrer Befriedigung ab. Der Prinz hatte wohl viele Menschen zu empfangen oder beeilte er sich überhaupt nicht. Kurz, wir mußten dann zwei Tage lang in unsern weißen Halsbinden und kurzen seidenen Beinkleidern in dem Hause eines aus unsrer Mitte warten. Als es endlich so weit kam, wurden wir sehr durch die Nachricht enttäuscht und entrüstet, daß wir nicht allein zum Prinzen kommen würden, sondern der Rektor der Anstalt [1]) sich an unsre Spitze zu stellen habe. Damit waren denn alle Vorbereitungen zu Anreden, welche wir in diesen zwei Tagen ausgeheckt hatten, überflüssig geworden, und es war auch wenig wahrscheinlich, daß die Gespräche mit dem Prinzen, auf die wir uns eingeübt hatten, so ganz in der von uns vorausgesehenen Art würden gehalten werden können, namentlich schmerzte es uns, daß die schöne Entschuldigung, warum wir eine vom Prinzen zu erwartende Einladung zur Tafel nicht annehmen könnten, nicht werde in der rechten Weise vorzubringen sein. Noch schlimmer ging es aber bei der Audienz selbst. Unser Rektor fügte uns den Schimpf zu, daß er ein Stückchen Papier aus der Tasche zog und von diesem die Anrede an den Prinzen ablas, während letzterer mit freiem Anstand und in geläufiger Rede seinen Dank aussprach und somit das weit besser machte, was wir als ein Anrecht der Gelehrsamkeit betrachteten. Am meisten aber schlug es uns endlich nieder, daß der Prinz, ohne sich mit den einzelnen von uns zu befassen und ohne uns als die künftigen Säulen des Staates zu ehren, mit einfachen Worten die Ermahnung an uns richtete, recht fleißig zu sein, damit man uns künftig einmal brauchen könne. Wir zogen ziemlich kleinlaut aus dem Palaste ab.

Von meinen Schulgenossen haben wenige irgend eine größere Bedeutung erhalten. Manche derselben, und gerade von meinen genauesten Bekannten, sind jung gestorben. Meine liebsten Jugendfreunde waren zwei Brüder Pfizer, von welchen der ältere, Karl, später eine Stelle beim Obersten Gerichtshofe, [2]) endlich den Vorsitz in demselben bekleidet hat; der jüngere, Paul, der bekannte politische Schriftsteller wurde. Wir waren Nachbarskinder und brachten unsre ganze freie Zeit miteinander zu. Damals galt der jüngere bei uns Knaben weit weniger als sein Bruder, was wohl seiner großen Weichheit und Schüchternheit zuzuschreiben war. Anders war es freilich bei den Lehrern, welche das bei weitem größere

---

[1]) Friedrich Christian Franz, Rektor 1813—1821.

[2]) Stirbt als Obertribunalpräsident 1878, sein Bruder Paul als Oberjustizrat 1867; sie waren Söhne des Obertribunaldirektors Karl Immanuel Gottlob v. Pfizer.

Talent Pauls wohl erkannten. Sonst wüßte ich von später bedeutenden Männern nur den berühmten Rechtslehrer und langjährigen Präsidenten der Kammer der Abgeordneten, Kanzler der Universität Tübingen, Karl Georg Wächter, und seinen Vetter, Karl Wächter, den nachmaligen Minister Wächter-Spittler, zu nennen, welche übrigens beide einige Jahre älter waren als ich. Doch muß ich etwa noch Kolb nennen, den vieljährigen Redakteur der Allgemeinen Zeitung; Barth, später ein Haupt des Pietisten- und Missionswesens, schon als Knabe von Ehrgeiz zerfressen; endlich Donner, den geschickten Uebersetzer der griechischen Tragiker, welcher uns alle in der Kunst, lateinische Verse zu machen, übertraf und schon vor seiner Konfirmation ein großes Heldengedicht: „Die Eroberung von Jerusalem" verfaßt hatte. Einige Genies auf der Schule sind bald ganz zu Grunde gegangen; einen derselben habe ich später in einem Gaunerverzeichnisse gefunden. Die unendliche Mehrzahl ist aber mittelgut gewesen und geblieben, und es sind aus ihnen Pfarrer, Justizräte und Oberamtsphysici geworden.

II.
Die Universitätszeit.

Im Herbste 1817 bezog ich die Universität, und zwar zum Behufe des Studiums der Rechte. Letzteres ohne daß ich eigentlich eine Neigung dazu gehabt hätte; allein mein Vater wünschte es so, und ich hatte es eigentlich mein Leben lang nicht anders gewußt, als daß ich Jurisprudenz zu studieren haben werde. Ebenso verstand es sich von selbst, daß, wenigstens zunächst, Tübingen gewählt wurde, obgleich die Universität sehr vieles zu wünschen übrig ließ, namentlich die Juristenfakultät höchst mittelmäßig war. Es gehörte zu jener Zeit zu den seltensten Ausnahmen, daß ein Württemberger anderswo studierte als in Tübingen; höchstens kam es — und auch nur seit ganz kurzem — vor, daß er das letzte Semester auf einer andern Hochschule zubrachte, gleichsam als zum akademischen Dessert. Tübingen war die Landesuniversität im eigentlichsten Sinne des Wortes; wie sie für die Württemberger bestand, so waren diese für sie da. Es war seit unvordenklicher Zeit so gehalten worden in der Familie; der Ort lag mitten im Lande, zahlreiche und zum Teil bedeutende Stipendien waren an den Aufenthalt in Tübingen gebunden; Theologen hatten wegen des Seminars kaum eine Wahl, und für die Juristen sprach, daß nur hier über das württembergische Landrecht Vorlesungen gehalten wurden. Die Hauptsache aber war, daß es dem beschränkten aber zähen Lokalpatriotismus

und den schwäbischen Gewohnheiten in dieser klassisch-württembergischen Atmosphäre wohl war. Die nicht zu leugnenden Mängel der Anstalt und des Aufenthaltes trug man als etwas Herkömmliches, jedenfalls Untergeordnetes.

Und doch hätte man bei einigermaßen freiem Blicke und unbefangenem Urteil bedenklich sein können und sollen. Dies aber aus zwei Gründen: Einmal, weil bei beständigem Aufenthalt im eignen Lande der enge Blick nicht erweitert, der Aberglaube an die selbstverständliche Vortrefflichkeit und Alleinberechtigung des württembergischen Wesens erhalten wurde. Welche Menschen- und Weltkenntnis konnte ein junger Mann erwerben, welcher die Schule in einer Landstadt besucht, in Tübingen seine ganze Studienzeit zugebracht hatte, von der Universität aus sogleich in irgend eine Schreibstube eines kleinen Amtsortes untergekrochen war? War es ein Wunder, wenn unter solchen Umständen das beschränkteste Philistertum und der absurdeste Hochmut der Unwissenheit in der Welt der Beamten, Geistlichen und so weiter in unschuldigster Naivität herrschte? Sodann aber war die Universität Tübingen durch ihre Absonderung von dem übrigen Deutschland zu einer sehr ungenügenden Bildungsanstalt geworden. Es bestanden hier, und von alters her, Zustände, welche anderwärts unglaublich, unmöglich gewesen wären. Die Universität war von ihrer Stiftung an eine selbständige Korporation gewesen, welche sich selbst regierte und nicht nur ihre Vermögensverwaltung, sondern auch die Stellenbesetzungen beinahe unabhängig besorgte. Hieraus war eine Familienoligarchie entstanden, welche nur ausnahmsweise nicht zu ihr Gehörige — Nichtwürttemberger so gut wie gar nicht — zuließ. Die Professuren wurden fast erblich; so namentlich in der Familie Gmelin, von welcher man zu sagen pflegte, daß sie teils geborene, teils ungeborene Professoren habe, und aus welcher zum Beispiel selbst in meiner Studienzeit noch fünf ordentliche Professoren vorhanden waren. Die wissenschaftlichen Anstalten, mit Ausnahme des theologischen Seminars, waren höchst dürftig, fehlten zum Teile ganz. Der ganze Geist der Hochschule war (natürlich dann und wann einen bedeutenden Mann ausgenommen) durchaus enge und unregsam. Die Theologen, welche nicht bloß ihre eigne Fakultät innehatten, sondern auch die philosophische fast ausnahmslos besetzten, herrschten mit bleiernem Zepter. Der älteste von ihnen war immer auch Kanzler der Universität. Diese Korporativverfassung hatte zwar König Friedrich gebrochen, die Universität zur Staatsanstalt erklärt und sie unter das Kultusministerium gestellt; allein im wesentlichen war es beim alten geblieben. Der Eingriff der Regierung hatte nicht zum Zwecke, so denn auch nicht zur Folge, in die verknöcherte Anstalt Leben und Bewegung zu bringen, sondern es war nur eine Despotenlaune gewesen, welche nichts rechtlich

Selbständiges im Lande dulden wollte. Nur ganz sporadisch und zufällig kamen, namentlich durch Wangenheims Einfluß, welcher einige Jahre lang Kurator gewesen war, einige wenige Einschübe in die alte geschlossene Oligarchie vor, und solchen Berufenen wurde das Leben sauer genug gemacht. Sie galten für Abenteurer, für norddeutsche Windbeutel. Nur die medizinische Fakultät machte von diesem versumpften Zustande eine Ausnahme seit dem Anfange des Jahrhunderts; aber auch mehr durch die persönliche Genialität Autenrieths und Kielmeyers und durch ihr persönliches Lehrtalent, als durch eine bessere Organisation oder Ausrüstung. Auch ihre Hilfsanstalten waren bis zur Unglaublichkeit armselig und ungenügend; so der botanische Garten ein Hausgärtchen von einigen Quadratklaftern mit einer kleinen Bretterhütte als Gewächshaus. Die Anatomie eine alte Kapelle, das (überdies erst von Autenrieth mit unsäglicher Mühe zusammengebettelte und -geflickte) Krankenhaus hatte kaum einige Dutzende von Betten für innerliche und chirurgische Kranke und Wöchnerinnen,[1]) das chemische Laboratorium war in einer dunkeln alten Küche.

Unter solchen Umständen darf es wohl wundernehmen, daß mein Vater, welcher doch einen größeren Blick hatte, der nicht in Tübingen seine Studien gemacht hatte und welcher für seine Söhne höhere Pläne hatte als bloß die notdürftige Abrichtung zur Beamtenlaufbahn, für mich keine andre Universität ins Auge faßte. Allein teils war er doch auch unter dem Einflusse des Herkömmlichen; teils mochte ihm wohl die Nähe des Aufenthaltsortes und die Anwesenheit beobachtender Verwandter beruhigend sein; teils und hauptsächlich aber hatte er großes Vertrauen in die unter König Wilhelm, also seit 1816, begonnene Umwandlung der Tübinger Zustände. Dieses denn allerdings an sich auch nicht mit Unrecht. Es ging mit einem Mal ein frischerer Luftzug, und es wurden wesentliche Erweiterungen und Verbesserungen der Anstalt ins Werk gesetzt, welche eine neue Aera verhießen. Nicht nur wurde die bisher in Ellwangen gewesene katholisch-theologische Fakultät nach Tübingen versetzt und hier für sie in der ehemaligen Fürstenschule nach dem Vorbilde des protestantischen Stiftes ein staatliches Seminar errichtet, sondern es wurde auch die große Neuerung einer eignen staatswirtschaftlichen Fakultät gewagt. Für die wissenschaftlichen Anstalten wurde in einer bisher unbekannten großartigeren Weise gesorgt. Man suchte neue Lehrkräfte herbeizuziehen, allerdings da, wo keine Vakaturen waren, nur durch Ansetzung junger, noch nicht erprobter Privatdozenten. Kurz, es wurde ein mächtiger Anlauf genommen, um Tübingen aus dem alten Schlendrian

[1]) Näheres über die unsagbaren Zustände im Krankenhaus findet man in der Schrift Klüpfels, Gesch. u. Beschreibung der Universität Tübingen, 251—254.

herauszureißen und in der That auch der Grund zu dem höheren und freieren Standpunkte gelegt, welchen die Universität seit dieser Zeit allmählich angenommen hat. Allein dies alles war doch eben jetzt, als ich die akademische Laufbahn beginnen sollte, noch sehr in den Anfängen begriffen, und konnte man nur sehr teilweise bereits Früchte erwarten. Die Wahl Tübingens war somit immerhin von sehr zweifelhafter Richtigkeit, wenn sie auch nicht mit Bestimmtheit für den ganzen Studienkurs fest beschlossen sein mochte. Das Ergebnis war denn auch nur ein mittelmäßiges.

Dies wird begreiflich erscheinen, wenn ich einen Versuch mache, die mir gebotenen Lehrer kurz zu charakterisieren.

Was zunächst die Juristenfakultät betrifft, so bestand dieselbe, mit Ausnahme Schraders, der doch auch kein junger Mann mehr war,[1]) und einiger angehender Lehrer, aus denen sämtlich später nicht viel geworden ist, aus alten und zum Teil schon altersschwachen Männern. Namentlich waren mehrere Gmelin unter denselben, welche vollkommen stumpf und unbrauchbar geworden waren, so daß sie entweder gar keine Vorlesungen mehr hielten oder höchstens zum Schein einige Verwandte und in der Familie Bekannte sich einstellten. Einer derselben, Hofrat Gmelin,[2]) soll früher ein bedeutender Gelehrter und geistreicher Lehrer gewesen sein, war aber zu jener Zeit durch Schlaganfälle körperlich und geistig so geschwächt, daß er nur noch aus Gewohnheit las und gar nicht einmal bemerkte, ob nur irgend ein Zuhörer anwesend war oder nicht. Ich habe ihn nur ein einziges Mal gesehen, wo er denn mit lautester Stimme römisches Recht vortrug, während nur ein einziger Zuhörer zugegen war und dieser hinter einer Säule schlief.

Noch etwas besser erhalten und nützlicher waren Majer und Malblank: — der erste war zwar auch schon ein Mann von achtzig Jahren, allein doch noch geistesfrisch und hatte noch bedeutende Spuren früherer Bedeutsamkeit, wie er denn unzweifelhaft einer der ersten Publizisten in den letzten Zeiten des Reiches gewesen war. Ich hörte bei ihm eine Vorlesung über Encyklopädie der Staatsgelahrtheit, welche der alte Mann noch in seinen letzten Lebensjahren ausarbeitete, als sein früheres Wissen keine Anwendung mehr fand. Von der Menge der jetzt bestehenden Werke über Staatswissenschaften bestand damals fast noch keines, und so war sein allerdings wunderliches, allein immerhin geistreiches System anregend und belehrend genug, und ich verdanke ihm manches. Er war gegen mich besonders freundlich, bedauerte häufig, daß er zu alt sei, um

[1]) Schrader war 38 Jahre alt, als Mohl die Universität bezog.

[2]) Der Pandektist Christian Gmelin, geb. 1750, gest. 1823.

noch Schüler zu bilden, gab mir aber seine reinlich ausgearbeiteten Manuskripte nach Hause, wo ich ganze Bände derselben fleißig und andächtig abschrieb. In der Vorlesung ging es höchst absonderlich zu. Majer las in seinem Hause, wo er denn in einer Nankingjacke und mit einem Schoßhündchen auf dem Arme erschien, sich vorerst sorgfältig erkundigte, ob auch für etwaige Hospitanten Stühle genug da seien und im Bedürfnisfalle solche von seiner französischen Haushälterin herbeibringen ließ, dann aber mit großer Behaglichkeit und Zutraulichkeit, aber in unendlicher Breite vortrug. Gelegentlich unterbrach er sich auch wohl, fragte einzelne, ob sie alles verstanden hätten, und war sehr erfreut, wenn man seine eignen Worte ihm wiederholte. Die Zuhörer machten sich's denn auch bequem, und an mehr als einem Tische wurde während des Vortrags eine Partie Whist oder Domino gespielt. Er starb bald nachher.[1]) — Malblank war Romanist und eigentlich ein wandelndes corpus juris.[2]) Vom engsten Gesichtskreise und in einer höchst unglücklichen Ehe lebend, hatte er sich schon seit Jahren aus allem menschlichen Verkehre auf sein Arbeitszimmer zurückgezogen und ging lediglich nur zum Behufe seiner Vorlesungen aus. Sein römisches Recht verstand er auf das gründlichste, aber freilich in ganz alter Art, ohne irgend eine Notiz zu nehmen von der neuen geschichtlichen Auffassung oder wissenschaftlichen Systematik. Er ging so ganz in seinem Fache auf, daß er selbst zu seiner Erholungslektüre das corpus juris benutzte. Bei den Studenten galt er als ein Brunnen von Gelehrsamkeit und namentlich als vortrefflicher Anleiter zur Rechtsausübung, und obgleich sie sich mit dem kindlich einfachen und namentlich in seiner Abgeschlossenheit höchst neugierigen alten Manne manchen unfeinen Scherz erlaubten, stand er doch in großem Ansehen bei ihnen, und sie ertrugen es auch ganz ruhig, falls er gelegentlich heftig und grob dazwischenfuhr, wenn er merkte, daß sie ihn zu hänseln versuchten. Vorlesungen habe ich keine bei ihm gehört, allein ich saß noch mehrere Jahre neben ihm in der Juristenfakultät, als ich selbst Dozent geworden war.

Unter diesen Umständen war freilich nicht viel Rechtsgelehrsamkeit von den Lehrern zu holen, was ich denn freilich auch nicht im Sinne

---

[1]) Johann Christian Majer, geb. 1741, gest. 1821. — Eine Würdigung seiner schriftstellerischen Bedeutung hat neuestens Landsberg in seiner Gesch. der deutschen Rechtswissenschaft III. 454—455 gegeben; vgl. auch Klüpfel, Gesch. u. Beschreibung der Universität Tübingen, 248—249.

[2]) Julius Friedrich Malblank, geb. 1752. Seine Hauptwerke sind: Geschichte der peinl. Gerichtsordnung Kaiser Karls V. und Principia juris Romani secundum ordinem Digestorum. Vgl. über ihn Landsberg a. a. O. 417 f. und 447 f., Noten 271—272; dann Klüpfel a. a. O. 249.

hatte. Vielmehr sollte ich nach dem Willen meines Vaters in den ersten Semestern hauptsächlich allgemein bildende Studien treiben, also Philosophie, Geschichte, Nationalökonomie und dergleichen. Leider waren denn aber auch unter den Lehrern der betreffenden Fakultäten, der philosophischen und der neuen staatswirtschaftlichen, wenige wirklich ausgezeichnete und anregende Männer, und das Beste mußte durch Privatstudien geschehen.

In der philosophischen Fakultät war als Hauptlehrer der Geschichte Rösler[1]) bestellt. Ohne Zweifel ein Mann von vielem Wissen, namentlich in der älteren Kirchengeschichte, auch von gesundem Menschenverstande und kritischem Urteile; allein nicht bloß höchst prosaisch, sondern völlig cynisch in Ansicht und Wort, von gemeiner und schädlicher Gesinnung. Sein Bestreben war darauf gerichtet, bei den jungen Leuten jede Pietät gegen große Männer und Handlungen zu zerstören. Er stellte dies alles als Humbug und konventionelle Lüge dar und spottete mit oft anwidernder Roheit über das, was sonst hochgehalten wurde. Jahraus jahrein las er über allgemeine Weltgeschichte, und zwar setzte er etwas darein, seine Erzählung in der letzten Stunde mit dem gerade vorliegenden Tage zu schließen. Seine äußere Erscheinung war höchst merkwürdig. Er mochte fast achtzig Jahre alt sein; war ganz altertümlich gekleidet, trug eine große Stutzperücke mit Haarbeutel, sah einem Uhu ähnlicher als einem Menschen. Dazu kam seine höchst familiäre, im echtesten schwäbischen Tone gehaltene Redeweise. Zuweilen spielte er auf dem Katheder förmlich Komödie, trat zuerst auf die eine Seite und führte die eine Hauptperson redend auf, dann auf die andre Seite und antwortete. Ein von mir selbst mit angesehenes Beispiel wird seine Art am besten zeigen. Nachdem er die Geschichte der Lucretia in frivolster Weise und mit entschiedener Leugnung eines verübten Zwanges erzählt hatte, gab er das Abschiedsgespräch von Tarquinius und Lucretia zum besten. Im Namen des ersteren sprach er einige frech-galante Phrasen; hierauf antwortete er als Lucretia: „O, ist gerne geschehen; kommen Eure Königliche Hoheit nur recht bald wieder.“ Dabei stieg er vom Katheder herab und ging mit Bücklingen in den freien Gang gegen die Thüre! — Daß ich solche geschichtliche Vorlesungen nur ganz gelegentlich, wenn etwa eine berüchtigte Partie zu erwarten war, besuchte, versteht sich von selbst.

Ich hielt mich vielmehr an Dresch,[2]) einen Franken, dessen feinere

---

[1]) Ch. Friedr. Rösler, geb. 1736, nach Klüpfel a. a. O. 211 „der erste wirkliche Historiker, den Tübingen besaß“ als Kritiker der mittelalterlichen Quellenschriftsteller. Weitere Litteratur über diese absonderliche akademische Erscheinung s. in Heyd, Bibliogr. d. württemb. Gesch., II. 575.

[2]) Georg Leonhard v. Dresch, geb. 1786 zu Forchheim, seit 1810 ordentlicher Professor für Geschichte und Rechtsphilosophie in Tübingen; 1822 nach Landshut

gebildete Art gegen die sonst in Tübingen übliche schwäbische Plumpheit und Formlosigkeit angenehm abstach, ihm aber allerdings wenige Freunde unter seinen Amtsgenossen machte. Ich habe bei ihm Vorlesungen über deutsche Geschichte, Naturrecht, Völkerrecht und vielleicht noch über andres gehört und immer seinen äußerst sorgfältigen und zierlich gewählten Vortrag bewundert. Da seine Fächer und seine Art außerhalb der Rechnung der gewöhnlichen Studentenmasse lagen, er überdies auf dem hochgelegenen Schlosse[1]) las und als nicht zur Juristenfakultät gehörig auch keinen Einfluß auf Prüfungen hatte, so waren seine Vorlesungen wenig besucht. Ein so beharrlicher und im ganzen fleißiger Zuhörer, wie ich war, entging unter diesen Umständen seiner Aufmerksamkeit nicht, und er war mir auch immer besonders freundlich, namentlich da ich in der Vorlesung über Völkerrecht, die morgens früh um sechs Uhr auf dem Schlosse stattfand, in kurzer Zeit der einzige Zuhörer blieb, so daß er für mich allein den größten Teil des Kollegiums las. Er ging später nach Landshut und von da nach München, starb aber bald an der Cholera.

Die eigentlich philosophischen Fächer waren über alle Maßen schlecht besetzt. Den Vertreter derselben, Schott,[2]) einen alten, ekelhaften, cynischen Junggesellen, habe ich nicht gehört, sondern ich ging, wie die große Mehrzahl der Studenten, zu Sigwart[3]), welcher als junger Mann uns näher stand und uns mehr ansprach und auch von dem Rechtssinne der Jugend begünstigt wurde, weil wir hörten, daß er bedrückt werde. Bei diesem ließ ich es mir nun sauer werden mit Logik, Geschichte der Philosophie, Rechtsphilosophie und so weiter, allein mit dem besten Willen hatte ich gar wenig Nutzen davon. Das Verständnis aller dieser verborgenen Weisheit wollte mir nicht kommen trotz eifrigsten Nachschreibens und Nachstudierens. Bescheiden schrieb ich es meinem eignen gänzlichen Mangel an philosophischer Begabung zu und fügte mich endlich darein; später freilich, als ich lange Jahre neben Siegwart im akademischen Senate saß und ihn auch sonst häufiger sah, ist mir freilich der Verdacht gekommen, daß der über alle Gebühr trockene, störrige Mann gar wenig

---

in die juristische Fakultät berufen, siedelte er 1826 mit dieser Universität nach München über (Allg. dtsch. Biogr. V. 395; Klüpfel a. a. O. 371).

[1]) Seit 1816 war Dresch Universitätsbibliothekar. In dem Schlosse war schon damals die Universitätsbibliothek untergebracht; hier hatte er seine Amtswohnung, in der er auch seine Vorlesungen hielt.

[2]) Andreas Heinrich Schott, geb. 1758. Von seinen Vorlesungen weiß auch Klüpfel a. a. O. 366—367 nichts Rühmliches zu berichten.

[3]) Heinr. Chph. W. Sigwart, geb. 1789; in seinem 27. Lebensjahre wurde er außerordentlicher und schon zwei Jahre später ordentlicher Professor in Tübingen. Seine Unfähigkeit, die Zuhörer anzuregen, hebt auch Klüpfel a. a. O. 368 hervor, anders urteilt Liebmann in Allg. dtsch. Biogr. XXXIV. 306.

geeignet war, zu klarem, selbstthätigem Denken Anleitung und Aufmunterung zu geben. Ein Philosoph wäre ich freilich wohl selbst unter einem Leibniz nicht geworden, aber ein geistreicherer Lehrer hätte mir doch wohl begreiflich gemacht, wovon es sich handle und was der Kern der verschiedenen Schulen sei.

Noch war allerdings Eschenmayer[1]) da; allein dieser war für mich ganz ungenießbar. Schon damals war er einer mystischen, ganz irrationellen Schwärmerei ergeben, welche alles war, nur nicht Philosophie, und mit meinem Bedürfnis nach klarem Denken und verständigem Begreifen im direktesten Widerspruch stand. Ich blieb daher bald ganz weg. Später versank der Mann immer tiefer in den absurdesten Geisterglauben, beteiligte sich bei Justinus Kerners Unsinn mit der Seherin von Prevorst und wurde zum Kinderspotte.

Physik konnte ich bei Bohnenberger,[2]) einem vortrefflichen Lehrer, in vorzüglicher Weise hören; es war dies aber doch nur ein Nebenfach für mich, und über die mit der größten Sicherheit und Zierlichkeit gemachten Versuche ging mein Verständnis nicht aus Mangel an genügenden mathematischen Kenntnissen.

Gerade bei meinem Bezuge der Universität wurde eine eigne staatswirtschaftliche Fakultät gestiftet, und dieses Studium hätte mich sehr angesprochen und mir sehr nützlich sein können, wenn die Lehrer besser gewesen wären. Allein diese waren durch alle Winde zusammengeblasen, und es fehlte durchaus an System, Einheit und bei den meisten auch an Gelehrsamkeit.[3]) Der Stamm und Mittelpunkt des Ganzen war Fulda,[4]) ein Zögling der Karlsakademie und schon seit vielen Jahren in Tübingen, bis dahin als einziger Professor der Kameralwissenschaft. Fulda war ein sehr achtenswerter Mann, der auch leidliche Kenntnisse in seinem Fache

---

[1]) Adam Karl August Eschenmayer, geb. 1768. „Seine von Anfang an unreine und unsichere Philosophie ging schließlich in ein trübes Gemenge von theologischem Supranaturalismus, naturphilosophischen Phrasen, Geister- und Teufelsglauben über" (Zeller, Geschichte der deutschen Philosophie seit Leibniz, 722, vgl. Klüpfel a. a. O. 367).

[2]) Joh. Gottlieb Friedrich Bohnenberger, geb. 1765. In dem Abschnitt „Die Professur in Tübingen" kommt Mohl auf ihn zurück.

[3]) Zur Ergänzung der Mohlschen Darstellung mag beigezogen werden die auf amtlichen Quellen beruhende Abhandlung: „Jolly, Zur Gesch. der staatswissensch. Fakultät in Tübingen," im Jahrbuch für Gesetzgebung ... im Deutschen Reich, N. F. XIII. 159 f.

[4]) Friedrich Karl Fulda, geb. 1774; sein Nekrolog in Zeitschrift f. d. gesamte Staatswissenschaft 1847, 795—806. Als Fachgelehrten würdigt ihn Roscher, Gesch. der Nationalökonomik, 498. Mit einigen Worten kommt Mohl noch auf ihn zu sprechen in dem Abschnitt: „Die Professur in Tübingen".

hatte; allein sein Wissen war tot, sein Vortrag ganz entsetzlich und seine Einwirkung somit gerade das Gegenteil von Aufmunterung. Ich machte verschiedene Versuche, Vorlesungen bei ihm zu hören, allein es ging nach einigen Wochen immer über meine Kräfte. Später war ich lange sein Spezialkollege in der staatswirtschaftlichen Fakultät und sehr befreundet mit dem gutmütigen alten Mann. Interessant ist mir immer geblieben, noch einen Physiokraten gekannt zu haben, welchem gegen die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts hin Adam Smiths Werk immer noch eine bedenkliche Neuerung war, vor welchem er seine Zuhörer zu verwarnen pflegte, ehe sie ganz urteilsreif geworden seien.

Neben Fulda waren in der staatswirtschaftlichen Fakultät namentlich noch Poppe[1]) und List.[2]) Von jenem spreche ich wohl später noch besonders, da wir lange Jahre Amtsgenossen wurden; dagegen einige Worte hier über List. Von seinem späteren Rufe in ganz Deutschland war damals noch keine Rede; er war noch ein ganz junger Mann, der bisher in untergeordneten württembergischen Kanzleistellen gedient hatte und seine Beförderung zum akademischen Lehrer der Gunst des Kultusministers v. Wangenheim verdankte, welcher an ihm an Geist und Planmacherei einen Genossen fand. List hatte nicht regelmäßig studiert und überhaupt keine systematischen Kenntnisse. Die Professur sah er wohl hauptsächlich als ein Mittel an, seine vielfach gärenden Gedanken an den Mann zu bringen. Von der Ordnung einer Vorlesung und dem nötigen Ballaste litterarischer und geschichtlicher Gelehrsamkeit hatte er keine Ahnung. Auf der Universität war er von den Lehrern und Schülern gehaßt und mißachtet, als nicht zunftmäßig gebildet, hauptsächlich aber, weil er, der später sein Leben in der heftigsten Opposition und in politischen Kriminalprozessen zubrachte und jahrelang als Flüchtling in Amerika leben mußte, damals als ein unbedingter Anhänger der Regierung in dem württembergischen Verfassungsstreite galt und man dieser Schildknappenschaft, nicht aber seiner Befähigung die Ernennung zum Professor zuschrieb. Dieser üble Eindruck war noch gesteigert worden, als sich bei seiner lateinischen Antrittsrede zeigte, daß er die von einem andern übersetzten Worte nicht einmal quantitativ richtig auszusprechen wußte. So kam es denn, daß sich in seiner ersten Vorlesung zwar viele, aber nicht freundlich gesinnte Zuhörer einfanden.

---

[1]) Das Urteil, das Mohl unten in dem eben angezogenen Abschnitt seiner Lebenserinnerungen über Poppe fällt, lautet sehr ungünstig. Zur Vergleichung ist die bei Heyd a. a. O. II. 554 aufgeführte Litteratur beizuziehen.

[2]) Friedrich List, geb. 1789. Vgl. die Litteraturangaben über ihn in Heyd a. a. O. II. 489—490. Die Berufung nach Tübingen war ein Mißgriff v. Wangenheims; in seinen späteren Jahren sagt List selbst, er sei noch lange nicht reif gewesen (Lists gesammelte Schriften, herausgegeben von Häußer, I. 12).

Als nun List mit einer sehr phrasenhaften und pathetisch gehaltenen Einleitung begann und auch im Verlaufe der Rede nicht aus diesem Ton hinauskam (ich erinnere mich z. B. noch der Phrase: „Das Rauchhuhn schreie nach Rache"), so wurde allmählich der Studiosus unruhig und ungezogen. List kam dadurch in Verlegenheit, las immer heftiger und schneller, so daß er lange vor dem Glockenschlage mit dem fertig war, was seiner Meinung nach wohl für viele Stunden hätte vorhalten sollen, und zog sich nun unter ziemlich unverhehltem Hohne der Zuhörer zurück. Damit war wenigstens damals die ganze Vorlesung zu Ende; und ich glaube nicht, daß es richtig ist, wenn in einer Lebensgeschichte Lists steht, daß er später wieder einen Versuch gemacht und wirklich eine Vorlesung gehalten habe. Meines besten Erinnerns und Wissens ging er nach dem ersten verunglückten Anlaufe noch einige Jahre[1]) in Tübingen ohne amtliche Beschäftigung umher und legte dann die Stelle nieder, welche ihm selbst zur Last war und nicht zur Ehre gereichte. Merkwürdig wird es aber immer bleiben, daß ein Mann, welcher Geisteskraft und Gedanken genug hatte, um Deutschland nicht nur in einzelnen volkswirtschaftlichen Fragen, sondern durch eine ganze Theorie aufzuregen, und welcher unstreitig von dem größten Einflusse auf die nationalökonomischen Ansichten von Tausenden wurde, bei seinem ersten Auftreten in diesem Fache nicht Stoff genug hatte, um einer Stube voll Schüler auch nur auf eine Stunde zu genügen; und auffallend ist es, daß er, welcher später eine so große Zähigkeit bewies, hier gleich bei dem ersten mißglückten Versuche mutlos abstand.

Es war bei solchen Lehrern sehr natürlich, daß ich — der ich doch den Trieb zum Lernen und zur Weiterbildung hatte — mich durch eigne Beschäftigung mit den mir zusagenden Wissenschaften, namentlich der Geschichte, weiter zu bringen suchte. Sehr häufig besuchte ich denn die Universitätsbibliothek, zu welcher ich auch in den nicht öffentlichen Stunden leicht Zugang hatte, da ein Vetter von mir, Clossius, Unterbibliothekar[2]) war und auch der Oberbibliothekar Dresch[3]) mir wohlwollte. Ich habe auf diese Weise manchen halben Tag eingeschlossen in den Büchersälen zugebracht und mich hier nach Belieben umgesehen. Die Bibliothek war allerdings damals noch unbedeutend genug, allein für einen jungen Menschen gab es doch viel zu lernen, und ich möchte jedem, welcher nicht zur großen Herde gehört, raten, daß er sich eine solche Gelegenheit verschaffe und sie gut benütze. Gründlicher wird allerdings auf diese Weise nichts

---

[1]) Vom Herbst 1817 bis Frühjahr 1819 (vgl. a. a. O. S. 12, 21, 27).

[2]) Walther Friedrich Clossius, seit 1817 Unterbibliothekar; einige Daten über ihn s. Klüpfel, Geschichte und Beschreibung u. s. w., 453, über seine bibliothekarischen Arbeiten ebd. 500.

[3]) Der oben S. 90 erwähnte Professor.

gelernt, allein man erhält doch einen Begriff von dem Umfang der verschiedenen Zweige der Litteratur, lernt das Dasein manches Buches kennen, dessen man sich später zu rechter Zeit erinnert, und sieht namentlich, was so viele Studenten niemals kennen lernen, daß außer dem, was die Lehrer vortragen und anführen, noch vieles andere in der Welt ist. Besonders nützlich aber ist die Umschau in der Litteratur solcher Wissenschaften, welchen man sonst fremd ist und von welchen man im gewöhnlichen Laufe der Studien gar keinen Begriff erhält. Es dient jedenfalls zur allgemeinen Bildung.

Namentlich lernte ich die Universitätsbibliothek dadurch genauer kennen, daß ich im Sommer 1819 freiwillige Dienste leistete, als sie in den neuerbauten Saal auf dem Schlosse versetzt und bei dieser Gelegenheit auch der Katalog neu angelegt wurde. Wie klein übrigens verhältnismäßig die Sammlung damals noch war, geht daraus hervor, daß sie den einen Saal zu ebener Erde mit ihrem ganzen Bestande lange nicht füllte.[1])

Während dieser Beschäftigungen mit andern wissenschaftlichen Gegenständen kam mir die geringe Vorliebe für Jurisprudenz vollends ganz abhanden, und ich schrieb meinem Vater einen ausführlichen, wie ich glauben muß, wohlweisen Brief, in welchem ich ihn bat, die Rechtswissenschaft ganz aufgeben und mich bloß der Geschichte widmen zu dürfen. Er schlug es mir nicht direkt ab, verlangte aber nach einem Systeme, welches er später auch bei meinen jüngeren Brüdern beobachtete, daß ich jedenfalls und vor allem eine Fachwissenschaft leidlich absolvieren müsse, um einen Rückhalt zu haben, wenn es mit dem Lieblingsfache aus Mangel an wirklichem Talente oder bei fehlender Gelegenheit nicht gehen wolle. Selbst kein großer Kenner des römischen Rechtes und seinerzeit in der Karlsakademie mehr zu publizistischen Studien veranlaßt, stellte mein Vater seine Forderungen in Beziehung auf privatrechtliche Kenntnisse allerdings nicht hoch, und er ging auch, um mir die Fortsetzung des juristischen Studiums angenehm zu machen, leicht auf meinen Vorschlag ein, Tübingen mit Heidelberg zu vertauschen, wo die Sache kürzer und geistreicher behandelt werde; allein bis zum doctor juris utriusque sollte ich es treiben. Ob diese Ansicht von der Notwendigkeit und Zweckmäßigkeit eines Rückhaltes durch ein notdürftiges Studium einer Fachwissenschaft eine richtige war, bezweifle ich freilich jetzt. Der junge Mann läuft auf solche Weise Gefahr, in diesem Brotstudium nur sehr wenig und oberflächlich zu Hause zu sein, und doch verliert er seine besten Jahre für gründlichen Betrieb derjenigen Wissenschaft, zu welcher ihn seine Neigung treiben würde. So ist es denn leicht

---

[1]) Ausführlich handelt der Verfasser von den Bibliotheksverhältnissen in Buch III, Abschnitt 1.

möglich, daß er Dilettant in allem wird. Mir persönlich hat diese Nötigung zur formellen Beendigung eines rechtswissenschaftlichen Studiums allerdings äußerlich nicht geschadet, insofern es mich als wohlbestallten Doktor der Rechte bei einer späteren akademischen Laufbahn befähigte, wiederholt Mitglied juristischer Fakultäten zu sein, was mir angenehmer und vorteilhafter war, als zu der bunten und anorganischen Masse der philosophischen Fakultäten zu gehören. Aber nachgegangen ist es mir allerdings mein Leben lang, daß ich in allen zivilrechtlichen Disziplinen bei diesem schnellen und, wie ich glaubte, nur der Form wegen geschehenden Studium durchaus nicht fest wurde. Daraus, daß ich mich später der Geschichte als Fach zugewendet hätte, wurde ohnedies nichts, da ich nun doch schon zu viel in der Rechtswissenschaft gethan hatte, um alles wieder liegen zu lassen, und nicht genug in der Geschichte, um daraufhin eine Laufbahn für das Leben zu begründen. Zunächst freilich hatte der Zwischenfall die Folge, daß ich nur zwei Jahre in Tübingen blieb und in Heidelberg meine Studien vollendete.

Meine Studentenzeit in Tübingen fiel in die Gründung und in das erste stürmische Auftreten der Burschenschaft.[1]) Dadurch wurde das Studentenleben wesentlich modifiziert. Die früher auch in Tübingen vorhanden gewesenen Landsmannschaften wurden beinahe ganz zersprengt durch die neue allgemeine Verbindung, welcher sich bessere Elemente fast nur ausnahmslos zuwendeten. Die Burschenschaft hatte und pflegte unzweifelhaft bessere Sitten und größeren Fleiß, verminderte sehr bedeutend die sinnlose Rauflust, war im ganzen ein zivilisierterer Zustand; freilich klebte auch ihr der Krebsschaden aller Studentenverbindungen an: die Zeitvergeudung mit hundert nichtigen Wichtigthuereien, das viele Wirtshaussitzen, die Abhängigkeit des einzelnen von einer Majorität, welche leicht auch Widersinniges und Bedenkliches wollen konnte. Daß die Burschenschaft in jener Zeit wenigstens politisch irgend etwas Bedenkliches gehabt hätte, glaube ich nicht; es mögen einige wenige Phantasten Verrücktes gesprochen haben; die Masse nahm keinen Anteil, sondern lebte ihr in dieser Beziehung wenigstens harmloses Studentenleben. — Ich selbst trat übrigens nicht in die Verbindung ein, weil ich wußte, daß mein Vater es entschieden mißbilligt hätte; ich hielt mich aber, da fast alle meine näheren Bekannten teilgenommen hatten, als sogenannte Renonce dazu, das heißt ging nur mit Mitgliedern um, besuchte den Fechtboden und die feierlichen Kommerse der Verbindung.

Das Tübinger Studentenleben war zu meiner Zeit im großen ganzen

[1]) Die Tübinger Burschenschaft wurde am 12. Dezember 1816 gegründet. Vgl. Geschichte der Tübinger Burschenschaft (1887) S. 4; über die nichtpolitische Tendenz bei der Stiftung s. ebenda S. 8.

nicht unlöblich. Munter, frisch, nach deutscher Universitätssitte sehr unbeschränkt und der bürgerlichen Ordnung gegenüber fast privilegiert, lebten die Studenten in ihrer eignen Welt harmlos und vergnügt. Von Luxus war sehr wenig die Rede, weder in Kleidung noch Nahrung oder Wohnung; ich glaube nicht, daß in jener Zeit mehr als ein Dutzend Kanapees in Studentenzimmern standen, deren Genuß denn sehr beneidet und auch von andern, oft ungebeten genug, aufgesucht wurde. Es wurde täglich gefochten, viel geritten auf entsetzlichen Mietroffen; man ging in großen Kurierstiefeln und in weißen kurzen Flausröcken von sehr zweifelhafter Reinlichkeit, je älter und befleckter der Rock, desto älter ja auch der Bursch. Nur der Fuchs hatte einen noch blanken Flaus, an dem er sich, wie billig, schämte. Studiert wurde in der Hauptsache leidlich, doch brachten freilich viele, namentlich die Mitglieder von Verbindungen, zu viele Zeit in dem Wirtshause bei abscheulichem Biere zu, und es war die Unsitte, daß bei dem um 10 Uhr von dem Pedell gebotenen Nachhausegehen gewöhnlich in den Straßen laut gesungen, wohl auch gebrüllt und sonst Unfug getrieben wurde. Gespielt wurde im ganzen nicht viel und nicht hoch; Ausschweifungen mit Weibern waren im ganzen sehr selten und mußten ganz geheim gehalten werden, da die öffentliche Meinung unter den Studenten sie entschieden verurteilte. Ein Mittelpunkt für die besseren war das sogenannte Museum, ein nur für Studenten bestimmter, von ihnen gestifteter, nur von ihnen unterhaltener und verwalteter Klub, welcher in einem Mietlokale einige Lesezimmer für Zeitschriften und neue Bücher, ein Billardzimmer, eines für Kartenspiel und ein großes Speise- respektive Trinkzimmer hatte. Die Einrichtung bestand nur aus unangestrichenen tannenen Tischen und Holzstühlen, war aber reinlich; ein Diener besorgte das Ganze und brachte auch Speisen und Getränke aus einer in demselben Hause befindlichen Restauration. Gewählte Beamte hielten auf Ordnung und verwalteten die bescheidenen Finanzen; die Generalversammlung beschloß. Hier habe auch ich einen Teil meiner Abende zugebracht, da ich niemals die „Kneipen" besuchte, häufig in ganz interessanten Gesprächen. Von der Einfachheit der Zustände und der Genügsamkeit mag ein Beweis sein, daß unser Abendessen häufig nur aus Käse und Brot bestand, zu welchem ich Wasser trank, da ich Bier nicht mochte.

Im übrigen war die Studentenschaft — etwa 800 Köpfe stark[1]) — mannigfach in sich gegliedert. Zunächst bestand der Unterschied zwischen den Stadtburschen, das heißt den in Bürgerhäusern wohnenden und sich nach Belieben verpflegenden und überhaupt frei lebenden Studenten, und den

---

[1]) Vgl. die der oft citierten Schrift Klüpfels angehängte „Tabellarische Uebersicht der Zahl der Studierenden von 1811—1848".

Zöglingen der beiden theologischen Seminarien (eines protestantischen und eines katholischen), je etwa 150 betragend. Dann war ein zwar nicht äußerlicher aber desto fühlbarerer wirklicher Unterschied zwischen den gewöhnlichen, das heißt seit kurzem von den Gymnasien gekommenen Studenten und einer bedeutenden Anzahl ehemaliger oder beurlaubter Offiziere, welche nach wieder eingetretenem Frieden in Zivilbeschäftigungen übergehen wollten und daher die Universität noch bezogen. Diese, wohl 50—60 an der Zahl, waren teils um mehrere Jahre älter als wir, teils hatten sie, von denen manche schon den russischen Feldzug mitgemacht hatten, ganz andere Lebenserfahrungen gemacht, also auch andere Ansichten gewonnen; teils endlich war ihnen, welche meistens Orden trugen und vielleicht Rittmeister oder Hauptleute gewesen waren, das Offiziersgefühl geblieben. Sie machten also unser Burschenleben nicht mit, sondern hielten sich ruhig, wenn auch nicht unfreundlich, beiseite. Das Studieren wurde ihnen zum Teil etwas sauer, und nicht viele von ihnen sind später zu höheren Stellen gelangt, manche wieder in das Militär zurückgetreten.

Ich füge umsomehr einiges über die obenerwähnten Seminarien bei, da dieselben für Tübingen sehr charakteristisch, andern deutschen Universitäten so ziemlich unbekannt sind, und weil seit meiner Studienzeit sich doch sehr vieles von den damals bestehenden Eigentümlichkeiten der Einrichtung abgeschliffen hat. Dabei genügt es, nur von dem protestantischen „Stifte" zu reden, da das neu geschaffene katholische „Konvikt" ganz die seit Jahrhunderten erprobte Organisation des ersteren ebenfalls angenommen hatte. Auch hatten wir mit den „Konviktoren" wenig Umgang; die ehemaligen Bauernjungen wurden doch nicht recht als unsersgleichen von uns angesehen. Das protestantische Seminar, kurzweg das Kloster oder „Stift" genannt, war gleich nach der Reformation zur Bildung der protestantischen Geistlichen und höheren Lehrer an den Gelehrtenschulen gegründet worden, und es besteht noch heute zu diesem Zwecke. Zu der Zeit, von welcher ich rede, wurden alle Jahre dreißig bis vierzig junge Leute aus den sogenannten niederen Seminarien oder den Gymnasien aufgenommen, und dieselben blieben fünf Jahre in der Anstalt, von welchen die beiden ersten Jahre dem Studium der Philosophie im weitesten Sinne, die drei folgenden der Theologie gewidmet waren. Sie hatten Wohnung, Kost und ein kleines Taschengeld von der Anstalt; die vorgeschriebenen Vorlesungen waren unentgeltlich für sie. Ein junger geordneter Mensch konnte also seine ganzen, weit ausgedehnten Studien ohne allen Beitrag von zu Hause machen oder wenigstens mit einem ganz unbedeutenden Zuschusse. Die meisten der Seminaristen waren Pfarrerssöhne, wie denn der protestantische Klerus die Anstalt als eine wesentlich ihm gehörige und als Ergänzung der schmalen Pfarrdotationen dienende betrachtete. Diese Wohlthat mußte freilich

durch manche Bedingungen und Beschränkungen erkauft werden. Der Studienkurs war vorgeschrieben, doch allerdings nur in der Art, daß gewisse als unentbehrlich für einen Theologen erachtete Vorlesungen in bestimmter Reihenfolge gehört werden mußten, während die reichlich bemessene weitere Zeit nach Belieben auf andre Vorlesungen jeder Art verwendet werden mochte und überhaupt einem mit einem sonstigen Fache eifrig Beschäftigten in betreff des Studiums der obligaten Fächer sehr nachgesehen wurde; nur besuchen mußte er die Stunden, was durch jedesmaliges Aufschreiben aller Anwesenden durch eigens dazu bestimmte Famuli bewirkt wurde. Die Hausordnung war ziemlich streng. Freier Ausgang war allen nur nach Tisch auf einige Stunden und an Sonntagen außer der Predigtzeit gestattet; abends konnte das Haus nur mit besonderer Erlaubnis verlassen werden. Unregelmäßiges Ausbleiben wurde unnachsichtlich bestraft mit Geldstrafen (Entziehung des Weingeldes), Verbot von Ausgehen, in schlimmen Fällen mit Karzer. Daß während der Arbeitsstunden Stille im Hause sein mußte, versteht sich von selbst; abends jedoch konnte einige Stunden lang ziemlich unbefangen Unfug getrieben werden. Ich kann mich erinnern, sehr ergötzliche, von den Seminaristen selbst verfertigte Lustspiele in einem schnell umgewandelten Studierzimmer haben aufführen zu sehen. Fernerhin war die Kleidung streng geordnet und zwar nicht eben auf die zweckmäßigste Weise. Bis kurz vor meiner Ankunft in Tübingen hatten die „Stiftler“, das heißt die Seminaristen, sogenannte Klosterkutten tragen müssen,[1]) eine Art von schwarzem Mönchsgewand; indessen war jetzt eine Modernisierung eingetreten. Ganz schwarz blieb die Kleidung zwar immer; allein an den Wochentagen mochte sie in einem Oberrock und rundem Hut bestehen (Mützen waren als unanständig verboten, doch konnte der Seminarist, wenn er wollte, barhaupt gehen), an Sonn- und Feiertagen aber waren Frack, kurze Beinkleider, weiße Ueberschläge, ein Mäntelchen und dreieckiger Claquehut Vorschrift, welch letzterer freilich in der Regel nur aus einem Stück halbrund zugeschnittenem Filz bestand. Namentlich diese Sonntagstracht war nun nicht bloß unbequem und unzweckmäßig, sondern es gereichte auch dem Publikum, namentlich den zur Stadt gekommenen Landleuten, zu geringer Erbauung, wenn einer dieser im vollen Ornate befindlichen jungen Geistlichen in oft mehr als heiterer Bierlaune auf den Straßen umherwankte. Geradezu absurd aber war, daß einerseits ein Frack als Kleidung beim Essen vorgeschrieben war, andrerseits geduldet wurde, daß diese

[1]) Das Geograph.-statistisch-topograph. Lexikon von Schwaben, 2. Aufl. (1801), Bd. II, S. 864, schreibt: Die uniforme Kleidung der Stiftszöglinge ist schwarz, mit Priesterläppchen. Wenn sie ausgehen, so tragen sie über die schwarze Kleidung noch einen kleinen schwarzen Mantel.

sogenannten Fräcke vollständig zerfetzt und abgerissen waren. Sie so zu tragen, war ein Tic der jungen Leute, und das Ergebnis war, daß das Stift während der Mahlzeiten vollständig wie eine Bettlerherberge aussah. Endlich war Wohnung und sonstige Unterkunft nichts weniger als luxuriös, und man darf sich in dieser Beziehung unter dem Tübinger Stift kein College in Oxford vorstellen. Zimmer und Mobiliar waren von äußerster Einfachheit; jeder der Studiensäle war für acht bis zehn Insassen bestimmt, wo dann jeder in einem kleinsten abgeschlossenen Raume ein Pult und einen Bücherständer hatte, alle zusammen einen Tisch in der Mitte zum Frühstück bereit und dergleichen. Außerdem besaß der Seminarist nur noch einen ziemlich kleinen Schrank im Gang für Wäsche und Kleider und einen großen Koffer von vorgeschriebener Form, eine sogenannte Klostertruhe, auf dem Speicher. Schlafen mußte er in ungeheizten großen Räumen, zum Teil unter dem Dache, so daß im Winter Schnee auf die Betten fallen mochte. Je ein oder zwei Zimmer hatten einen halbwüchsigen Jungen zur Bedienung, welcher aber immer mit großem Geschrei aus der gemeinschaftlichen Wache herbeigerufen werden mußte. Kurz, verzärtelt wurden die Seminaristen nicht, vielmehr war kaum das Notwendigste gegeben; allein man wußte es seit Jahrhunderten nicht anders, junge Leute finden sich auch leicht in dergleichen, und schließlich ließ man sich viel gefallen wegen der vortrefflichen Studieneinrichtung. Diese war und ist löblicherweise noch in ihrer Art mustergültig, und ihr verdankt Württemberg ohne Zweifel einen guten Teil seiner hervorragenden Kultur. Aus diesem Stift sind, abgesehen von den Hunderten, ja Tausenden von hochgebildeten und gelehrten Geistlichen und Lehrern an den Mittelschulen, seit mehr als drei Jahrhunderten fast ausnahmslos die Professoren der Theologie und die meisten Professoren an der philosophischen Fakultät hervorgegangen: die Bengel, Pfaff, Pfleiderer, Spittler, Planck, Stäudlin, Hegel, Schelling, Baur. Hier sind Graf Reinhard, Gustav Schwab, F. Vischer, Mörike, mein Bruder Julius,[1]) Zeller erzogen worden. Diese Ergebnisse sind denn aber nicht etwa nur günstige Zufälle, sondern sie lassen sich auf drei greifbare Ursachen zurückführen: auf die Einräumung einer fünfjährigen sorgenfreien Studienzeit; auf die Liberalität in der Gestaltung von Lieblingsstudien neben den Fachwissenschaften; auf die verständige Ueberwachung und Leitung der Studien eines jeden einzelnen. Beide erste Punkte bedürfen keiner weiteren Besprechung; der letzte dagegen ist von solcher Bedeutung und die Einrichtung zu gleicher Zeit so eigentümlich, daß einige Bemerkungen umsomehr am Platze sind, als ich mich oft und lange mit dem Gedanken getragen habe, eine analoge Organisation auf den Universitäten überhaupt

---

[1]) Vgl. oben S. 32.

zu fördern und deshalb darüber öffentlich gesprochen und geschrieben habe.[1])

Die besondere Ueberwachung der Studien eines jeden einzelnen Seminaristen ist nicht etwa dem Vorstande der Anstalt, dem Ephorus, übertragen; dieser hat nur die Leitung des Ganzen und namentlich die Disciplin; auch nicht den ihm für die wichtigeren Fälle zur Seite gegebenen Professoren der theologischen Fakultät, welche nur die Studienordnung im großen leiten; sondern es sind hierzu die Repetenten bestellt, das heißt zwei bis drei der besten Zöglinge eines jeden Jahreskurses, welche nach vollendeten Studien und Prüfungen und nach mehrjähriger Abwesenheit auf Reisen als Hofmeister oder Pfarrverweser wieder einberufen werden zu der fraglichen Dienstleistung, welcher sie unter ganz günstiger pekuniärer und sonstiger Stellung während zweier oder dreier Jahre warten, um dann bevorzugte Stellen in Kirche oder Schule zu erhalten. Es sind also immer junge, frische Männer, welche nicht ermatten im Dienste und der Wissenschaft in ihrer neuesten Entwicklung noch nahe stehen. Jeder dieser Repetenten überwacht zwei Studiensäle dadurch, daß sein Arbeitszimmer zwischen denselben liegt und er während der ganzen Arbeitszeit links und rechts die Thüren offen hält, dadurch also zunächst Stille und Ruhe schafft. Vorlesungen oder sonstigen regelmäßigen Unterricht erteilt er seinen Untergebenen nicht; allein er ist mit jedem derselben in beständiger Verbindung über dessen ganze Beschäftigung, geht ihm mit Rat an die Hand, mit Ermahnung, wenn es sein muß, bringt ihn zur Strafe bei groben Fällen von Unfleiß oder Unfug. Außerdem hat jeder der Zugewiesenen jährlich mehrere, ich glaube drei, ausführliche wissenschaftliche Abhandlungen über verabredete Themata an ihn abzuliefern. Die gute oder schlechte Meinung der Repetenten aber ist für die Seminaristen namentlich deshalb von großer Bedeutung, weil das Kollegium derselben ganz selbständig die sogenannte Lokation entwirft, das heißt die Reihenfolge der zu einem jeden Jahrescötus Gehörigen, nach welcher dann später auch die Reihenfolge der Anstellungen im Kirchendienst sich richtet. Neben allem dem aber hat die Einrichtung auch noch den Vorteil, daß die Repetenten selbst während einiger Jahre viele freie Zeit haben zu eignen Studien und Arbeiten, welche durch keinen Hinblick auf Prüfungen und dergleichen bedingt oder verkümmert sind; sie gehen also in der Regel aus dieser vorübergehenden Dienstleistung bedeutend entwickelt und gelehrter hervor. Nach allen Seiten hin hat also die Einrichtung entschieden Gutes, und es wäre, dünkt mir, ein wahrer Segen, wenn wenigstens etwas Analoges auch für die Studierenden andrer Fakultäten eingerichtet, damit aber die jetzt so empfindliche Lücke zwischen dem

---

[1]) In der Schrift: „Staatsrecht, Völkerrecht u. Politik" III. 180.

Professor auf dem Katheder und den ihm gar nicht bekannt werdenden und von ihm und überhaupt nicht geleiteten Studenten ausgefüllt wäre.[1])

Daß eine der Zahl nach so beträchtliche eigentümliche Art von Studierenden dem ganzen Geiste sowohl als dem Aeußeren der Universität Tübingen auch zu meiner Zeit eine ganz eigentümliche Färbung geben mußte, bedarf nicht wohl der Erwähnung. Natürlich waren unter diesen Seminaristen auch einzelne träge, rohe, den schlechten Seiten des Universitätslebens zugewendete Menschen; allein sie waren doch sehr in der Minderzahl, und wir andern konnten uns dem Gefühle nicht entziehen, daß die Magister — so nannte man sie, weil sie nach dem zweiten Jahre sämtlich den Magistergrad erhielten — uns im ganzen an Wissenschaftlichkeit entschieden überträfen und im Umgange von ihnen vieles zu lernen sei, wovon wir uns nichts träumen ließen. Sie aber suchten uns gern auf, weil wir die Freieren, die eigentlichen Burschen, sozusagen die Vornehmeren waren.

Nur noch einige Worte über mein persönliches Leben als Tübinger Student; es werden sich die naiven und dem jetzigen Geschlechte kaum glaublichen einfachen Zustände jener Zeit daraus ersehen lassen.

Ich wohnte während meines ganzen Aufenthaltes bei einer Großtante, der Witwe eines Prälaten Bök und Schwester meiner Großmutter Autenrieth.[2]) Die kleine alte Frau war ein Ideal von Herzensgüte, Einfachheit, sanfter Frömmigkeit; wohlhabend und bedürfnislos, führte sie ein überaus stilles, glückliches Leben, mit Lektüre und einem Garten vor dem Thore beschäftigt. Mich trug sie auf den Händen, und ich war wie ein Sohn vom Hause gehalten, ohne jedoch im mindesten beschränkt zu sein in meinem Thun und Lassen. Zwei reinliche Dienstmädchen besorgten meine kleinen Bedürfnisse, so daß ich keinen der üblichen Studentendiener brauchte. Mein im übrigen ganz niedliches Zimmerchen war nicht größer als jetzt die Zelle in einem pennsylvanischen Gefängnisse; glücklicherweise stand das Bett in einer Nische, so daß doch Raum zu etwa drei oder vier Schritten blieb. Von einem Kanapee war natürlich keine Rede; wo hätte es auch stehen sollen? — Meine Kost hatte ich zuerst in einem Privathause, bei einem Manne, welcher mit Recht oder Unrecht in dem Verdachte stand, seine Stelle als Oekonomieverwalter des protestantischen Seminars zur besseren Besorgung seiner eignen Küche zu benützen und hieraus dann durch Errichtung eines Kosttisches weiteren Vorteil zu ziehen. Meine Eltern hatten mir Teilnahme an diesem Tische vorgeschrieben, weil

---

[1]) Zur Zeit sucht man an den deutschen Universitäten den Uebelstand, auf welchen hier hingewiesen ist, durch Vermehrung der Seminarien zu beseitigen oder zu mildern; über sie spricht sich v. Mohl a. a. O. 175—176 und 185 in höchst beachtenswerter Weise aus.

[2]) Ebenso warme Worte der Verehrung widmet der Matrone ihr Großneffe S. 59.

sie das Speisen im Gasthofe gefährlich fanden; nichts war aber schlechter berechnet. Ich bin in meinem Leben nie wieder in so schlechter, pöbelhaft gemeiner Gesellschaft gewesen, wie in diesem Hause. Während des Mittagstisches, welcher zahlreich besucht war, ging es noch leidlich; das Gespräch der Gäste überwog; allein am Abende — denn auch mein Nachtessen mußte ich da nehmen, um kein Bedürfnis zur Studentenkneipe zu verspüren — offenbarte sich die Bestialität um so herrlicher. Außer dem Hausherrn und seiner stupiden Frau waren zwei Nichten anwesend, deren erklärte Liebhaber, ehemalige Offiziere und dergleichen, die drei oder vier Gäste außer mir waren. Es ist unmöglich, sich von der Gemeinheit und selbst der Obscönität des Gespräches und gelegentlich auch wohl der Handlungen einen Begriff zu machen. Meine ganze Natur empörte sich gegen dieses Unwesen, welches die im elterlichen Hause so rein gehaltene Sitte und Phantasie im Innersten verletzte, und ich verlangte auch, sobald ich den Stand der Dinge begriffen hatte, meinen Kosttisch wechseln zu dürfen; allein da ich zu schüchtern und schamhaft war, den eigentlichen Grund deutlich zu bezeichnen, so wurde mein Verlangen von dem Vater anfänglich abgeschlagen. Als ich endlich durchsetzte und nun in dem so gefürchteten Gasthofe aß, zum größeren Teile mit Jugendbekannten aus Stuttgart, war der Unterschied ein höchst erfreulicher. Das Gespräch der nur aus Studenten bestehenden Gesellschaft drehte sich freilich in der Hauptsache nur um Burscheninteressen; allein es war heiter und anständig. Fünfundzwanzig junge Leute mochten wohl zuweilen etwas laut werden und des Guten ein wenig zu viel thun, wenn gelegentlich Wein herausgewürfelt wurde; allein nicht nur kam dies selten vor, sondern es artete auch in kein wüstes Gelage aus. In der Regel wurde von den meisten gar kein Wein getrunken. Kurz, es waren keine akademischen Symposien, aber muntere und harmlose tägliche Zusammenkünfte von Bekannten, welche wenig förderten, dagegen auch nichts verdarben.

Von einer feineren Geselligkeit war in Tübingen auch bei den Professoren nicht die Rede. Das Leben war das echt schwäbischer Bürgerfamilien. Besuche unter Tags und in der Woche waren auch in solchen Häusern, an welche ein Student empfohlen war, nicht Sitte; etwa Sonntags mochte er vor Tisch einen steifen Zeremonialbesuch machen, doch auch nicht zu oft. Abends war alles hermetisch geschlossen, der Hausherr arbeitete oder ging an bestimmten Tagen in seine Schoppengesellschaft, die Frau war im Kinderzimmer im tiefsten Negligé; ein uneingeladener Gast hätte Erstaunen nnd größte Unordnung verursacht. Einmal etwa im Halbjahre erfolgte eine Einladung zu einem einfachen Abendessen; und bei außerordentlichen Gelegenheiten war ein Schmaus, für welchen acht Tage lang von der Frau selbst und ihren Dienstboten gebacken und gebraten wurde

in unbegrenzter Quantität, aber wenig raffinierter Feinheit. Daß ein andrer Wein, als das gewöhnliche Landesgewächs, bei solchen Gelegenheiten jemals aufgetragen worden wäre, weiß ich mich nicht zu erinnern. Hausbälle waren vollständig unbekannt; Musik fast ebenso. Eine einzige norddeutsche Familie, die des Professors Schrader,[1]) machte eine Ausnahme. Hier konnten Eingeführte zum Thee kommen; allein teils waren wir zu wenig in der Gewohnheit solchen Verkehres, um uns behaglich dabei zu fühlen, teils war der Ton im Hause etwas süßlich-pietistisch. Auch wollte uns nicht recht gefallen, daß die alte, durch Gicht gelähmte Mutter des Hausherrn, im übrigen eine gebildete und kluge Frau, die Gewohnheit hatte, die Aepfel selbst zu schälen und uns die Schnitten anzubieten; wir hätten dies von einem hübschen jungen Mädchen lieber gesehen. Kurz, man ging wohl von Zeit zu Zeit hin, aber als Pflicht, und rechnete pünktlich aus, auf wie viele Wochen man nun wieder dienstfrei sei. — So war denn auch mein persönlicher geselliger Umgang bestellt. Häufig besuchte ich natürlich das Haus meines Oheims Autenrieth. Sein geistreiches Gespräch war ein großer Genuß, und ich war als Familienglied bei allen großen Gastmahlen und dergleichen freundlich eingeladen; allein ich fühlte doch, daß ich eigentlich den Verwandten nicht recht zusagte. Dem Kanzler war ich nicht fleißig genug in meiner Jurisprudenz und, du lieber Gott, zu viel Student; die Tante sah mich als einen Zieraffen an, von dem ich doch in der That wenig in mir hatte; es müßte denn im Vergleiche mit dem Sohne des Hauses, meinem Vetter Hermann, gewesen sein. Aus einer Anzahl andrer Familien vertrieb mich bald der gar zu spießbürgerliche Ton oder die absurde Häßlichkeit der Töchter. So konnte ich denn meine freilich wenig genug entwickelte Liebenswürdigkeit und meine Tanzkunst nur auf den Kasinobällen glänzen lassen, welche in einem mit einigen Talglichtern kaum eben der Nacht entrückten Gasthofsaale gehalten wurden, auf welchen wir Studenten aber mit beschämtem Mißmute den Vorzug der Militäruniformen vor unsern schwarzen Fräcken zu ersehen hatten.

Nach zweijährigem Aufenthalte verließ ich denn, im Herbste 1819, diesen Aufenthalt, um auf der Universität Heidelberg meine Studien zu vollenden, in der Rechtswissenschaft freilich eigentlich erst recht zu beginnen. Der auf anderthalb Jahre bestimmte Aufenthalt war nicht sehr ausgiebig berechnet; doch mochte die Zeit bei guter Benützung reichen, und ich selbst hatte keinen Wunsch nach längerem Studentenleben und Vorlesunghören.

Es ist schwer, sich einen größeren Unterschied zwischen zwei doch in

---

[1]) Der schon oben S. 88 genannte Pandektist.

der Hauptsache unter denselben allgemeinen Bedingungen bestehenden Orten und Anstalten zu denken, als ihn zu jener Zeit die Universitäten und die Städte Tübingen und Heidelberg darboten. So elend im ganzen der Unterricht, wenigstens in der Rechtswissenschaft, dort bestellt war, so glänzend war er hier; so naiv und roh-gemütlich die Zustände der Studentenwelt am ersteren Orte, so luxuriös, verhältnismäßig raffiniert, aber teilweise auch verdorben waren sie am andern; an der Stelle des engbürgerlichen Lebens in dem schwäbischen Landstädtchen war hier eine freiere, feinere Geselligkeit und Lebenssitte, eigentlich weit über die natürlich begründeten Verhältnisse und Bedürfnisse hinaus gesteigert. — Daß dies alles einem jungen Manne, der zum ersten Male in die Welt sah, imponierte und ihn etwas verblüffte, war sehr begreiflich; bald fand ich mich jedoch in dem neuen Medium zurecht, und ich rechne die anderthalb Jahre meines Heidelberger Studentenlebens zu den besten, welche ich genossen. Es war das Ganze etwas so Eigentümliches und für sich Abgerundetes, daß dieser erste Aufenthalt in Heidelberg mit meinem späteren als Professor in meinem Bewußtsein gar nicht zusammenhängt als eine Fortsetzung des Lebens an dem gleichen Orte, sondern mir beides vorkommt wie zwei verschiedene Aufenthalte und mir das Gefühl der Identität der Person fast fehlt.

Heidelberg war — um, wie billig, mit den Unterrichtszuständen zu beginnen — schon damals, wie jetzt noch, eine Universität hauptsächlich für Juristen und von Juristen. Diese überwogen der Zahl und der Bedeutung nach so sehr, daß die Zuhörer der andern Fakultäten fast nur als wenig beachtenswerte Anhängsel erschienen, und im Munde des gemeinen Mannes in Stadt und Umgegend „Jurist" und Student gleichbedeutende Namen waren. Dies kam nun aber nicht etwa daher, daß die andern Fakultäten von der Regierung in betreff der Lehrer vernachlässigt worden wären; es befanden sich im Gegenteile Männer wie Daub und Paulus bei den Theologen; Tiedemann, Gmelin (der Chemiker), Chelius bei den Medizinern; Schlosser (welcher freilich einen unerlaubt schlechten Vortrag hatte), Creuzer, der Mathematiker Schweins und andre bei den Philosophen; die Ursachen lagen in äußeren Verhältnissen. Heidelberg war schon an sich und dann noch durch die Lebensweise der Studenten ein teuerer Aufenthalt; Theologen und Philologen sind nun aber fast immer arm, Mediziner wenigstens der Mehrzahl nach. Es kamen also, mochten die Vorlesungen auch noch so gut sein, nur wenige für diese Studien; selbst nicht aus dem eignen Lande, und dies zwar um so mehr, als Baden in Freiburg eine zweite wohlfeilere Universität besaß. Bei der Mehrzahl der Juristen kam diese Rücksicht weniger in Betracht, und da Heidelberg überdies den Ruf genoß, für das Studentenleben höchst

genußreich und nachsichtig zu sein, so strömten aus allen Teilen Deutschlands und selbst des Auslandes junge Leute aus reichen und vornehmen Familien herbei, welche denn selbstverständlich Rechtswissenschaft studierten oder doch zu studieren vorgaben. Unter den zu gleicher Zeit mit mir anwesenden 800 bis 1000 Studierenden[1]) waren denn wenigstens drei Vierteile Juristen und die Hörsäle nur in dieser Fakultät gefüllt. Höchstens etwa noch da, wo die Tradition eine sonstige Vorlesung als auch für Juristen nützlich und anständig in den gewöhnlichen Studienkurs aufgenommen hatte, wie zum Beispiel Creuzers Griechische und Römische Altertümer. In dieser juristischen Welt war dann aber wieder das Römische Recht der Mittelpunkt und der große Pandektensaal zum Ueberfließen voll.

Dies war denn aber keineswegs zufällig und unverdient. Der berühmte Pandektenlehrer Thibaut stand nach allgemeinem Urteile, wenn auch nicht als Gelehrter und Schriftsteller, so doch als Lehrer vollkommen ebenbürtig neben Savigny. Er war in der That das Ideal eines akademischen Lehrers. Der schöne, namentlich im Sitzen sehr groß erscheinende Mann bot in seiner Würde und Ruhe eine imponierende, vornehme Erscheinung dar. Sein Organ war vortrefflich und von dem großen Musikkenner vollständig künstlerisch ausgebildet. Die Rede floß leicht und angenehm, war rhetorisch gut geordnet, geschmackvoll in positiver und negativer Richtung. Eine unerkünstelte Wärme und Teilnahme an dem Gegenstande hatte einen entsprechenden Einfluß auf die Zuhörer. Die gelegentlich angebrachte Schmeichelei, daß gebildete und ehrenwerte junge Männer geeignet seien, den Verstand und großen Sinn der Römer zu begreifen, wurde gern hingenommen. Daß die in jener Zeit auf den Universitäten immer in einem ganzjährigen Kurse behandelten Pandekten von Thibaut in einem Winterhalbjahre, freilich dreistündig alle Tage, beendigt wurden, war vielen sehr bequem und erhöhte entschieden den Zulauf. Nicht ganz so unbedingtes Lob kann ich freilich dem Inhalte des Vortrages erteilen. Thibaut erklärte die römischen Rechtsinstitute weniger aus ihrer geschichtlichen Entwicklung,[2]) als logisch und psychologisch, was denn freilich kürzer und einfacher verständlich, dagegen aber nicht immer richtig war und die Quellen weniger kennen lehrte. Außerdem setzte er sich als Aufgabe, nicht sowohl das ganze Dogma systematisch darzustellen — dieses sollte der Schüler durch das Privatstudium des Handbuchs sich zu eigen machen —, sondern die

---

[1]) Nach dem „Almanach der Universität Heidelberg f.... 1886“ S. 61 betrug in den Jahren 1819—1821 die Semesterfrequenz etwa 500.

[2]) Bei Thibauts Methode erschien die Rechtsgeschichte nur als Hilfsmittel für die Dogmatik, vgl. Stintzing in seinem mit der Schilderung v. Mohls übereinstimmenden Artikel „Anton Friedrich Justus Thibaut“ in den von v. Weech herausgegebenen „Badischen Biographien“ II. 347.

Kontroversen scharfsinnig und praktisch zu erörtern. Dies wurde nun allerdings von solchen, welche schon durch frühere Vorlesungen fest im Römischen Rechte waren, sehr dankbar erkannt und als höchst belehrend für die einstige amtliche Thätigkeit als Richter oder Advokat gepriesen; allein für mich war es teils zu viel, teils nicht genügend, und da ich sonst keine Vorlesungen über Pandekten gehört habe, so ist mir eine Unsicherheit des Wissens im Zivilrechte geblieben, welche mir doch oft, obgleich ich es niemals weder theoretisch noch praktisch ex professo zu behandeln hatte, störend und selbst nachteilig wurde. Ich konnte zum Beispiel später nicht in das Heidelberger Spruchkollegium eintreten, obgleich es mir und vielleicht noch mehr meinen Amtsgenossen angenehm gewesen wäre wegen der nicht selten vorkommenden staatsrechtlichen Fragen. In der Regel hätte ich nur naturalistisch drein reden können oder mich urteilslos an das Votum meiner besser im Römischen Rechte bewanderten Kollegen anschließen müssen, was ich natürlich nicht durfte noch wollte.

Neben Thibaut war ein andrer sehr bedeutender Lehrer Karl Salomo Zachariä, bei welchem ich denn auch mehreres hörte, so deutsches Staatsrecht, Strafrecht, Kirchenrecht. Ich habe mein Urteil über diesen in mehrfachen Beziehungen merkwürdigen Mann in der Monographie „Zwölf deutsche Staatsgelehrte", im zweiten Bande meiner Geschichte und Litteratur der Staatswissenschaften ausführlich ausgesprochen[1]) und will daher hier nur über ihn als Lehrer reden. Zachariä war fast das gerade Gegenstück zu Thibaut. Seine äußere Erscheinung war cynisch, in der Kleidung fast bettelhaft; sein Vortrag zerhackt in einzelne aphoristische Sätze und mehr mit Anspielungen als mit Nachweisungen auf Litteratur und Thatsachen belebt; man hörte es durch, daß es ihm nicht um die Sache und auch nicht um den Nutzen der Zuhörer zu thun war, sondern um Gewinnung eines vollen Auditoriums, das heißt um ein reichliches Honorar. Daher bequemes Diktieren, daß man es getrost nach Hause tragen könne, knappe Beschränkung auf das eben Notwendige, gelegentliche skurrile Anekdoten und Zoten. Für den in der Sache bereits etwas Unterrichteten fanden sich freilich zahlreiche Goldkörner in den kurzen Andeutungen und scharf formulierten Axiomen. Die Achtung vor dem Wissen und dem Verstande des Mannes war bei uns groß; allein desto geringer der sittliche Respekt. Man erzählte sich hundert wahre oder falsche Anekdoten von seinem Geize und seiner Habsucht, von seiner völligen Gewissenlosigkeit in der Ausstellung von Gutachten, wenn sie nur bezahlt wurden, von seinem Cynismus in allen Lebensverhältnissen. Mit ekelndem

---

[1]) S. 512—528. — In „Weber, Heidelberger Erinnerungen" 170—176 findet man auch eine anziehende Schilderung des Professors.

Staunen betrachtete man die scheußliche Höhle, in welcher er lebte. Natürlich genug, daß sich die dadurch gewonnene verächtliche Meinung nicht selten auch in dem Betragen äußerte. Man erlaubte sich in Zachariäs Hörsaale Dinge, an welche man bei Thibaut so wenig gedacht hätte wie in einer Kirche oder in einem Residenzschlosse, zum Beispiel Rauchen, Rockausziehen bei heißem Wetter, gelegentliches Auspochen. — Systematisch und sachlich habe ich bei Zachariä eigentlich wenig gelernt; allein ich bin auf viele Bücher durch ihn aufmerksam geworden, und der scharfe, blitzende Verstand hielt pedantische und gedankenlos landläufige Auffassungen fern. Nützlich war er mir also immer und zwar gerade in meinem besonderen Fache.

Sehr viel verdankte ich einem dritten Lehrer, welcher mit den beiden bisher besprochenen freilich lange nicht auf der gleichen Höhe des Geistes oder auch nur des Universitätsruhmes stand, bei dem man aber, wenn man nur wollte, sehr viel lernen konnte. Es war dies der Professor der Prozesse und der Praktika Gensler,[1] ein kleiner, verwachsener Mann mit hoher Diskantstimme und nichts weniger als unterhaltend oder geistreich; dagegen äußerst gründlich, faßlich und gewissenhaft. Ich habe während meines letzten Semesters in Heidelberg nur bei ihm gehört und in seinem Relatorium und Praktikum fleißigst gearbeitet und mündlich vorgetragen, mit bestem Erfolge nicht nur für das Verständnis des Verfahrens, sondern auch für das des materiellen Rechts, welches immer in einzelnen und in der Regel in schwierigen Partien genau studiert werden mußte, um den Aufgaben für schriftliche Ausarbeitungen oder für Referate gerecht zu werden. Die Vorlesungen oder vielmehr Uebungen in diesen Dingen sind später ganz von den Universitäten verschwunden, aus dem, wie mir dünkt, höchst einfältigen Grunde, daß der Anfänger im Staatsdienste jetzt doch Referendarius werden müsse, was denn eben die einleitende Schule sei. Nun ist aber einmal ein großer Unterschied zwischen einer systematischen und unter beständiger theoretischer Belehrung und Aufsicht gehaltenen Anleitung zur Anwendung des Rechtes und einer mechanischen Besorgung der bloß formellen und unbedeutenden praktischen Geschäfte, welche man in einer Amtsstube einem Anfänger anvertrauen kann; sodann war, wie eben bemerkt, der Hauptnutzen jener früheren sogenannten Praktika die Notwendigkeit einer Wiederholung und nötigenfalls einer tieferen Ergründung von Fragen aus allen Teilen des Rechtes. Diese Vorlesungen waren Repetitorien der geeignetsten Art, und ich wenigstens habe später oft ihr Verschwinden bedauert.

Noch einige andre Vorlesungen, welche ich in Heidelberg besuchte,

[1] Joh. Caspar Gensler, ord. Professor 1816—1822.

sind meinem Gedächtnisse fast entschwunden; nur erinnere ich mich, daß ich eine Vorlesung über Römische Rechtsgeschichte morgens um fünf Uhr hörte, auf welche Zeit sie aus einer frühen Mittagsstunde auf das eigne Verlangen der Zuhörer verlegt worden war. Der Erfolg war freilich der vorauszusehende, nämlich, daß in kurzem fast niemand mehr kam. Endlich war ich noch ganz allein übrig geblieben und mußte nun wohl oder übel ausharren. Nach der Stunde ging ich mit dem Lehrer, einem jungen Privatdozenten, friedlich nach Hause, wo ich mich wohl wieder noch einmal niederlegte, wenn der Abend auf dem Schlosse zu schön oder die Gesellschaft in der Hirschgasse zu unterhaltend gewesen war, um schon um neun Uhr zu Bette zu gehen.

Persönlichen Umgang mit meinen Lehrern habe ich nicht gehabt; ein solcher war nicht Sitte. Mit Ausnahme besonders Empfohlener oder Verwandter sahen sich Professor und Student in jener Zeit in Heidelberg nur bei der Einzeichnung in das Zuhörerverzeichnis und dann etwa bei der Abholung des Zeugnisses. Bei Thibaut fanden zwar regelmäßige Aufführungen von alt-italienischer Kirchenmusik statt; allein nur wer als Sänger mitwirkte, fand Zutritt, und auch solche bloß zu den Aufführungen. Ein liberaleres Verhalten wäre ohne Zweifel vielen, so auch mir, sehr angenehm gewesen; allein es ist einleuchtend, daß die Last für so beliebte und vielfach umworbene Lehrer kaum zu ertragen gewesen sein möchte.

Dessenunerachtet wurde mir doch Teilnahme an einem ziemlich bewegten geselligen Leben zuteil. Heidelberg war zwar damals noch lange nicht, was es jetzt geworden ist, eine Art von Badeort, in welchem sich zahlreiche fremde Familien, namentlich englische und russische, zur Unterhaltung und im Genusse der schönen Gegend aufhalten. Das ganze jetzige Fremdenquartier an der sogenannten Anlage bestand noch nicht, und selbst die sogenannte Vorstadt sah noch dorfmäßig genug aus. Dennoch hatten auch damals schon manche Fremde hier ihren Aufenthalt genommen, welche denn für Geselligkeit Zeit und Lust hatten und bei denen eine Einführung möglich war. Dazu kamen bei den Eingeborenen das leichtere rheinische Leben und der freiere Sinn der Anwohner an einer Hauptverkehrsstraße. So fand denn auch ich allmählich Zutritt in manchen guten Häusern und zu feinerer Geselligkeit. Noch jetzt, nach fast einem halben Jahrhundert, bin ich dafür dankbar und denke mit Vergnügen an die fröhliche Zeit zurück. — So lebte, um nur einige zu nennen, welche mir freundlich waren, damals in Heidelberg der ehemalige westfälische und dann auch württembergische Finanzminister v. Malchus, mit litterarischen Arbeiten [1]) und mit

[1]) Ein Verzeichnis der zahlreichen staatswissenschaftlichen und politischen Schriften des Ministers v. Malchus s. im Handwörterbuch der Staatswissenschaften IV. 1105—1106.

der Erziehung seiner Kinder beschäftigt. An ihn empfohlen, wurde ich freundlich aufgenommen und in der Familie zugelassen. Malchus war nicht reich; allein das Haus hatte die Reste früheren Glanzes und eine vornehme Haltung. Die Frau wußte zu empfangen, es war eine schöne Tochter da, die erste junge Dame der Stadt; die Sonntagabende waren nicht eben immer sehr unterhaltend, allein bildend für einen jungen Mann, und ich schätzte es mir zur Ehre, zu denselben Zutritt zu haben. — Der berühmte Theologe Paulus, ein geborener Württemberger,[1]) nahm mich landsmannschaftlich auf, und das Haus war mir sehr interessant. Paulus selbst, dessen Theologie mich nicht berührte, sondern mit dem ich hauptsächlich über staatsrechtliche und politische Dinge verhandelte, war ein durch und durch kluger Mann, welcher mit seinen prächtig-schwarzen Augen, seiner vorgebückten Haltung und seinem schleichenden Gange für das Ebenbild eines Jesuitengenerals gelten konnte. Seine kleine Frau,[2]) welche trotz eines beständigen Nervenzitterns Spuren ehemaliger Schönheit an sich trug, hatte den feinen Ton der guten Weimarer Zeit, und es war sehr interessant, sie von den dortigen Zuständen und Menschen erzählen zu hören, welche sich denn bei ihr nicht immer so ausnahmen, wie im Buche steht. Ihre einzige Tochter[3]) war eben nach der verunglückten Ehe mit August Schlegel in das väterliche Haus zurückgekehrt, eine geniale aber geistig nicht ganz normale, damals recht schöne Person, welche den halben Tag am Flügel zubrachte und gegenüber den Eltern einen ziemlich schneidenden Ton hatte. Es schien immer ein bitterer Vorwurf durchzuklingen.

Ein Banquier und Fabrikant Fries hatte zwölf lebende Kinder, sechs Töchter und Söhne, eines schöner als das andre. Vier Töchter waren erwachsen, von welchen die zweite, Julchen, das Ebenbild der Madonna della Sedia war. Unter den Söhnen befand sich Ernst Fries, der nachmals berühmt gewordene Maler, leider in seinem besten Aufblühen durch eigne Hand in einem Fieberparoxysmus früh gestorben,[4]) damals ein junger

---

[1]) Geboren zu Leonberg, Professor zu Jena, Würzburg, dann seit 1811 zu Heidelberg. Hier beschränkte er sich nicht auf seine theologischen Studien, in denen er als Hauptvertreter des Rationalismus sich geltend machte, sondern er beteiligte sich auch schriftstellerisch an der Tagespolitik (Allgem. dtsch. Biogr. XXV. 291 und Bad. Biogr. II. 124 f.).

[2]) Karoline, eine sehr niedliche und anziehende Erscheinung in den von Weimar beeinflußten Jenaer Kreisen, an der auch Goethe Gefallen fand (Allg. dtsch. Biogr. XXV. 294).

[3]) Karoline, verehelicht mit August Wilhelm v. Schlegel 1818, und bald darauf getrennt.

[4]) Ueber das Ende des zweiunddreißigjährigen Künstlers vgl. Bad. Biogr. I. 265.

Mann in meinem Alter. Durch ihn wurde mir das vielbeneidete Glück, in das sonst fest verschlossene Haus zu kommen, in welchem unter den glücklichen schönen Menschen des Jubels und des Mutwillens kein Ende war. Der alte Herr bekümmerte sich allerdings nicht viel um uns, in seinen Freistunden mit Kunst beschäftigt, als deren großer Kenner er galt; die Mutter aber war immer in unsrer Mitte, fröhlich und nachsichtig, aber die strengste Sitte aufrecht erhaltend. Die Familie hat später mannigfaches und großes Unglück gehabt, namentlich sind die Töchter nicht alle glücklich verheiratet worden. Von den Söhnen leben noch jetzt zwei als Maler, und zwar ist einer derselben, Bernhard, nicht ohne Bedeutung im landschaftlichen Fache, ohne aber freilich an seinen Bruder Ernst hinanzureichen. Ein andrer Bruder war als Banquier Nachfolger des Vaters, machte aber während meiner Professorenzeit in Heidelberg Bankrott, durch welchen das ganze Vermögen der Geschwister zu Grunde ging. Auch ich verlor durch falsche Ratschläge von ihm eine ganz erhebliche Summe. — Ein reicher Engländer, Mitchell, richtete sich ein schönes Haus ein und gab glänzende Feste, die schönsten, welche ich bis dahin gesehen hatte. Ich habe bei meinem späteren Aufenthalte die Witwe in Heidelberg noch am Leben getroffen und mich des Umganges der tüchtigen und klugen Frau erfreut.

Meine Wohnung hatte ich im Hause einer Hamburgschen Kaufmannsfamilie, Bertheau, genommen, welche viele Freundlichkeit gegen mich hatte und bei welcher ich auch häufig gemischte Gesellschaft traf. Es war eine kluge und niedliche Tochter im Hause; einer der Söhne war auch Studierender der Rechtswissenschaft und ist 40 Jahre später, jetzt der erste Advokat in Baden, mein befreundeter und geschätzter Kollege in der Ersten Kammer der Ständeversammlung geworden. — Wunderbar genug fand ich als Genosse von Brüdern Zutritt in einem Mädcheninstitute, was denn freilich über die Teilnahme an Hausbällen, worunter maskierte waren, bei welchen wir uns natürlich hervorzuthun suchten, und über Danksagungsbesuche am folgenden Sonntage in Gegenwart der kichernden Mädchen nicht hinausging, aber auch nur soweit nicht von jedem als eine richtige Erziehungsmaßregel für die jungen Damen beurteilt werden mag. — Am meisten Dank aber war ich der Familie des Stadtpfarrers Dittenberger schuldig, in welcher ich allmählich wie ein Angehöriger behandelt wurde. Es verging kaum ein Tag, an welchem ich nicht das einfache, aber immer offene und gastliche Haus besuchte. Mit einem der Söhne, einem Maler, war ich freundschaftlichst vertraut; der Vater, als junger Mensch unter die Seelenverkäufer geraten und auf die holländische Marine gebracht, erzählte gern von seinen Kriegs- und Seefahrten; die Mutter war die Vertraute von allen kleinen Geheimnissen und Plänen und förderte

gern Scherz und gelegentliche Neigungen. Ich hätte mir damals nicht träumen lassen, daß ich in dieser geistlichen Wohnung (welche später vermietet wurde) vierzig Jahre später als Bundestagsgesandter, bis zum Abzuge meiner Familie nach Frankfurt, einige Monate selbst mich aufhalten, in derselben eine meiner Töchter (Anna Helmholtz) verheiraten würde.

So war denn freilich das gesellige Leben in Heidelberg weit erfreulicher für mich, als es je in dem engen und kleinlichen Tübingen hätte sein können; ich darf aber auch beisetzen, bildender und doch nichts an Sittlichkeit verderbend.

Sehr unvollständig würden aber meine Aufzeichnungen über die Heidelberger Universitätszeit sein, wenn ich nicht auch einiges über das Studentenleben sagte. Dasselbe war von den Tübinger Zuständen sehr verschieden; zu seinem großen Vorteil, meinte wohl die Mehrzahl der jungen Leute; zum Nachteile, war die Ansicht vernünftiger Männer, vor allem der Väter, welche nicht mit Unrecht fanden, daß der Zweck des Bezuges einer Universität, nämlich fleißiges und gründliches Studium einer Wissenschaft, welche Beschäftigung für das Leben, für die meisten auch das Mittel zum Fortkommen und zur Erhaltung sein sollte, gar zu leicht und oft außer acht gelassen werde. Dem sei nun, wie ihm wolle; die Thatsachen und mein Verhalten zu ihnen sind zu schildern.

Schon die äußere Erscheinung der Studenten war eine wesentlich verschiedene von der in Tübingen zu Tage tretenden. Man sah alsbald, daß ein guter Teil der Heidelberger den höheren und höchsten Ständen angehörte, wie denn der regierende Herzog von Meiningen, einige weitere Prinzen und so fort sich darunter befanden. Demgemäß waren denn auch die Studenten im allgemeinen eleganter in Kleidung, freilich auch nach Studentenart; luxuriöser in ihren Gewohnheiten; auf einem Mietklepper zu reiten, wäre keinem eingefallen; wer keine eignen Pferde hatte, solcher waren aber manche, fuhr wenigstens bei Ausflügen. Die Farben der Verbindungen wurden offen zur Schau getragen an Mützen, Bändern, Pfeifenquasten, wohl an der ganzen Kleidung, dadurch aber war das Bild in Straße und Hörsaal ein sehr buntes. Das öffentliche Auftreten war nicht weniger laut als in Tübingen, allein nicht sowohl ungebunden, gegen die Sitte verstoßend, als herausfordernd und gelegentlich impertinent. Die Hauptsache aber war das entschiedene Vorwiegen des Verbindungswesens, so daß sich das ganze Universitätsleben auf dasselbe konzentrierte. — Als ich nach Heidelberg kam, traf ich die Studentenschaft in zwei feindliche Lager gespalten von ungefähr gleicher Stärke. Auf der einen Seite stand die Burschenschaft, etwa 150 Köpfe stark, mit vielleicht eben so viel näheren oder entfernteren Anhängern; auf der andern waren vier Landsmannschaften

(Corps)[1]) mit vielleicht zusammen 100 Mitgliedern, aber wohl doppelt so viel Zuhaltenden, zum großen Teil ehemaligen Göttinger Studenten, welche von dort durch eine Verrufserklärung der Universität vertrieben worden waren. In dem Verhalten und den Sitten der beiden Parteien war in gewisser Beziehung eine sichtbare Verschiedenheit, in andern freilich völlige Uebereinstimmung. Unzweifelhaft war bei der Burschenschaft größere Sittenreinheit und wahrscheinlich auch etwas mehr Fleiß und weniger Luxus, während bei den Landsmannschaften viel Verdorbenheit herrschte, wozu namentlich das nahe Mannheim die Gelegenheit bot, ferner eleganteres oder richtiger gesprochen junkerhaftes Wesen. Allein gleichmäßig wurde bei beiden Bier getrunken, viel Karten gespielt, Zeit vergeudet, vor allem aber der Unsinn des handwerksmäßigen Duellierens getrieben; gleich war der Umgangston, nämlich ungezwungen freundschaftlich innerhalb der Verbindung, etwas gnädig gegen die Zugewendeten, kalt höflich gegen Fremde. Auch war nicht etwa zwischen Burschenschaft und Landsmannschaften ein Unterschied nach Ständen; auch in der ersteren waren Prinzen und Angehörige vornehmer Geschlechter. Einer vielleicht erwarteten Verschiedenheit in dem politischen Gebaren aber erwähne ich nicht, weil in der That, meiner Erfahrung und Einsicht nach, wenigstens damals, die Heidelberger Burschenschaft so wenig eine politische oder gar hochverräterische und verschwörende Verbindung war, als es nur eine der Landsmannschaften sein konnte.[2]) Es mögen unter so vielen einzelne hirnverbrannte Köpfe gewesen sein; es wurde natürlich dann und wann beim Glase Bier von öffentlichen Dingen gesprochen und die Welt verbessert, namentlich Deutschland vereinigt und herrlich gemacht; dabei hatte es aber vollständig sein Bewenden; und wenn Jahre später auch ein Abgeordneter der Heidelberger Burschenschaft auf dem Burschentage in dem kleinen Rathause in Dresden[3]) mit anwesend war und wegen dieser Missethat zu lebenslänglichem Gefängnisse oder ursprünglich gar zum Tode verurteilt wurde, so war dies geradezu hochkomisch, wenn man diesen Verräter kannte, nämlich einen reichen pommerschen Edelmann, die harmloseste und loyalste Seele von der Welt; brav wie sein früherer Husarensäbel, aber

---

[1]) Westfalen, die eigentlichen Norddeutschen, Kuronen oder Kurländer mit den übrigen Deutschrussen, Niederrheinern und Oberrheinern (Heyck, Heidelberger Studentenleben zu Anfang unsers Jahrhunderts, 56 f.).

[2]) Als nach dem Sandschen Attentat der Heidelberger Burschenschaft ihr Archiv abverlangt wurde, ergab sich aus den Papieren, daß ihr Thun und Treiben sich „lediglich auf die Sphäre des akademischen Lebens bezogen habe" (Heyck a. a. O. 91).

[3]) Auf dem Dresdener Burschentage, 27. September bis 6. Oktober 1820, kam man überein, trotz der Karlsbader Beschlüsse für die Einheit Deutschlands weiter zu arbeiten (Reuter, Die Erlanger Burschenschaft, 110—112).

unschuldiger als ein Kind an allen Gedanken, gar an politischen. Man muß dies auch an maßgebender Stelle eingesehen haben, denn ich habe zu meiner Befriedigung bald gehört, daß der Festungsarrest in Magdeburg milde genug gehandhabt wurde, um dem guten Lancken Gelegenheit zu geben, noch als lebenslänglich Gefangener eine gute Partie zu machen, worauf man ihn denn nach Hause ziehen ließ.

Um jedoch wieder auf die Duelle der Heidelberger Studenten zu kommen, so waren dieselben allerdings das A und O des ganzen Lebens derselben. Die beiden Parteien, Landsmannschaften und Burschenschaft, lagen sich immer in den Haaren, bald korporationsweise, bald einzelne; tagtäglich wurden Forderungen ausgefochten, oft mehrere hintereinander; jeder wußte es, und man ging, namentlich wenn berühmte Fechter auftraten, prozessionsweise in die Hirschgasse, um zuzusehen. (Doch erschienen zu unsrer Zeit noch keine englischen Damen auf der Galerie.) Es war ein großer Saal mit Nebenzimmern dazu eingerichtet; für Waffen und Schutzapparate waren Schränke vorhanden; ein „Paukdoktor", ein geschickter Wundarzt, welcher von den Verbindungen 1200 Gulden Besoldung hatte, je die Hälfte von beiden Seiten, mußte anwesend sein und hatte sein unheimliches Geräte aufgelegt. Die Gefahr einer Tötung oder schweren Verwundung war freilich bei der sorgfältigen Vermummung nicht groß; doch kamen immerhin zuweilen häßliche Hiebe ins Gesicht oder, was am meisten gefürchtet wurde, Stiche durch unrichtigen Gebrauch der Waffe vor, welche augenblickliche Hilfe erforderten. Nach Vollendung des Kampfes wurde, wenn auch nicht immer, gezecht; bei Verwundeten der Reihe nach Wache gehalten, überhaupt aber wichtig gethan und viel Zeit verdorben. Der Senat aber, die Polizei, kurz die Obrigkeit? Sie sahen durch die Finger; wußten nicht, was die Jungen aus der Schule mit zu Hause brachten; schickten zum Scheine dann und wann einen Pedellen, welcher, von weitem durch regelmäßige bezahlte Schildwachen angezeigt, nur den leeren Saal, im Garten oder Hause aber friedlich Zechende fand. Höchstens wenn einmal der Unfug gar zu groß wurde, schritt man mit allgemeinem Zimmerarreste sämtlicher möglicherweise Beteiligter und mit Nötigung eines jeden derselben zur schriftlichen Lossagung von dem ganzen Handel ein, worauf denn auch alsbald vollständig Ruhe wurde, denn am Ende war man ja selbst froh, aus einer verdrießlichen Sache in guter Art zu kommen. — Das bezügliche Urteil über Studenten und über Behörden kann ich mir wohl ersparen; die allseitige Verkehrtheit liegt zu Tage.

In diese Zustände trat ich denn mit meiner Ankunft in Heidelberg. Daß sie in ihrer Eigentümlichkeit, Belebtheit und gewissen Vornehmheit Eindruck auf mich machten, wird man ebenso wohl begreiflich als ver-

zeihlich finden, und ich suchte natürlich mich dem herrschenden Tone und üblichen Aeußeren anzuschließen. Ein Fehler aber war es, daß ich nach einiger Zeit, aus bestimmter Veranlassung, in eine der Verbindungen, nämlich in die Burschenschaft, selbst eintrat. Bald genug fing ich freilich an es zu bereuen. Ich fand, daß ich meine Freiheit verkauft, in das nichtige und zeitraubende Treiben mit Duellen, Versammlungen, Kneipabenden mich eingelassen hatte, Geld und Zeit ohne Nutzen und Vergnügen verschwendete. Meine Studien, an welchen mir doch ernstlich lag und liegen mußte, litten empfindlich. Sehr froh war ich, als nach kurzer Zeit ein unerwarteter Retter aus der Not kam (denn ein freiwilliges Wiederaustreten war nicht leicht), der Senat löste — ich weiß nicht mehr aus welcher Veranlassung — alle Verbindungen auf. Dies war denn freilich fast nur eine Scheinmaßregel, welche nicht hinderte, daß nicht in kurzer Zeit, zuerst heimlich, bald genug aber ganz offen, alle Verbindungen wieder zusammentraten; ich benützte aber doch die Sache und zog mich bleibend zurück. Nach und nach, namentlich im letzten Halbjahre, hatte ich gar keinen Studentenumgang mehr, sondern lebte namentlich mit einem um mehrere Jahre älteren Landsmann, Dr. Walz,[1]) welcher auf einer durch Europa gemachten längeren Reise sich in Heidelberg aufhielt, um sich auf die Staatsprüfung vorzubereiten. — So kam ich denn also ohne großen Schaden durch und hatte mir doch die wunderlichen Zustände näher angesehen. Für das ganze Leben ist mir jedoch der Eindruck fest geblieben, daß dieses Verbindungswesen vorwiegend schädlich ist, und ich habe daher später auch immer mir näher stehende junge Leute vor dem Eintritt gewarnt. Freilich nicht immer mit Erfolg; durch fremde Erfahrung wird ja niemand klug, lange nicht immer sogar durch die eigene. Daß unter meinen näheren Heidelberger Studentenbekannten sich einer später besonders in Wissenschaft, Litteratur oder Staat ausgezeichnet hätte, weiß ich nicht. Von den entfernter Stehenden dagegen haben viele hohe Stellen später erworben; so die beiden Medem, welche russische Gesandten wurden, der spätere Bundestagsgesandte Graf Dönhoff, der badische Minister Freiherr von Rüdt-Collenberg; ja einer, welchen ich jedoch erst später genauer kennen lernte, wurde sogar Kardinal, Graf Reisach.[2])

Von besonderen Begebenheiten, welche in diese Zeit gefallen wären,

---

[1]) Wohl Friedrich Walz, geb. 1794, Rechtsanwalt (Heyd, Bibliographie u. s. w., II. 670).

[2]) Karl August Graf v. Reisach, geb. 1800. Mohl verkehrte mit ihm während seines ersten Aufenthalts in Göttingen (s. u.) und hatte viel später als Heidelberger Staatsrechtslehrer Anlaß genug, ihm seine Aufmerksamkeit zuzuwenden, denn Reisach führte die Verhandlungen zwischen dem Vatikan und der badischen Regierung, welche im Jahre 1859 zu der bekannten Konvention führten.

vermag ich nur folgende zu nennen. Zuerst die Hinrichtung Sands in Mannheim. Ich kann mich nicht erinnern, daß bei uns, selbst in der Burschenschaft, große Sympathie gewesen wäre; allein es wurde doch allgemein für unschicklich erachtet, der Hinrichtung eines Studenten anzuwohnen, und die wenigen, welche dieser Uebereinkunft sich nicht fügten, meistens Kurländer, hatten deshalb später manchen Strauß auszufechten. Sodann zweier kleiner Reisen, welche aber in jener Zeit unbehilflicherer Bewegung weit bedeutender erschienen, als dies jetzt der Fall wäre, wo sie der Rede gar nicht wert wären. Die eine ging über Worms, Mainz, Frankfurt, Darmstadt; in größerer Gesellschaft, mit leichtem selbstgeführtem Gespanne, bei schönstem Frühlingswetter waren wir äußerst vergnügt, zumal da wir überall von Genossen, zuweilen auch von deren Familien, freundlich aufgenommen und bewirtet wurden. So namentlich in dem Souchayschen Hause in Frankfurt, dessen einer Sohn,[1]) der spätere hochverdiente Frankfurter Patriot und Schriftsteller, uns befreundet war. Die andre Reise war anspruchsvoller und bewegter. Die Würzburger Burschenschaft lud die Heidelberger zu ihrem Stiftungsfeste ein,[2]) und es entschlossen sich 17 von uns, dahin zu gehen; obgleich längst nicht mehr selbst Mitglied, konnte ich doch als Zugewendeter mich anschließen. Die Sache wurde systematisch eingerichtet. Wir nahmen leichte Gefährte, Korbwagen und dergleichen, fuhren selbst, aber in strenger Ordnung. Einer war Zahlmeister aus der gemeinsam gebildeten Kasse, einer Reisemarschall, welcher für Unterkunft sorgte und deshalb als Fourier vorausging; ich war Reisestallmeister, der Roß und Wagen unter sich hatte. Letzteres besorgte ich denn zu solcher Zufriedenheit, daß sich ein Ritornell ausbildete mit dem geistreichen Texte:

Herr Mohl, Herr Mohl,
Wir wollen kutschieret sein,
Con grazia in infinitum.

Das schöne Lied erhielt sich auch nach der Rückkehr, und ich habe es hundertmal verwünscht, wenn es von fünfzig Stimmen der an meiner Wohnung vorüber nachts nach Hause Gehenden gesungen wurde, daß die Fenster dröhnten. In Würzburg fanden wir die Burschenschaft sehr in

---

[1]) Eduard Franz Souchay, geb. 1800. Einen gedrängten Ueberblick über sein politisches und litterarisches Wirken giebt Jung in der Allg. dtsch. Biogr. XXXIV. 697—698.

[2]) Im Juni 1821 feierte die Würzburger Germania ihren Bundestag mit Erlanger, Heidelberger und Tübinger Genossen. Unter den Gästen, die aus Erlangen gekommen waren, befand sich Karl Hase. Seine Schilderung des Tages (s. Veröffentlichungen des Archivs für die deutsche Burschenschaft III. 100 f.) ergänzt den Mohlschen Bericht. Vgl. auch Haupt, Die alte Würzburger Burschenschaft, 9—10.

Blüte; sie war die wesentlich vornehmere Verbindung und der ganze bayrische Adel bei ihr beteiligt. Wir wurden bestens empfangen, einquartiert, fetiert, und zwar mit so weitgehender Umsicht, daß man in keinem Kaffeehause oder Kaufladen von uns Geld annahm, weil dies die Burschenschaft bei Strafe des Verrufs verboten habe; sie zahle alles und überall für uns. Es wurden natürlich Ausfahrten und Kommerse gehalten; der Glanzpunkt aber war eine Rede in einem Eichenwalde, welche der nachmals so berühmt gewordene Julius Stahl,[1]) damals Sprecher der Burschenschaft, mit dem Schläger in der Hand hielt; welchen Inhaltes sie war, weiß ich freilich nicht mehr. Ich selbst war bei Stahl einquartiert und hatte die Ehre, mit ihm in demselben unermeßlich großen Himmelbette zu schlafen. Auf der Rückreise ging uns das Geld aus; wir schickten also auf jeder Station den Zahlmeister (einen Grafen Reichenbach aus Schlesien) und den Marschall voraus, welche dem Wirte den Fall offen vortragen, um Kredit bitten und prompte Zahlung nach der Rückkehr versprechen mußten. Die Sache ging vortrefflich, und wir kamen wohlverpflegt in Heidelberg an, schickten aber auch noch am nämlichen Tage die Gelder pünktlich ab. Die Medaille bekam jedoch auch ihre Rückseite. Einige Zeit später gab eine ganze Karawane von Würzburgern uns den Besuch zurück; wir durften uns nun natürlich nicht schlechter erfinden lassen, und es gefiel denn den Gästen so gut in dem schönen Heidelberg, daß sie ihren Aufenthalt fast über die Gebühr verlängerten zum bedeutenden Nachteile unsrer Zeit und unsers Beutels.

An Ostern 1821 war denn meine Studienzeit zu Ende. Ich verzögerte die Abreise von Heidelberg, welches ich sehr ungern verließ, so lange als möglich; schließlich mußte aber doch geschieden sein, und ich ging über Mannheim, wo mein Freund Ernst Fries sich aufhielt, Karlsruhe, Stuttgart nach Ellwangen in das elterliche Haus zurück. Die Eltern waren sehr erfreut, nun den ersten ihrer Söhne soweit fertig zu sehen; doch drang der Vater darauf, daß ich alsbald durch Annahme des Doktorgrades die Studienzeit überhaupt abschließe. Mir war nicht ganz wohl bei der Sache, denn es stand mit meinem Wissen folgendermaßen: in Geschichte, neuen Sprachen (damals noch ein seltenerer Besitz), überhaupt allgemeiner Bildung, sodann in den Staatswissenschaften war ich ohne Zweifel vielen meines Alters voraus; im Kirchenrechte, den Prozessen, dem Strafrechte wußte ich das Erforderliche, ohne aber zu glänzen; dagegen war ich mir bewußt, daß ich im Zivilrechte, dem römischen

[1]) „Stahl war ein kleines, bewegliches, nettes, schwarzäugiges, intelligentes Bürschchen semitischer Rasse, aber getauft und protestantischer Konfession" (Veröffentlichungen . . . a. a. O.).

sowohl als dem deutschen, sehr mittelmäßig bewandert sei. Ich hätte mich also gern jetzt zu Hause noch in diesen Fächern weiter vorbereitet, um so mehr, als ich unerwartet gern in Ellwangen lebte, wo ich in den Anfangs- und Probestellen der dortigen höheren Behörden eine ziemliche Anzahl geistreicher oder wenigstens gebildeter junger Männer fand, mit welchen sich vortrefflich leben ließ, und als die Stellung meines Vaters, als des Höchstgestellten in dieser Beamtenkategorie, auch für mich gesellige Annehmlichkeiten bot. Ich richtete mich daher in einem Gartenhause gründlich zum Studieren ein und wollte zunächst nur dem unabweisbaren Drängen des Vaters auf Abfassung einer Dissertation genügen, dann aber die Sache in die Länge ziehen bis mindestens zum Herbste. Ich machte aber meine Rechnung ohne den Wirt. Kaum war die Dissertation fertig — ein unbedeutender Aufsatz über den Unterschied von Repräsentativ- und ständischer Verfassung, damals übrigens noch kein abgetriebenes Thema —, als mein Vater sie, da in Ellwangen keine Druckerei war, nach dem benachbarten Gmünd schickte; und als sie dann, zu seiner innigsten Genugthuung über das erste gedruckte Erzeugnis eines seiner Söhne, vor ihm lag, ließ er kurzerhand anspannen, und ich mußte, ob ich wollte oder nicht, nach Tübingen abreisen, um dort so schnell als möglich Prüfung und Disputation zu erledigen. Meine Hinweisungen auf die mangelhaften Kenntnisse im Römischen Rechte wurden zum letzten Male als völlig nichtssagend erklärt; er, der Vater, habe noch weniger hierin gewußt als ich und sei doch Professor geworden und überhaupt leidlich durchs Leben gekommen. Nun, es ging allerdings mit der Erstürmung des Doktorhutes, und besser als ich erwartet hatte. In etwa acht Tagen war Prüfung, Disputation und Doktorschmaus vorüber, und ich hatte überdies zwar nicht voll den ersten Grad „cum laude“, jedoch eine enge sich anschließende Modifikation „laudabilis doctrina“ auf meinem Diplome erhalten; und kein Mensch hat mich seitdem nach meiner im Doktorexamen bewiesenen Gelehrsamkeit befragt.

Nun war aber bei dem Vater kein Halten mehr; so schnell als ich von der Mutter nur ausgerüstet sein konnte, sollte ich die große Reise beginnen, welche meine Bildung zu vollenden bestimmt war.

III.

Die Bildungsreise.

Unsre Eltern hatten schon, als wir noch Kinder waren, den Entschluß gefaßt, jeden von uns nach Beendigung der Universitätsstudien eine längere Reise zur Vollendung der Bildung machen zu lassen, und es wurde uns dies auch nicht nur gesagt, sondern die Aussicht auf diese Reise häufig als eine Anspornung zu tüchtigem Lernen und als ein Grund zu möglichster Sparsamkeit und Entsagung geltend gemacht. Die Reise erfordere große Mittel, welche allmählich erspart werden müssen, hieß es, und dieselbe werde uns reichlich ersetzen, was wir etwa jetzt entbehren müßten im Vergleiche mit unsern Altersgenossen, denen eine solche Reise nicht bevorstehe.[1]) Bei dem Vater stand übrigens von vornherein in Beziehung auf die Reise als selbstverständlich fest, daß jeder von uns auf derselben etwas, richtiger gesprochen mehreres schreiben müsse, um sich auszuweisen über gute Anwendung von Zeit und Gelegenheit, und um dadurch die Grundlage für die künftige Laufbahn, welche ja wo möglich eine gelehrte sein sollte, zu legen. Er selbst hatte es seinerzeit so gehalten und war gut dabei gefahren. Dabei legte er auf den inneren Gehalt einer solchen Schriftstellerei nicht den richtigen Wert, und es schien ihm namentlich nie der Gedanke zu kommen, daß durch eine unreife und überhaupt mittelmäßige Arbeit die ganze Zukunft eines jungen Mannes zerstört, wenigstens gefährdet werden, die Sache weit schlechter gestellt werden könne, als wenn er keinen Buchstaben schrieb; zunächst genügte dem Vater die Thatsache des gedruckten Buches, welche in die Wirklichkeit zu rufen er daher auch nicht müde wurde.

Namentlich von diesem Gesichtspunkte aus war denn das Reisen zu betrachten, nicht etwa bloß von uns, sondern auch besonders vom Vater, der sich daran gewöhnen mußte, seine oft wirklich nicht nur quälende, sondern geradezu unverständige Ungeduld zu bezähmen. Daß dies zunächst an mir gelernt wurde, lag in der Natur der Sache, weil ich der erste auf Reisen Geschickte war; und es ist denn auch nicht ohne empfindliche Unlust für mich abgegangen. Ich darf wohl sagen, daß durch das beständige Drängen auf ein Buch oder auch nur auf einen Teil des Manuskriptes und dann wieder auf eine weitere Abteilung mir namentlich der Aufenthalt in Paris sehr verbittert worden ist. Wenn aber das, was mir auf diese Weise während der Reise vom Vater herausgepreßt wurde, noch so leidlich geraten ist — nämlich die kleine Schrift über die Rechtspflege des Deutschen Bundes und namentlich der erste Band des Bundesstaatsrechts der Vereinigten Staaten von Nordamerika —, so ist es in der

[1]) Vgl. S. 28, 33, 41, 70.

That mehr das Verdienst eines gewissen, durch vieles Lesen von mir erworbenen Instinktes für die Eigenschaften eines anständigen Buches als der mir gegönnten Bedingungen einer sorgfältigen Bearbeitung. Meine Brüder hatten später weniger unter dieser Ungeduld zu leiden, Moritz vielleicht ausgenommen; teils hatte der Vater eben doch etwas sich zu mäßigen gelernt, teils waren ihm die Fächer von Julius und von Hugo zu fern, als daß er sich nicht mit einer Hinweisung auf die Unmöglichkeit schnellerer Verarbeitung von arabischen Handschriften oder der Vollendung von anatomischen Pflanzenuntersuchungen hätte zufrieden geben müssen.

Ich sage dies alles nicht aus Tadelsucht, welche gegenüber dem Vater und bei Gelegenheit einer so großen Liberalität von seiner Seite unverantwortlich wäre, sondern zur Erklärung, wie es kam, daß ich auf einer Reise, welche doch besser vor allem zur Aufnahme von Bildungsstoff und -Form bestimmt gewesen wäre, doch zweimal als Schriftsteller aufgetreten bin. Mein freier Wille war es nicht.

Es wäre mehr als thöricht, wenn ich eine förmliche Beschreibung der vor fast einem halben Jahrhundert gemachten Reise eines jungen Mannes durch die bekanntesten Teile von Deutschland und Frankreich, auf welcher ihm gar nichts Außerordentliches zustieß, hier einschalten wollte. Es genügt vollkommen, wenn ich nur die Richtung der Reise und etwa die Dauer des Verweilens an einzelnen Orten kurz bezeichne, und nur bei einigen längeren Aufenthaltsorten die persönlichen Beziehungen schildere, welche sich für mich bildeten und mir besonders förderlich waren.

Mitte September 1821 reiste ich von Ellwangen über Ulm und Augsburg nach München; von hier nach vierwöchentlichem Aufenthalte über Regensburg, Nürnberg, Würzburg nach Frankfurt, wo ich von November 1821 bis Mai 1822 blieb. Ueber Kassel nach Göttingen gelangt, verweilte ich hier ein erstes Mal zwei Monate, machte dann in drei Sommermonaten eine Reise durch den Harz nach Leipzig, Dresden, Prag und Berlin, von wo ich mich nach einem vierwöchentlichen Aufenthalte wieder nach Göttingen begab, um nochmals zwei Monate zu bleiben. In grimmiger Kälte ging ich dann über Gotha, Weimar, Jena, Frankfurt nach Paris, wo ich am 20. Januar 1823 eintraf und, kleinere Reisen und Landaufenthalte abgerechnet, bis zum April 1824 blieb, bis ich zur Uebernahme einer Professur abberufen wurde.

Selbstverständlich besuchte ich in den verschiedenen Städten die Galerien, Bibliotheken, merkwürdigen Gebäude; suchte schöne Gegenden auf, wo solche waren; machte endlich, soviel mir es Empfehlungen und Gelegenheiten ermöglichten, die Bekanntschaft interessanter und berühmter Männer. In der Regel waren freilich diese letzteren Besuche, wenn der junge Fremdling auch freundlich aufgenommen wurde, nur flüchtig und von keinem bleiben-

den Vorteile; doch ist es mir eine angenehme Erinnerung, manchen vielgenannten und bedeutenden Mann wenigstens vorübergehend gesehen und gekannt zu haben. So zum Beispiel in München Thiersch, Schlichtegroll, den Minister Lerchenfeld, Niethammer, den Vater; in Erlangen Schelling, in Kassel die beiden Grimm; in Leipzig Krug, Pölitz, den Buchhändler Brockhaus; in Dresden Karl Maria von Weber; in Berlin Savigny, Schleiermacher, den späteren Kultusminister Eichhorn, Buttmann, G. Reimer; in Jena Oken, Kieser, Luden. Daß ich in Weimar nicht wagte, ohne eine Empfehlung zu Goethe zu gehen, ist zwar natürlich genug; ich habe es aber doch später immer bedauert, da ich ihn auf diese Weise nie zu sehen bekommen habe.

Der Zweck der Reise sollte hauptsächlich durch die längeren Aufenthalte in Frankfurt, in Göttingen und in Paris erreicht werden. Ich bemerke über jeden dieser Orte und wie er auf mich eingewirkt, das Notwendige.

Ein längerer Aufenthalt in Frankfurt war dazu bestimmt, damit ich mich in dem deutschen Bundesrechte unterrichte. Meinem Vater schwebte bei dieser Bestimmung der Besuch von Wetzlar, Regensburg und Wien vor, wie er zu Zeiten des Reichs üblich war für junge Männer, welche eine höhere Ausbildung für den Staatsdienst oder den Katheder erhalten sollten, und wie er einen solchen selbst gemacht hatte. Die Verhältnisse waren wohl nicht mehr ganz die nämlichen, teils weil kein stehendes Bundesgericht bestand, bei welchem schwierige Fragen des öffentlichen Rechtes verhandelt worden wären, teils weil sich bei dem erst seit einigen Jahren bestehenden Bundestage noch weniger Vorrat an Fragen und Verhandlungen angehäuft hatte; doch war unstreitig auch jetzt manches zu lernen, namentlich wenn es gelingen sollte, Einsicht in die damals, und noch lange Jahre später, als großes Geheimnis bewahrten Akten des Karlsbader Kongresses und der Wiener Ministerialkonferenzen von 1820 zu erlangen. Natürlich setzte dies völlige Aufnahme von seiten eines Bundestagsgesandten voraus, und es waren deshalb auch Schritte geschehen, um mich zu solchen Zwecken bei dem württembergischen Bundestagsgesandten, dem früheren Kultusminister Freiherrn v. Wangenheim (welcher in den Verfassungsstreitigkeiten im Jahre 1818 eine große, wenn auch nicht eben populäre Rolle gespielt hatte,[1]) einzuführen. Außer Privatempfehlungen an ihn hatte mein Vater mir auch ein amtliches Schreiben des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten verschafft, in welchem der

---

[1]) Die Thätigkeit des Ministers Karl August v. Wangenheim in dem württembergischen Streit um „das alte Recht", die damit endete, daß er im November 1817 die Entlassung forderte, schildert eingehend v. Treitschke in „Historische und politische Aufsätze" 5. Aufl., I. 204 f.

Gesandte den Auftrag erhielt, mir die Mittel zum Studium des Bundesrechtes zu gewähren. Es hatte dies denn auch vollkommenen Erfolg. Herr v. Wangenheim nahm mich nicht nur freundlich auf, sondern behandelte mich völlig als zur Gesandtschaft gehörig, wies mir einen Platz in der Kanzlei an, stellte mir das ganze Archiv zur freien Verfügung, gab mir später, als er mich genauer kennen gelernt hatte, die obenbezeichneten geheimen Papiere, besprach mit mir die Art eines systematischen Studiums des Materials, benutzte mich auch gelegentlich, wenn auch nicht regelmäßig, zu laufenden Geschäften, um mich auch in den diplomatischen Formen zu üben, und liebte es, mir seine Berichte vorzulesen und sie, zu meiner Belehrung, mit mir zu besprechen. Er stellte mich auch in der Gesellschaft vor, so daß ich, wenngleich auch ohne eigentliche amtliche Ernennung, vollständig in der Stellung eines Attaché war und auch als solcher galt und behandelt wurde. Ich bin denn auch mein ganzes Leben lang Herrn v. Wangenheim aufrichtigst dankbar und anhänglich gewesen, und die Erinnerung an diesen ausgezeichneten Mann ist mir eine der allerangenehmsten.

Wangenheim war eine höchst merkwürdige Persönlichkeit. Seine geistige Begabung war eine ganz ungewöhnliche; Scharfsinn, Phantasie, Initiative, Beredsamkeit, Leichtigkeit der Arbeit besaß er in ungewöhnlichem Grade; seine allgemeine Bildung war, wenngleich etwas dilettantenhaft, ausgedehnt, er interessierte sich lebhaft für Philosophie (Eschenmayer[1]) war sein Mann), für schöne Litteratur, Musik; er war mit Leib und Seele bei seinem Geschäfte, arbeitete sehr fleißig, namentlich auch in den Ausschüssen, in welchen damals noch große Ausführungen ausgetauscht, nicht bloß instruktionsmäßig Abstimmungen abgegeben wurden. Seine Berichte waren meisterhaft, weit mehr Staatsschriften als Geschäftsaufzeichnungen. Dabei war er ein durchaus rechtlicher, unbestechlicher, nicht auf eignen Vorteil, sondern auf die Sache und auf den Vorteil seines Königs ausgehender Mann. Freilich hatte das Bild auch starke Schatten. Wangenheim hatte sehr wenig Haltung; er sprach unvorsichtig heraus, namentlich wenn er in Weinlaune war, verhehlte seine Mißachtung sehr wenig, auch gegenüber von Amtsgenossen, wenn ihm ihr Verstand oder politische Gesinnung nicht gefiel, ließ überhaupt seine Ueberlegenheit fühlen; er war den Freuden der Tafel zu sehr ergeben; kurz, er verdiente auch damals noch die Bezeichnung „ein Student", welche ihm König Friedrich von Württemberg gegeben hatte. Allein, wie dem sein mochte, der sehr große Mann von sicherem, gewandtem Auftreten, lauten Worten, bewußter Gleichstellung mit jedem war immerhin eine imponierende Erscheinung, welche alsbald der Mittelpunkt jedes Kreises wurde, in welchen er eintrat. Uebrigens war

---

[1]) Ueber Eschenmayers Pseudophilosophie vgl. oben S. 92 Anm. 1.

Wangenheims Stellung im Bundestage schon damals schwierig. Daß er sich durch sein rücksichtsloses Gebaren viele persönliche Feinde gemacht hatte, war kein Wunder; diese arbeiteten denn um so mehr an seinem Sturze, als er auch politisch vielen ein Greuel war. Sein Liberalismus galt als revolutionäre Richtung; namentlich aber zog er sich durch die Aufgabe, welche er sich gestellt hatte und die er leidenschaftlich betrieb, nämlich durch den Plan, aus den konstitutionellen Mittelstaaten eine geschlossene, durch Stimmenmehrheit den Bundestag beherrschende Opposition gegen das Metternichsche Oesterreich zu bilden, die entschiedene Feindschaft des Präsidialgesandten Grafen von Buol-Schauenstein und derer, welche zu Oesterreich hielten, zu. Unter diesen waren der badische Gesandte v. Blittersdorf, damals noch ein junger Mann, und der österreichische General v. Langenau, Vorsitzender der Bundesmilitärkommission, die begabtesten und gefährlichsten. Es schloß sich ihnen aber auch der bayrische Gesandte v. Aretin an, dem die Art Wangenheims persönlich zuwider war, und der in seiner politischen Richtung eine Gefahr für die bayrische Selbständigkeit sah. Wangenheim gab sich viele Mühe, diesen bedeutenden, aber wenig liebenswürdigen Mann zu gewinnen, jedoch vergeblich.

Während meiner Anwesenheit war das Zerwürfnis noch nicht über Plänkeleien hinausgekommen; allein bald darauf erklärte sich Metternich offen als entschiedener Widersacher, es wurden auf österreichischen Antrag beleidigende Beschlüsse gefaßt gegen Ausschußberichte Wangenheims; endlich aber ward von dem Könige von Württemberg die Abberufung des Störenfriedes verlangt und dieselbe auch durchgesetzt.[1]) Wangenheim wurde in Ruhestand versetzt und zog sich nach Koburg zurück, wo er in hohem Alter starb. Noch zweimal machte er einen Versuch, eine politische Wirksamkeit zu gewinnen; jedoch beidemal nicht mit Glück und, wie ich mit Bedauern beifügen muß, nicht ganz mit Würde. Einmal wollte er sich im Jahre 1832 in die württembergische Zweite Kammer wählen lassen; allein die Regierung, welche den sprudelnden und mißvergnügten Staatsmann in dieser Stellung fürchtete, ließ die Wahl für ungültig erklären aus einem, allerdings juristisch verteidigbaren, formellen Grunde.[2]) Wangenheim schrieb ein dickes Buch über diese Wahl, was aber in seinem eignen Interesse besser unterblieben wäre. Das zweite Mal trat er im Jahre 1848 auf. Da er nicht in das

---

[1]) Im Juli 1823, vgl. v. Treitschke a. a. O. 261. — v. Wangenheim siedelte zunächst nach Dresden, dann nach Koburg über. Hier starb er 1850, 80 Jahre alt.

[2]) Die württembergische Kammer entschied nach dem Willen der Regierung gegen v. Wangenheim, indem sie den Satz aufstellte, daß der Gewählte im Königreich wohnen müsse. Wangenheim veröffentlichte nun eine Schrift unter dem Titel „Die Wahl des Freiherrn v. Wangenheim", die v. Treitschke a. a. O. 263—265 auch ungünstig beurteilt.

Parlament gewählt worden war, schrieb er Verschiedenes und machte Vorschläge zur deutschen Verfassung.[1]) Der alte Mann war jedoch in seiner Zurückgezogenheit außer der Zeitströmung gekommen, sein Ton mißfiel, seine Vorschläge galten als unpraktisch und veraltet, und er wurde in unangenehme Polemik verwickelt. Ich selbst habe ihn nur noch einmal gesehen. Er besuchte mich in Tübingen, wo er in alter Weise bis nachts zwei Uhr beim Glase Wein geistreich und munter sitzen blieb.

Ich wußte es zu vereinigen, daß während meines Aufenthaltes in Frankfurt reges geselliges Leben neben eifriger Arbeit herging, so daß ich in beiden Beziehungen auf meinen Aufenthalt mit Befriedigung zurückblicken kann.

Die Arbeit war doppelter Art. Einerseits studierte ich das Bundesrecht aus den gedruckten und den handschriftlichen Quellen und machte mir systematisch geordnete Auszüge, namentlich sehr ausführliche aus den Protokollen der Karlsbader und der Wiener Konferenzen. Wangenheim war sehr einverstanden mit dieser Methode; allein ich habe später doch einsehen gelernt, daß ich es fehlerhaft angegriffen hatte. Allerdings lernte ich auf diese Weise das Bundesrecht genau kennen; ich darf wohl sagen, besser als irgend jemand zu jener Zeit, mit Ausnahme von Klüber, da es in Frankfurt denen, welchen die Quellen offen standen, an wissenschaftlichem Sinne und Fleiß, den Auswärtigen aber an dem Materiale fehlte: allein ich hätte weniger Auszüge machen und dagegen die geheim gehaltenen Aktenstücke vollständig abschreiben sollen. Auszüge sind in der Regel weder für wissenschaftliche noch für praktische Arbeiten genügend, weil es oft auf das Wort ankommt; und ich habe meine mit so vieler Mühe gemachten Auszüge später beinahe gar nicht benutzt. — Eine zweite Arbeit war die Abfassung einer Druckschrift, nämlich meiner „Rechtspflege des Deutschen Bundes“. Aus eignem Antriebe hätte ich freilich wohl mich noch nicht an die Schriftstellerei gemacht und meine Zeit lieber noch zum Lernen als zum Lehren verwendet; allein es stand bei meinem Vater als ganz selbstverständlich fest, daß ich während meines Aufenthaltes am Bundestage etwas drucken zu lassen habe, so wie er seinerzeit es in Wetzlar und Wien gethan hatte. Ich hätte es nicht unterlassen dürfen, ohne die ernstlichsten Mißhelligkeiten und ein großes Mißtrauen in den Nutzen meiner ganzen Reise fürchten zu müssen. Die Sache lief indessen noch leidlich ab. Der Gegenstand war an sich und in Hinsicht meiner Kräfte nicht schlecht gewählt. Die Rechtspflege des Deutschen Bundes,[2]) also des Austrägalgerichtswesens

---

[1]) Ebenso blindwütend gegen Preußen als kurzsichtig zu Gunsten der Triasidee.

[2]) „Die öffentliche Rechtspflege des Deutschen Bundes. Ein publizistischer Versuch.“ Stuttgart 1822.

und so fort, war damals kaum, jedenfalls nicht genügend bearbeitet und doch von mannigfachem Interesse; andrerseits war das Thema nicht zu umfassend für meine Zeit und Kraft, und ich war in der Prozeßlehre genugsam zu Hause, um zu sehen, auf was es ankomme und um mir keine Blößen zu geben. So ward denn das Büchlein nicht schlecht, und ich brauche mich auch jetzt noch desselben als einer Erstlingsschrift nicht zu schämen, wenn schon später bei vermehrtem Stoffe von andern ausführlicher über denselben Gegenstand geschrieben worden ist. Während meiner Reise durch Norddeutschland im Sommer 1822 ließ mein Vater das Werkchen drucken und verteilte es denn mit reichlichster Hand. Es war mir mit der Abschickung der Handschrift ein Alp vom Halse gefallen; nun hatte ich doch auf eine Zeit lang Ruhe vor dem Drängen auf Schreiben und Druckenlassen. Außerdem hatte es den Vorteil, daß das Eis gebrochen war und ich die Scheu vor dem Auftreten als Schriftsteller überwunden hatte.

So fleißig ich auf der Kanzlei und zu Hause arbeitete, so ging doch keineswegs alle meine Zeit am Schreibtische hin; ich lebte vielmehr den Winter durch in Frankfurt in einem Strudel von geselligen Vergnügen. Das Leben in dem Bundestagskreise, zu welchem natürlich auch die fremden Gesandten gehörten und welchem sich einzelne der ersten Frankfurter Familien angeschlossen hatten, war in jener Zeit ein glänzend bewegtes. Die Gesandten waren sehr gut bezahlt, wohl doppelt so hoch als wir vierzig Jahre später bei unendlich gestiegenen Preisen aller Lebensbedürfnisse; sie machten daher fast alle schöne Häuser. An den schon damals sehr luxuriösen Diners nahmen freilich die jungen Leute seltener teil; dagegen waren sie die Hauptpersonen auf den zahlreichen Bällen. Diese waren so sehr an der Tagesordnung, daß weniger als dreimal in keiner Woche getanzt worden sein mag. Ich war ein rüstiger Tänzer und daher gesucht. Ein günstiger Zufall wollte, daß in der „Gesellschaft“ damals eine ungewöhnlich große Anzahl schöner Mädchen und Frauen waren, was denn natürlich das Vergnügen und den Glanz der Feste sehr erhöhte. Einige waren vollkommene Schönheiten, so eine der beiden Gräfinnen Buol, eine Tochter des sächsischen Gesandten v. Carlowitz; zu den niedlichsten aber gehörte eine Bekannte von den Tanzstunden aus der Stuttgarter Gymnasialzeit, welche bei einer in Frankfurt verheirateten Schwester zu Besuch war. Meine Aufmerksamkeit zog übrigens am meisten die Tochter aus einem Frankfurter Hause auf sich, und da die Neigung gegenseitig war, hätte es nur von mir abgehangen, eine reiche Heirat zu machen. Ich wies jedoch die große Versuchung von mir, da ich noch so sehr jung war, überdies mir gewisse Verhältnisse in der Familie nicht anders als sehr mißfallen konnten. Ich machte im Sommer noch einen Besuch auf

einem den Eltern gehörigen Gute in Böhmen, brach dann aber allmählich ab; zu meiner Beruhigung vernahm ich nach einiger Zeit, daß die Schöne sich getröstet und einen auswärtigen General geehelicht hatte. Als ein von mir sehr genossenes geselliges Vergnügen darf ich auch noch der Mittagstafel im Gasthofe zum Römischen Kaiser erwähnen, an welcher die jüngeren Mitglieder sämtlicher, deutscher sowohl als ausländischer, Gesandtschaften und die Offiziere bei der Militärkommission teilnahmen. Die Unterhaltung war äußerst lebendig und vielseitig, ob gerade immer erbaulich, ist eine andre Frage. Einen merkwürdigen Genossen hatten wir an dem ehemaligen Könige von Schweden, Gustav IV., welcher in Frankfurt in größter Zurückgezogenheit und Beschränkung lebte. Bei Tisch war er sehr still, und ich kann mich nur ganz weniger Fälle erinnern, in welchen er an dem Gespräche teilgenommen hätte. Es war unter uns bekannt, daß er eine von ihm nicht veranlaßte Annäherung nicht wünsche; jedenfalls aber wollte er nicht anders denn als Oberst Gustavsohn angesprochen und behandelt werden.

Bei so häufigem Zusammensein hatte ich natürlich auch Gelegenheit, manchen bedeutenderen Mann, welcher sich zu jener Zeit in Frankfurt aufhielt, zu sehen, einzelne auch näher kennen zu lernen. Bei allen Gesehenen war dies freilich nicht der Fall. Gesandte pflegen sich mit Attachés nicht viel zu beschäftigen, und so bin ich bei dem einen und dem andern der älteren Herren über die gewöhnlichsten Begrüßungsformeln nicht hinausgekommen. Namentlich war der berühmte Freiherr vom Stein, welcher den Winter in Frankfurt zubrachte, sehr wenig liebenswürdig; die Anwesenheit junger Leute wurde von ihm so wenig bemerkt, als wenn leere Luft im Zimmer gewesen wäre, und er war daher unter uns, bei aller Achtung vor seinem Verdienste und vor seinem Namen, gar wenig populär. Mehr wußten wir seine liebenswürdige jüngere Tochter zu würdigen. Etwas, wenn auch nicht viel freundlicher war der bekannte russische Gesandte Anstett, der von seinem gerühmten Geiste und Witze auch nicht eben viel an unsereinen verschwendete; doch gab er wenigstens schöne Bälle. Sehr gut wurde ich dagegen aufgenommen von dem französischen Gesandten Grafen Reinhard. Derselbe, bekanntlich ein geborener Württemberger,[1]) behandelte mich als Landsmann, und ich habe manche belehrende Stunde bei ihm zubringen dürfen. Er galt für sehr hochmütig; ich glaube jedoch, daß seine starre Haltung und der in den Nacken geworfene Kopf mehr zu diesem Urteile beigetragen haben als sein Betragen selbst. In Etikette-

---

[1]) Karl Friedrich Reinhard, geb. zu Schorndorf. Ihn drückte das Peinliche seiner Stellung als französischer Gesandter am Deutschen Bundestag, und er galt auch als Hypochonder (Lang, Graf Reinhard, 442).

fragen freilich scheint er nicht immer angenehm gewesen zu sein; diese aber berührten mich nicht. Den berühmten Staatsrechtslehrer Klüber habe ich einigemal gesprochen und dabei sein unglaubliches Gedächtnis bewundert. Er galt damals für den sehr hoch bezahlten juristischen und politischen Ratgeber Anselm Rothschilds.[1]) — Unter den mit mir zu gleicher Zeit in Frankfurt gewesenen jüngeren Diplomaten und Offizieren ist der eine und der andre später ein bedeutender Mann geworden; so zum Beispiel der russische Reichsvizekanzler Fürst Gortschakow; andre haben wenigstens hohe Posten erreicht; ich bin jedoch mit keinem in weiterem Verkehr geblieben, und bei manchem wäre es auch wenig der Mühe wert gewesen.

So war denn im ganzen mein halbjähriger Aufenthalt in Frankfurt vortrefflich für meine Zwecke und für mein Vergnügen verlaufen. Ich hatte viel gelernt und gearbeitet, mich freier in der großen Welt bewegen gelernt, an Menschenkenntnis gewonnen. Kurz, ich ging reifer weg, als ich gekommen war; von dem Buche gar nicht zu reden.

Wesentlich verschieden in jeder Beziehung, aber doch auch sehr förderlich und angenehm war der zusammen in zwei Abschnitten vier Monate betragende Aufenthalt in Göttingen.

Höchst erfreulich war mir vor allem, daß ich, mitten in einem Sitze von Gelehrsamkeit und umgeben von einer Fülle litterarischer Mittel, zum erstenmal in meinem Leben durch keine äußere Veranlassung zu einer bestimmten Beschäftigung genötigt war. Vorlesungen hatte ich keine zu hören; wenn ich bei einem berühmten Lehrer hospitieren wollte, so stand es mir frei, ich konnte aber wieder wegbleiben, sobald die Neugierde befriedigt war oder ich meine Rechnung nicht fand. Von der Schriftstellerei hatte ich mich vorderhand freigekauft; selbst mein Vater mußte es gelten lassen, daß ich erst wieder Studien zu machen und Stoff zu sammeln habe. Ich konnte also mit allem Behagen meiner Neigung und selbst Liebhabereien nachgehen. — Sodann war die Benutzung der großen Bibliothek für mich, der ich immer eine Freude an bibliographischen Kenntnissen gehabt hatte, eine unerschöpfliche Quelle von Genuß und Belehrung. Dieselbe war damals, als die Berliner und die Münchner Sammlungen ihren jetzigen Standpunkt noch nicht erreicht hatten, die größte in Deutschland und selbst die an wirklich benutzbaren und kennenswerten Büchern reichste in der Welt; ihre schöne, systematische Aufstellung, die guten Kataloge machten jede Art von Benutzung sehr leicht. — Ferner waren in Göttingen viele Männer von großer wissenschaftlicher Bedeutung, an welche ich teils

[1]) Einen Aufsatz über Johann Ludwig Klüber schließt v. Mohl mit den Worten: „So wird er denn in dem Gedächtnisse der Zeitgenossen und in der Geschichte der Wissenschaft bleiben als ein ehrenwerter, nützlicher und tüchtiger, kaum aber als ein großer Mann“ (Die Gesch. u. Litt. der Staatswiss. II. 473—487).

Empfehlungen bereit hatte, teils leicht erhalten konnte. Göttingen war damals allerdings nicht mehr das, was es unter Münchhausens Leitung und bei gänzlichem Mangel einer ebenbürtigen Mitbewerbung in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts gewesen war, nämlich die erste Universität in Europa; manche der ersten Männer jener Glanzzeit, die Pütter, Schlözer, Spittler, Heyne und so weiter lebten nicht mehr, und es war unterdessen Berlin entstanden und Heidelberg in der Rechtswissenschaft an die Spitze getreten; allein teils waren doch noch tüchtige Männer geblieben, wie Heeren, Planck, Stäudlin, Blumenbach, Hugo, und namentlich war Karl Friedrich Eichhorn nun dazu gekommen, der unbestritten erste Germanist seiner Zeit, welcher mir für das Studium des deutschen Staatsrechts von großer Bedeutung zu sein versprach; teils bestand noch der Geist ernster wissenschaftlicher Beschäftigung. Es war eine gelehrte Atmosphäre in Göttingen. — Ein glücklicher Zufall endlich wollte, daß sich damals dort ein Kreis ausgezeichneter junger Männer befand, welche entweder als angehende Lehrer sich versuchten, oder die sich, wie ich, zu ihrer abschließenden Ausbildung nach ihren Universitätsjahren hier kürzere oder längere Zeit aufhielten. Ich sage wohl unten noch einige Worte über dieselben; hier nur die Bemerkung, daß ein so geistreicher, lebendiger und fröhlicher Umgang mit Altersgenossen, welche alle ein ernstes Ziel hatten und mehr oder weniger hoch über dem gewöhnlichen Durchschnitte standen, nicht anders als anregend und belehrend sein konnte.

Ich fand mich denn alsbald zurecht in den neuen Verhältnissen. Bequem in der Mitte eines schönen Gartens wohnend, arbeitete ich fleißigst zu Hause mit dem Material, welches mir die Bibliothek in Fülle lieferte, und zwar beschränkte ich mich bald auf Studien über die Vereinigten Staaten von Amerika, deren damalige Litteratur in großer Vollständigkeit vorhanden war und mich eben dadurch reizte.

Die Stunden in der Mitte des Tages brachte ich auf der Bibliothek selbst zu, deren Benutzung der Oberbibliothekar Reuß,[1]) ein geborener Württemberger, seinem Landsmann in unbeschränktester Weise eingeräumt hatte. Ich konnte in die Säle selbst gehen, die Leitern besteigen, die

---

[1]) Der bekannte Litterarhistoriker Jeremias David Reuß war zur Zeit, da Mohl sich in Göttingen aufhielt, Oberbibliothekar dieser Universität. Er war aber nicht „geborener Württemberger“, sondern in Rendsburg geboren, zu Württemberg hatte er insofern Beziehungen gehabt, als er in seiner Jugend Dozent und 1774—1782 Bibliothekskustos in Tübingen gewesen war — Beziehungen, denen er dadurch Ausdruck verlieh, daß er, wie Mohl weiter unten, wo er auf seine eigne Amtsführung als Oberbibliothekar in Tübingen zu sprechen kommt, berichtet, seine Büchersammlung der Bibliothek jener Universität vermachte (Allgem. dtsch. Biogr. XXVIII. 309).

Bücher nach Gutbefinden handhaben; ja, wenn ich wollte, schloß mich der sonst so pedantische alte Mann selbst über Mittag in die Bibliothek ein, wo ich denn ganz allein alles zur Verfügung hatte. Dann und wann besuchte ich auch Vorlesungen, am regelmäßigsten bei Hugo, welcher in äußerst interessanter und geistreicher Weise eine Encyklopädie der Rechtswissenschaften nicht für Anfänger, sondern für solche, welche am Ende ihrer Studien waren, las. Bei Eichhorn stellte ich den Besuch bald wieder ein, da ich fand, daß ich im deutschen Bundesrechte, an welchem er bei meiner Ankunft in Göttingen stand, hier nichts lernen konnte. Nur aus Neugierde besuchte ich gelegentlich einmal eine Vorlesung bei Heeren, Sartorius, Blumenbach, Planck oder Stäudlin. Wenn ich alles in allem nehme, so war es namentlich eine ausgedehnte Bücherkenntnis, besonders in den neueren Sprachen, welche ich dem Aufenthalt in Göttingen verdankte, also allerdings zunächst nur Bekanntschaft damit, wo ich das später zu verarbeitende Material finden könne und wie umfangreich dasselbe sei; allein auch dieses ist schon viel wert und notwendig.

Die geselligen Verhältnisse waren sehr angenehm. Ich war in einer Anzahl von Professorenfamilien, so bei Planck, Blumenbach, Stäudlin und andern, freundlich aufgenommen. Eichhorn war mir, wie uns allen, sehr sympathisch und förderte meine Studien gern mit seinem Rate. (Als er später während einer Reihe von Jahren sich auf einem Gute bei Tübingen[1]) aufhielt und hier neben seiner Landwirtschaft an neuen Ausgaben seiner Rechtsgeschichte und seinem Kirchenrechte arbeitete, habe ich ihn sehr viel gesehen.) Der Umgang mit Hugo war interessant; er war eine merkwürdige Mischung von Geist und Scharfsinn mit barocker Pedanterie. Hauptsächlich aber hatte ich den großen Vorteil, eine nahe Verwandte in Göttingen zu finden, die Witwe des früher freilich mehr als jetzt genannten Geschichtschreibers Meiners. Sie war, als eine Tochter Achenwalls, eine Enkelin Johann Jakob Mosers, folglich meine Tante à la mode de Bretagne.[2]) Die sehr gebildete und feine alte Frau nahm mich auf das herzlichste auf; ihre Erzählungen aus der alten Göttinger Zeit waren sehr unterhaltend, und manches davon wäre ein pikanter Kommentar zu der Geschichte der Universität gewesen. — Nicht vergessen darf ich aber, der jungen Männer zu erwähnen, mit welchen ich die Tischzeit und die meisten Abende fröhlich zuzubringen pflegte. Man konnte sich nichts Anmutigeres und zu gleicher Zeit Anständigeres und in leichter Weise Belehrenderes

---

[1]) Ammerhof, von K. F. Eichhorn 1824 gekauft; hier nahm er ständigen Aufenthalt von 1829 bis 1832 (Schulte, K. F. Eichhorn, 57; 60).

[2]) Luise Meiners. Ihre Mutter, Wilhelmine Luise, war die älteste Tochter von Johann Jakob Moser. — Tante à la mode de Bretagne, das heißt weitläufige Verwandte.

denken als dieses Zusammensein. Unzweifelhaft der hervorragendste unter uns war Karl Otfried Müller, welcher in den ernstesten Studien begriffen war und durch seine „Dorier" bereits den Grund zu seinem Ruhme gelegt hatte,[1]) dabei aber fröhlich sein konnte wie ein Kind. Graf Reisach,[2]) der spätere Kardinal, war damals noch Jurist und bereitete sich unter Eichhorns besonderer Leitung auf eine Professur vor. Mein Erstaunen war ungemessen, als ich einige Monate später vernahm, daß er nach Rom gegangen, in das Collegium Romanum getreten und Priester geworden sei. Was hierzu den kurz vorher noch so lebensfrohen jungen Mann bewogen haben mag, ist mir, der ich ihm damals sehr nahe stand, ein Rätsel geblieben. Schmidtlein aus München hatte das Versprechen einer Professur auf einer bayrischen Universität, wenn er vorher ein halbes Jahr auf einer norddeutschen eine Vorlesung gehalten habe. Ich war mit ihm von Berlin Tag und Nacht mit Extrapost gereist, weil er diese Bedingung in Göttingen schneller erfüllen konnte, und wir gingen alle, wenigstens einige Stunden lang, in seine Vorlesung über Institutionen des Römischen Rechts, um die Sache in den Gang zu bringen. Außer uns waren freilich wenige ernsthafte Zuhörer vorhanden, unter diesen jedoch der später als Romanist so bekannt gewordene Züricher Keller. Es war wohl keiner unter uns, der nicht Schmidtlein damals eine weit glänzendere Laufbahn als Gelehrter und Lehrer vorausgesagt hätte, als sie später wirklich wurde. Daß er die äußeren und die geistigen Mittel dazu gehabt hätte, ist unbestreitbar.[3]) Ein andrer Bayer, Baron Welden, ist noch jung als Regierungspräsident[4]) gestorben. Stichblätter unsrer zuweilen vielleicht etwas weitgehenden, aber doch harmlosen Scherze waren Röffel, der sich als Kanonist ausgezeichnet hat, und Bialobolczky, welcher noch jetzt als ein halbverrückter Humanitäts- und Wissenschaftsapostel in der Welt umherzieht, mit großer Ueberzeugung, aber als schlimme Last für Bekannte.[5])

Mein Aufenthalt in Paris hatte einen mehrfachen Zweck, vielleicht einen zu vielfachen und sich also selbst teilweise hindernden. Außer dem Gewinn an allgemeiner Bildung, für welche ein längeres Verweilen in einem solchen Mittelpunkte nur förderlich sein konnte, war es auf Vervollkommnung in der französischen Sprache abgesehen, und war es der

---

[1]) Das Buch erschien 1824.

[2]) Vgl. oben S. 115 und Allgem. dtsch. Biogr. XXVIII. 114—117.

[3]) Eduard Josef v. Schmidtlein, schon 1823 Professor in Landshut, dann in München und schließlich in Erlangen. Das einzige Buch, das er in einem langen Leben verfaßte, ist der schon 1826 erschienene „Grundriß zu Vorlesungen über das katholische und protestantische Kirchenrecht".

[4]) Des bayrischen Kreises Schwaben-Neuburg.

[5]) Christoph Heinrich Friedrich Bialobolczky, stirbt 1869 „nach vielbewegtem, abenteuerlichem Leben" (Allgem. dtsch. Biogr. II. 608).

Wille meines Vaters, unterstützt von dem Rate des damals einflußreichsten Mannes in Württemberg, des Justizministers v. Maucler, daß ich das französische Verwaltungsrecht, namentlich die Verwaltungsjustiz, genau kennen lernen sollte. Leider kam bald genug wieder ein Verlangen nach Abfassung einer Druckschrift dazu. Das Ergebnis war nicht eben in allen Beziehungen vollständig entsprechend.

In allgemeiner Ausbildung gewann ich ohne Zweifel; namentlich vervollkommnete ich durch den häufigen Besuch der Museen, besonders des Louvre, das Verständnis für Malerei, wozu ich schon in München, Dresden und Berlin einigen Grund gelegt hatte. Für Schauspielkunst bekam ich durch Talma, Mademoiselle Mars, dann Madame Pasta, die Bigillini einen Maßstab des Höchsten in verschiedenen Arten von Leistungen, welcher mir später freilich fast mehr lästig, weil genußverderbend, war. — In der Sprache machte ich auch unzweifelhafte Fortschritte; allein es blieb doch noch vieles zu wünschen übrig. Mein Ohr war nicht scharf genug für die Feinheiten des Accentes, und in einen solchen bewußtlosen Besitz der Sprache, daß ich während meines ganzen Lebens mich schriftlich und mündlich hätte fehlerlos und gewandt ausdrücken können, bin ich auch nicht gekommen. Ich schrieb und sprach eben, was und wie ich es konnte, nicht aber was und wie ich es wollte. Ich kann mir keine große Schuld dabei zuschreiben; es ist keine so einfache Sache, Französisch in Paris zu lernen, als mancher sich wohl vorstellt. Wer eine Schule besucht, in ein Geschäft eintritt, das Studentenleben mitmacht, oder den Jockeyklub besucht, eine Maitresse hält, oder wer in einer Familie lebt, der mag in gegebener, übrigens niemals sehr kurzer Zeit ein idiomatisches Französisch mit Pariser Accent lernen; für den, welcher diese Dinge nicht thun will oder kann, genügen Unterrichtsstunden, der Besuch von Theater und Gerichtssälen, der doch immer nur einen kleinen Teil der Zeit ausfüllende Besuch geselliger Kreise nicht vollständig. Dies um so weniger, als der Fremde doch immer die freilich in manchen Beziehungen verkehrte, aber doch eben sehr begreifliche Neigung hat, mit Landsleuten umzugehen, mit welchen er natürlich nicht französisch spricht. Dieser letztere Umstand war bei mir um so bedeutender, als ich fast von Anfang meines Aufenthaltes in Paris an mit meinem Bruder Julius zusammenwohnte.

Zu gar keinem Ergebnisse aber führte die Aufgabe, das französische Verwaltungsrecht kennen zu lernen. Teils ohne meine Schuld, teils durch solche.

Nicht meine Schuld war es, daß gar kein theoretischer Unterricht in diesem Fache bestand. Ueber staatsrechtliche Gegenstände wurde zu jener Zeit an den französischen Rechtsschulen gar nicht gelesen aus politischer Aengstlichkeit. Und selbst die mit einem gewissen Pomp angekündigte

Vorlesung des Staatsrats Gérando,[1]) deren Anfang nicht zu versäumen ich meine Reise nach Paris sehr beschleunigt hatte, wurde von der Regierung unmittelbar vor der Eröffnung untersagt. Ebenfalls nicht mir fiel es zur Last, daß nicht etwa der (freilich manchen bedeutenden Bedenken ausgesetzte) Versuch gemacht wurde, mich als freiwilligen Arbeiter auf einer Präfektur unterzubringen, in welcher Stellung ich die Verwaltungsgeschäfte praktisch hätte kennen lernen können. — Dagegen hätte ich allerdings durch ein sorgfältiges und mühseliges Studium der schon damals wenigstens in ihren Anfängen vorhanden gewesenen Litteratur des französischen Rechtes mir eine Uebersicht und Kenntnisse im einzelnen erwerben können; und daß dies nicht geschah und ich bald die Sache wieder liegen ließ, war meine Schuld. Aber doch eine verzeihliche. Ich war nicht reif für ein solches Studium und sah weder den Nutzen recht ein, noch wußte ich, worauf es eigentlich ankam. Die deutsche Ausbildung des Staatsrechtes war in jener Zeit noch fast ausschließlich auf das Verfassungsrecht beschränkt, und man muß auch zugeben, daß noch viel, ja das meiste, zu thun war, um die allgemein in den Verfassungsurkunden nur angedeuteten Grundsätze über die konstitutionelle Regierungsweise, nach deren Form und Inhalt, zu entwickeln und auf das Leben anzuwenden, dadurch aber den alten Patrimonialstaat oder die neuere rheinbündnerische Despotie in einen Rechtsstaat mit Volksvertretung umzuwandeln. An die Durchführung in allen einzelnen Verwaltungszweigen konnte man mit Recht erst später gehen wollen, und überhaupt war das Bedürfnis, in diesen, wie man glaubte, untergeordneten Fragen logisch und juristisch Ordnung nach den neuen Grundsätzen zu schaffen, kaum noch vorhanden. Ueber das Bestehen oder Verwerfen einer eignen Verwaltungsjustiz wurde zwar damals schon gestritten,[2]) allein noch mit vieler Unklarheit und mit geringer Aussicht auf eine baldige Verwirklichung der Forderung. Was mich nun persönlich betraf, so hatte ich zwar einige Kenntnis von dieser Polemik genommen; ich mühte mich auch an einigen der unsystematischen und in einem Meere von positivem Detail ertränkten französischen Werken über das Verwaltungsrecht im allgemeinen ab; allein ich verstand die Wichtigkeit der Sache nicht und konnte mich daher auch nicht für den Streit interessieren. Wie ich selbst noch Mühe hatte, mich in den neuen Verfassungsgrundsätzen zurechtzufinden und sie mir in ihren, den bestehenden Staatseinrichtungen oft sehr zuwiderlaufenden Folgerungen deutlich zu machen, so schien es mir auch die nächste Aufgabe zu sein, auf diesem Felde schriftstellerisch und im Leben zu wirken. Daher

---

[1]) Gérando hat das erste formell ganz durchgebildete System des Verwaltungsrechts aufgestellt, das 1830 erschien (v. Mohl, Gesch. u. Litt. u. s. w., III. 222).

[2]) Vgl. die ausführlichen Erörterungen Mohls a. a. O. 214 f.

studierte ich mit eigentlichem Eifer nur die Schriften über das Verfassungsrecht im ganzen und im einzelnen, also die Werke von B. Constant, Lanjuinais, Paillet, Coffinières und so weiter, während das Verwaltungsrecht mich langweilte und ich mich also bald nicht weiter darum kümmerte.

Vielleicht hätte sich dies im weiteren Verlaufe geändert und wäre mir ein Verständnis aufgegangen; allein das neue Drängen meines Vaters auf die Abfassung und Herausgabe einer Druckschrift brachte mich überhaupt in eine ganz andre Richtung. Ich kann mich nicht mehr erinnern, wie ich zu dem Entschlusse kam, das nordamerikanische Bundesrecht zu diesem Zwecke zu wählen; jedenfalls trug zur Festhaltung des Gedankens und zur Möglichkeit der Ausführung das meiste bei, daß ich die Bekanntschaft des amerikanischen Konsuls Warden machte, welcher nicht nur selbst der Verfasser eines großen statistischen Werkes über die Vereinigten Staaten [1]) war und damals als der genaueste Kenner der dortigen Zustände galt, sondern der auch eine vortreffliche Bibliothek über amerikanische Dinge besaß, welche er mir auf das liebenswürdigste zur Verfügung stellte. So war ich im Besitze des vollständigsten Materials in Europa (die Bibliothek kam unmittelbar hierauf für eine große Summe an das Harvard College in Massachusetts), und ich konnte überdies in zweifelhaften Fällen mich eines sehr sachverständigen Rates bedienen. Ich wendete also meine ganze Zeit an diese dem französischen Verwaltungsrecht sehr fern liegende Arbeit und zwar bis ans Ende meines Aufenthaltes in Paris.

Im ganzen wurde also freilich manches nicht erreicht, was durch meinen Aufenthalt in Paris hatte bewerkstelligt werden sollen; allein ohne bedeutenden Nutzen war derselbe doch auch in wissenschaftlicher Beziehung nicht geblieben. In der Theorie des konstitutionellen Staatsrechtes nach französischer Auffassung, sowie in der positiven französischen Verfassungsgesetzgebung war ich gründlich zu Hause, und ein nicht eben schlechtes Buch über einen interessanten Gegenstand,[2]) welcher damals wissenschaftlich noch gar nicht bearbeitet gewesen war, hatte ich auch geschrieben. Wenn das Werk unvollendet blieb, indem der zweite Band, das Verwaltungsrecht der Vereinigten Staaten enthaltend, nicht auch erschien, so trug ich nicht Schuld daran. Die Handschrift war völlig ausgearbeitet bis auf einige wenige Punkte, über welche ich noch Aufklärung und Ergänzung des Stoffes bedurfte; in zwei bis drei Wochen hätte dies können bereinigt sein. Allein ich wurde ohne Barmherzigkeit abberufen, um die mir indessen von dem

[1]) Statist. hist. and polit. account of the U. St. 1—3. Edinb. 1819.

[2]) Es ist die Schrift „Das Bundesstaatsrecht der Vereinigten Staaten von Nordamerika. I. Abt. Verfassungsrecht. Stuttgart 1824" gemeint, auf welche der Verfasser unten in dem Abschnitt „Schriftstellerei" noch ausführlich zu sprechen kommt.

Vater verschaffte Professur in Tübingen anzutreten. Es war sicher zu solcher Eile keine Notwendigkeit und das Opfer ohne alles Verhältnis zu dem Gewinne eines pünktlichen Anfanges der ersten Vorlesung; allein in solchen Dingen war meinem Vater keine Nachgiebigkeit abzuringen. Nicht nur ich, sondern auch andre haben es später vielfach bedauert. — Als einen Gewinn hatte ich endlich anzusehen, daß mir durch häufige Besuche der Deputiertenkammer Gelegenheit gegeben wurde, große Redner zu hören und dadurch einen Maßstab auch für diese geistige Begabung und Kunst zu erhalten. Ich habe Foy, Manuel, Casimir Périer, Villèle, Peyronnet, Chateaubriand auf der Rednerbühne gesehen.

Auch in Beziehung auf persönliche Bekanntschaft mit bedeutenden Männern und auf geselligen Verkehr war der Aufenthalt in Paris für mich — und für meinen Bruder Julius, mit welchem ich noch während eines Jahres zusammen war — erfreulich und fördernd. Die offizielle Empfehlung an den württembergischen Gesandten, einen Grafen Mülinen, einen sehr unbedeutenden Mann, hatte zwar keine weitere Folgen als einige Einladungen zu Tische und in Abendgesellschaften, sowie dann und wann die Verschaffung von Zutritt zur Deputiertenkammer, zu öffentlichen Festen und zu Sammlungen; allein andre Empfehlungen schlugen besser ein, und das übrige thaten günstige Zufälle und die freundliche Teilnahme von neu erworbenen Freunden, welche uns weiter bekannt machten. Ich möchte viererlei Kreise unterscheiden, in welche ich eintrat.

Am wenigsten ausgedehnt war meine Bekanntschaft in der Gelehrtenwelt. Außer einigen Professoren der Rechtswissenschaft, welche aber von keiner weiteren Bedeutung für mich waren und von denen nur das Haus des einen, Blondeau, eine angenehme Geselligkeit darbot, kam ich hauptsächlich mit dem oben bereits genannten amerikanischen Konsul Warden und dem als Geschichtschreiber und Herausgeber von Dokumenten bekannten Deguignes in Verkehr und sah einige Male Cousin, den ich übrigens erst bei einem späteren Aufenthalte genauer kennen lernte. Vor allem aber habe ich hier Cuviers zu erwähnen.[1] Er nahm mich, da ich ihm durch alte Freunde aus der Karlsakademie empfohlen war, sehr freundlich auf, so wenig leicht sonst der Zutritt zu ihm war, wenigstens für junge, unbekannte Leute. Nicht nur war ich zur Teilnahme an seinen regelmäßigen Gesellschaften, welche jeden Sonnabend stattfanden, eingeladen, wo ich denn eine Anzahl interessanter Männer aus allen Teilen der Welt wenigstens flüchtig kennen lernte, so namentlich Alexander v. Humboldt; sondern er öffnete mir auch seine Bibliothek, in welcher ein eignes Kabinett für die staatswissenschaftliche Litteratur, namentlich für englische Parlamentspapiere,

---

[1]) Vgl. oben S. 19.

bestimmt war. Cuvier hatte den Tic, sich auf seine Stellung als Staatsrat und als oberster Beamter der Universität weit mehr zu gute zu thun als auf seinen Ruhm als Gelehrter, überhaupt als Staatsmann aufzutreten; vielleicht aus dem Grunde, weil man ihn keineswegs allgemein in dieser Eigenschaft gelten lassen wollte und ihm wenigstens die Litteraten seinen Anschluß an die damalige reaktionäre Regierung sehr verdachten. So unterhielt er sich denn gern mit mir über staatliche Fragen und liebte es, mir über meine Studien Rat zu geben, welcher freilich in der Naturwissenschaft von größerem Werte gewesen wäre. Im übrigen kann ich mich keines Menschen erinnern, welcher mir einen so überwältigenden Eindruck von geistiger Macht gegeben hätte als Cuvier. Selbst äußerlich trat diese Kraft zu Tage. Sein großer, durch einen überreichen Haarwuchs noch größer erscheinender Kopf mit den geistreich vornehmen Gesichtszügen war eine außerordentliche Erscheinung.[1]) Er sprach viel und sehr gut, mit mir in Gesellschaft häufig deutsch und zwar in dem entsetzlichsten Stuttgarter Dialekte. — Bei den gelehrten Bekannten darf ich schließlich nicht unerwähnt lassen, daß ich viel umging mit dem später so berühmt gewordenen Chemiker Liebig, damals einem sehr jungen, auffallend schönen Mann,[2]) und mit seinem Landsmann, dem Professor Schulz aus Gießen, welcher später in Kurdestan erschlagen worden ist.[3])

Einen zweiten Kreis von Bekannten möchte ich den politischen nennen. Allerdings war Politik in jener Zeit das allgemeine Interesse; der Kampf der Liberalen und der unter dieser Maske auftretenden Bonapartisten mit der bourbonischen Restauration stand in höchster Blüte, und jedermann beteiligte sich dabei. Ich rede hier aber von Männern, welche aus Politik ihre wesentliche Beschäftigung machten. Der Zufall meiner Empfehlungen brachte es mit sich, daß ich — mit einziger Ausnahme des Baron Eckstein,[4]) welcher als Berichterstatter in der Allgemeinen Zeitung und auch wohl sonstwie royalistische und klerikale Politik trieb — nur solche kennen lernte, welche der liberalen Partei angehörten und zum Teil sehr weitgehenden Schattierungen derselben. Ich war an den preußischen Legationsrat Oelsner[5])

---

[1]) Cuviers Brustbild s. in „Das neunzehnte Jahrh. in Bildnissen" I Nr. 136.

[2]) Liebig geb. 1803 zu Darmstadt.

[3]) Friedrich Eduard Schulz, geb. 1799, a. o. Professor der Philosophie in Gießen 1822. Im Herbst dieses Jahres ging er nach Paris, um die neueren orientalischen Sprachen zu studieren, trat 1826 eine wissenschaftliche Reise an, die ihn in die wenigstbekannten Teile der Türkei und Persiens führen sollte und auf der er gegen Ende des Jahres 1829 an der Grenze von Inal-Huerile von seinen kurdischen Begleitern ermordet wurde (Scriba, biogr.-litt. Lexikon der Schriftsteller des Großherzogtums Hessen, II. 663—664).

[4]) Ein dänischer Jude Eckstein, vgl. Heyck, Die Allgem. Zeitung ..., 189—190.

[5]) Konrad Engelbert Oelsner, vgl. Heyck a. a. O. 168—169.

empfohlen, welcher, schon während der Revolution nach Paris gekommen, meines Wissens mit Sieyés verbunden gewesen war und nun den Auftrag hatte, unabhängig von der Gesandtschaft über die französischen Zustände, namentlich auch über das Gebaren der liberalen Partei zu berichten, überdies ebenfalls regelmäßiger Korrespondent der Allgemeinen Zeitung war. Obgleich nicht eben ein Mann von hervorragendem Talente, war er mir doch sehr nützlich; er kannte Frankreich sehr genau, war ein Mittelpunkt für politische Neuigkeiten und Besprechungen, und ich sah auf diese Weise nicht nur viele Politiker bei ihm, sondern wurde auch von ihm weiter eingeführt. So lernte ich zum Beispiel bei ihm Thiers kennen, damals ein junger Mann meines Alters, der an dem Constitutionel mitarbeitete und an seiner Geschichte der Revolution schrieb. Ich konnte, da er noch ganz unbekannt war, nicht durch den Ruf vorweg eingenommen sein; dennoch machte mir sein scharfer Verstand und namentlich seine plastische Darstellung im gewöhnlichen Gespräche einen ungewöhnlichen Eindruck. Oft habe ich später, als er der berühmte Staatsmann geworden war, lebhaft bedauert, daß ich einer Aufforderung, mit ihm einige Monate nach Montmorency zu gehen, wo er an seiner Geschichte arbeiten wollte, nicht gefolgt bin. Ein andrer merkwürdiger Mann, welchen ich durch Oelsner kennen lernte, war der bekannte Graf Schlabrendorf. Auch er war in der Revolution nach Frankreich gekommen, hatte sich mit den Girondisten verbunden, war nur durch einen fast unglaublichen Zufall dem Tode in der Schreckenszeit entgangen [1]) und nun bleibend in Paris geblieben. Seit der Restauration verließ er das Zimmer nicht mehr, sondern lebte — wohlbemerkt ein sehr reicher Mann — in unsäglichem Schmutze, mit langem, weißem Barte und in einen aus Flicken zusammengesetzten Schlafrock gehüllt, inmitten einer großen, aber gleichfalls mit Staub und Schmutz bedeckten Bibliothek, mit Politik, Wohlthätigkeit und irgend einer unmöglichen Maschine beschäftigt. Das Hotel, in welchem er im Jahre 1792 abgetreten war, hatte indessen zehnmal den Besitzer und Namen gewechselt; er war aber immer mit übergegangen; sein Reisewagen stand seit dreißig Jahren unter einem Schuppen im Hofe, unangetastet und unantastbar. Jeden Nachmittag empfing er zahlreiche Besuche, von welchen denn sehr wenig orthodoxe politische Gespräche geführt wurden und wo man nicht nur alle Neuigkeiten, sondern auch die geheimen Pläne der Liberalen hören konnte.

---

[1]) Gustav Graf v. Schlabrendorf. Wegen seiner Verbindungen mit den Girondisten wurde er zum Tode verurteilt. In dem Augenblick, da er sich fertig machen sollte, um zur Guillotine geführt zu werden, fand er seine Stiefel nicht. Die Häscher warteten den Erfolg weiteren Suchens nicht ab, vergaßen aber, den Grafen abzuholen, wie sie vorhatten (Allgem. dtsch. Biogr. XXXI. 320).

Endlich möchte ich noch erwähnen, daß ich, jedoch nicht hier, Paul Louis Courier kennen lernte, welcher eben damals durch seine vielfachen Preßprozesse und seine prachtvollen Flugschriften alle Welt beschäftigte und ergötzte. Er war übrigens nichts weniger als liebenswürdig im Umgange.

In eine dritte Schichte der Pariser Gesellschaft, nämlich in die vornehme offizielle Welt bonapartistischen Ursprungs, führte mich und meinen Bruder Herr David, der langjährige Generaldirektor des Zollwesens, ein. Ich hatte ihn durch bloßen Zufall kennen gelernt, er sich dann aber unsrer freundlichst angenommen, so daß namentlich mit meinem Bruder eine enge, lebenslängliche Freundschaft entstand. Er war Witwer, sah aber doch viele Gesellschaft bei sich; unter anderm erinnere ich mich, Scribe auf einem kleinen Haustheater einige seiner kleinen Stücke haben dirigieren zu sehen. David liebte es aber, uns auch in andern, zum Teile großen Häusern einzuführen, namentlich auf Bälle, wo wir, als des deutschen Walzers kundig, gut aufgenommen wurden. So zum Beispiel bei dem früheren Finanzminister Grafen Roy, welcher glänzende Feste gab, auf welchen zum Beispiel die Pasta sang; so bei Sémonville, dem Großreferendar der Pairskammer, bei einem Generalprokurator Ammelin und noch bei manchen andern, deren Namen ich jetzt vergessen habe. In diesen Gesellschaften sah ich denn die Marschälle, zum Beispiel Soult und Macdonald, viele Generale der Kaiserzeit, den späteren Herzog Pasquier und sonstige Männer dieser Stellung und Richtung; freilich ohne über ein kurzes gelegentliches Gespräch mit dem einen oder dem andern zu kommen. Eigentliche Royalisten reinen Wassers waren übrigens hier nicht zu finden; diese ralliierten Bonapartisten wurden von ihnen doch mit Mißtrauen betrachtet und auch wohl, trotz ihrer großen Namen, Aemter und Reichtümer, nicht als gesellschaftlich ebenbürtig gemieden. Von weiterem Nutzen als etwa dem der befriedigten Neugierde, der Bekanntschaft mit glänzenden Einrichtungen und der Gewohnheit der Bewegung in der großen Welt waren freilich alle diese Einführungen nicht; dagegen unterhielt ich mich vortrefflich auf den schönen Festen.

Endlich noch kam ich in Beziehungen zu einem streng royalistischen Kreise. Ein Hausfreund meiner Tante Meiners[1]) in Göttingen, Professor Soulanges d'Artaud, ein früherer Garde du Corps Ludwig XVI. und sodann Condéer, hatte mich bei seiner in Paris lebenden Familie eingeführt, welche aus einer alten, tauben Mutter, einer unverheirateten Schwester und aus der Frau und schönen Tochter seines Bruders Artaud de Montor, französischen Geschäftsträgers in Rom (auch als Schriftsteller[2])

---

[1]) Im Hause der Frau Professor Luise Meiners verkehrte v. Mohl während seines Aufenthaltes in Göttingen, vgl. oben S. 129.

[2]) Im geschichtlichen und kunstgeschichtlichen Fach.

bekannt) bestand. Diese höchst ehrenwerten Leute waren in der Revolution zu Grunde gerichtet worden; durch die Milliarde für die Emigrés kamen sie zwar später wieder zu bedeutendem Vermögen, während meines Aufenthaltes in Paris jedoch lebten sie äußerst zurückgezogen und in großer, wenn schon anständiger Beschränkung. Alle Freunde der Familie Artaud hatten gleiche Schicksale gehabt und waren in ähnlichen Verhältnissen. Nur einzelne wenige von ihnen hatten es bis jetzt unter den Bourbonen höher gebracht — es gehörten namentlich der Bischof Frayssinous [1]) und der Polizeipräfekt von Paris zu den häufigen Besuchern des Hauses —; die Mehrzahl war arm, wenigstens in sehr bescheidenen Zuständen. Die Lebensauffassungen in diesem Kreise und namentlich die politischen Ansichten waren mir höchst merkwürdig, weil durchaus fremdartig. Der Haß gegen die Revolution und alles, was mit ihr zusammenhing, war bitter; die königliche Familie erschien fast in einem Heiligenscheine, obgleich sich diese Leute persönlicher Gunst oder auch nur Erinnerung kaum zu erfreuen hatten; die Liberalen galten kaum für etwas Besseres als Straßenräuber; das Bestehende hatte nur den Wert eines kläglichen Provisoriums. Bemerkungen gegen solche Auffassungen wurden abgewiesen mit Hindeutungen auf die Guillotinierung der Eltern, das eigne Gefängnis unter der Schreckenszeit, die Notwendigkeit, als barfüßiger Hirtenknabe zu dienen, um dem Hungertode zu entgehen, die Not während der Auswanderung; und wenn auch in solchen Erfahrungen und Erinnerungen kein politischer Beweis lag, so konnte man der aus ihnen folgenden Stimmung menschliche Berechtigung nicht ganz ableugnen. Ich wenigstens habe in diesem Kreise billiger von besiegten Parteien und selbst von ihrer verstockten Blindheit urteilen gelernt. — Im übrigen waren es höchst liebenswürdige Menschen von dem feinsten geselligen Tone, nicht kopfhängerisch oder weinerlich, Reste altfranzösischer Lebensart und Lebensleichtigkeit. Namentlich war das ältere Fräulein Artaud ein Muster von bester Bildung und edelster Sitte, neben großer Frömmigkeit geistreich und graziös.

In diesen Beschäftigungen und geselligen Verhältnissen hatte ich fünfzehn Monate in Paris zugebracht, als ich Ende März 1824 schnell zurückgerufen wurde, um die außerordentliche Professur des Staatsrechtes an der Universität Tübingen, welche mir hauptsächlich auf Betreiben meines Vaters erteilt worden war, alsbald anzutreten. Gern wäre ich wenigstens noch einige Monate geblieben, namentlich auch um den zweiten Band meines Bundesrechtes der Vereinigten Staaten zu vollenden; allein es war kein Ausweichen. Ich reiste also über Straßburg, damals noch in drei Tagen von Paris bis an den Rhein, nach Stuttgart ab.

---

[1]) Bischof von Hermopolis.



Robert Mohl, geb. 17. August 1799.

25 Jahre alt. Im Familienbesitz.

Hiermit war denn meine systematische und absichtliche Erziehung und Ausbildung abgeschlossen. Ich war beinahe 25 Jahre alt, von denen ich zwölf auf dem Gymnasium, dreieinhalb auf Universitäten, gegen drei auf Reisen zugebracht hatte, und man hatte mich nun für reif genug erachtet, um andre zu bilden und selbständig Wissenschaft zu pflegen. Ein Urteil darüber, ob dem wirklich so war, welches Ergebnis überhaupt der lange Bildungsgang geliefert hatte, kann ich selbst nicht fällen. Einmal müßte ich hierzu aus mir herausgehen können, sodann aber bin ich nicht sicher, ob ich jetzt noch, nach fast einem halben Jahrhundert, meine damaligen Zustände vollständig und ungetrübt im Gedächtnis habe. Insoweit ich nun aber doch ein Urteil abgeben kann und soll, verhielt sich die Sache etwa folgendermaßen.

Von den Geisteskräften war logisch richtiges Denken und gesundes Urteilen einerseits, Sinn für Vollendung und Schönheit der Form, auch in litterarischen Werken, am meisten ausgebildet. Das Gedächtnis war genügend, wenn schon nicht außergewöhnlich; die Einbildungskraft reichte aus zur Vorstellung der Folgen eines neuen Gedankens in einer Wissenschaft oder einer Verbesserung von Lebenszuständen; eine poetische Begabung war nicht vorhanden; von Anlage zu metaphysischer Spekulation oder auch nur von Achtung vor einer solchen gar keine Spur; über eine nduktive Auffindung der Gesetze des Bestehenden ging ich nicht hinaus. — Meine ganze Bildung war wesentlich eine moderne. Das Altertum, sowie das Mittelalter interessierten mich nur, insofern sie sichtbar die Quelle jetzt noch bestehender Zustände waren oder diese durch Gegensätze verständlicher machten. Mit klassischer Litteratur zum Beispiel beschäftigte ich mich gar nicht, so daß das wenige Griechisch, was ich jemals gewußt hatte, bereits fast verflogen war. Selbst in der Kunst, für welche ich mich als Dilettant lebhaft interessierte, hatte ich wenig Verständnis für die antike Bildhauerei und Architektur; die moderne Malerei und die Baukunst der Renaissance standen mir weit näher. In der ausschließenden Beschäftigung mit dem jetzt vorhandenen Leben aber war meine ganze Richtung eine praktisch politische, das heißt es war mir lediglich darum zu thun, die Thatsachen und Gesetze der bestehenden staatlichen Zustände genau kennen zu lernen, aus den Prämissen die noch unentwickelten Folgerungen abzuleiten, endlich auf Lücken in den Einrichtungen und auf Verbesserungen derselben, so wie sich diese aus dem Stande der Wissenschaft ergaben, aufmerksam zu machen. Hierbei aber war ich vorwiegend der Befestigung und Erweiterung der Volksfreiheit zugeneigt, ohne daß ich jedoch irgend gegen die Regierungsnotwendigkeiten blind oder der Monarchie feindselig gesinnt gewesen wäre. Mein politisches Bewußtsein war das eines englischen Whigs, eines französischen Mitglieds der linken Mitte,

eines amerikanischen Föderalisten. Mein Wissen war mehr ausgedehnt als tief. Von den bestehenden staatlichen Zuständen in Amerika, England, Frankreich und im Deutschen Bunde war ich gut unterrichtet, wohl besser, wenigstens was deren Gesamtheit betrifft, als einer meiner damaligen Altersgenossen in Deutschland; im Völkerrechte, dem konstitutionellen Staatsrechte und der Nationalökonomie hatte ich Systeme und die hauptsächlichsten Grundsätze genügend inne; in Geschichte, Statistik, Geographie war ich hinreichend bewandert, um diese Hilfswissenschaften meines Hauptfaches nützlich anwenden zu können; in der eigentlichen Jurisprudenz mochte, mit Ausnahme des Römischen Rechtes, mein Wissen ausreichen zum Verständnisse und zur fehlerfreien Behandlung etwa vorkommender gelegentlicher Fragen; die wichtigeren neueren Sprachen verstand ich genugsam, um ungehindert die ganze fremde Litteratur benützen zu können. Ich hatte eine für mein Alter ungewöhnliche Bücherkenntnis und mochte überhaupt dafür gelten, durch Erziehung, Lektüre, geselligen Verkehr und Lebenserfahrung eine entschieden über dem Durchschnitt stehende allgemeine Bildung erworben zu haben. Dagegen war ich sehr wenig bewandert im älteren deutschen Staatsrechte und namentlich in den Quellen desselben, im Landesstaatsrechte, in der deutschen Staats- und Rechtsgeschichte; ich verstand fast nichts von Finanzwissenschaft, Polizei, Verwaltung; kurz, ich war in meinem eigensten Fache nur sehr lückenhaft gelehrt. Von sittlichen Eigenschaften durfte ich unweigerliche Pflichterfüllung in dem Sinne einer pünktlichen und ausdauernden Erledigung jeder mir positiv zufallenden Aufgabe in Anspruch nehmen; ich verstand zu arbeiten, und zwar sowohl rezeptiv als produktiv, und hatte die Gewohnheit von beidem; politischer Ehrgeiz war mir fremd, wohl aber strebte ich nach Anerkennung als Schriftsteller. An feinere Gestaltung des täglichen Lebens und an die Formen des geselligen Umgangs machte ich größere Ansprüche als in Gelehrtenkreisen, namentlich damals, Sitte oder auch nur gern gesehen war, und ich stand dadurch in Gefahr, hier mit Mißtrauen als ein Stutzer und Lebemann betrachtet zu werden.

So beschaffen, begann ich — soviel ich mich selbst zu beurteilen vermag — als selbständiger und für die Lösung der ihm gesteckten Aufgaben verantwortlicher Mann. Dies war meine Ausrüstung für den Weg und den Kampf des Lebens.



Drittes Buch.

Die Gelehrtenlaufbahn.

I.

Die Professur in Tübingen

von 1824—1845.

Zweiundzwanzig Jahre lang habe ich an der Universität Tübingen gelehrt, und ist mein ganzes Leben in der Erfüllung dieser Aufgabe und in sonstigen akademischen Geschäften und Interessen aufgegangen. Es war die Zeit meiner vollen Kraft, und ich habe, soviel ich irgend weiß, meine Stelle gut ausgefüllt, sowohl als Lehrer wie als Mitglied einer Korporation.

Es ist wohl zur Verständlichmachung der Einzelheiten zweckmäßig, daß ich der Aufzeichnung von persönlichen Erlebnissen und Beziehungen einige Bemerkungen über die Verfassung der Anstalt, an welcher ich zu wirken und in deren Atmosphäre ich zu leben hatte, voranschicke; dies um so mehr, als die Universität Tübingen in manchen wesentlichen Dingen verschieden war von andern deutschen Universitäten, namentlich sämtlichen neueren.

Allerdings war sie zu Anfang der zwanziger Jahre nicht mehr die selbständige mittelalterliche Korporation, welche sich selbst durch den aus sämtlichen ordentlichen Professoren bestehenden Senat unter dem Vorsitze eines halbjährig unter den vier Fakultäten wechselnden Rektors und unter einer Art von Kontrolle eines Kanzlers, der immer der älteste Professor der Theologie war, regierte, ihre Mitglieder selbst ernannte, von ihrem eignen Vermögen lebte, und nur gelegentlich unterstützt aus Mitteln des Kirchenguts oder der herzoglichen Rentkammer, Gerichtsbarkeit jeder Art über ihre Angehörigen hatte. König Friedrich hatte in seiner Umgestaltung des ganzen Staatslebens nach modernen, namentlich französischen Ideen und bei seiner entschiedenen Abneigung gegen alle selbständigen Organismen auch hier scharf eingegriffen. Die Universität wurde als Staatsanstalt erklärt, wie andre Lehranstalten unter das Kultusministerium gestellt; ihre Vermögensverwaltung ward mit der der Staatsdomänen verbunden, der nötige Zuschuß regelmäßig aus der Staatskasse geliefert; die Ernennung des Lehrerpersonals erfolgte durch den König auf Vorschlag des Ministeriums, und dem Senate blieb nur ein Vorschlagsrecht; den alten vier Fakultäten

wurden später unter König Wilhelm zwei neue beigefügt, eine katholisch-theologische und eine staatswirtschaftliche; eine Zeit lang war sogar ein am Orte residierender Kurator als Mittelstelle und unmittelbare Aufsicht bestellt.

Doch blieben immer noch manche Reste der früheren Zustände übrig. Die beratende, berichtende und begutachtende, in bestimmten Fällen beschließende Behörde blieb der Senat, auch jetzt bestehend aus sämtlichen ordentlichen Professoren, deren Zahl sich allmählich auf mehr als 30 belief, unter dem Vorsitze eines halbjährig nach der Reihenfolge der Fakultäten und in diesen nach dem Amtsalter wechselnden Rektors. Auch der Kanzler hatte seine Stellung als commissarius principis und als erster Votant im Senate behalten; er hatte das Recht, jedem Berichte des Senates einen geheim gehaltenen Beibericht anzufügen. Nur war die wichtige Neuerung eingetreten, daß der Kanzler vom Könige aus der Zahl der Professoren frei ernannt wurde und nicht mehr der älteste Professor der evangelischen Theologie war. Der Rektor bestellte die Referate nach seinem Gutfinden, wenn er nicht vorzog, selbst den Vortrag zu halten. Sitzungen fanden, fast regelmäßig, an allen Donnerstagen statt, an welchem Tage daher keine Vorlesungen gehalten wurden; die Anwesenheit der Mitglieder war aber keine sehr regelmäßige; manche erschienen kaum je. Dem Eintritte in den Senat mußte die Abhaltung einer Rede in der großen Aula vorangehen. Ein eigentümliches Recht des Senates war das Patronat über 28 Pfarreien, unter welchen vier katholische; auf volle Freiheit der Verleihung nach den allgemeinen Grundsätzen über Patronate wurde eifersüchtig gehalten und jeder Versuch des Konsistoriums sich einzumischen zurückgewiesen.

Die Fakultäten bildeten selbständige Kollegien unter einem wechselnden Dekan und waren teils vom Senate unabhängig, namentlich was die Verleihung der akademischen Grade und dergleichen betraf, teils hatten sie vorbereitende Gutachten, vor allem in Stellenbesetzungsfragen, an den Senat zu erstatten. Ihre Sitzungen waren seltener und nur wenn ein bestimmtes Geschäft sie erforderte. — Zur Besorgung untergeordneter Angelegenheiten bestanden Kommissionen, namentlich eine Disciplinarkommission und ein Verwaltungsausschuß, unter dem Vorsitze des Rektors und zusammengesetzt aus einigen Professoren.

Außerordentliche Professoren und Privatdozenten hatten keinerlei Anteil an der Leitung der Universitätsangelegenheiten. Jene wurden von der Regierung ernannt und bezogen einen ziemlich spärlichen Gehalt, hatten Staatsdienerrechte und -Pflichten; diese mußten sich durch öffentliche Verteidigung einer Dissertation habilitieren, von der Regierung bestätigt werden, erhielten aber, mit sehr seltenen Ausnahmen, keine Besoldung. Im ganzen wurden Privatdozenten nicht gern gesehen; man betrachtete sie eher als ein unruhiges und unzufriedenes, daher unbequemes Element.

In diese Verhältnisse trat ich also ein, und meine Bewegung in denselben war folgende:

Am 30. März 1824 wurde ich zum außerordentlichen Professor der Rechtswissenschaft ernannt, zu gleicher Zeit zur Teilnahme an der ersten juristischen Staatsprüfung berufen. Im Dezember des folgenden Jahres erfolgte auf Antrag der Fakultät meine Ernennung zum ordentlichen Mitgliede des Spruchkollegiums. Im März 1827 fand, anfänglich sehr gegen meinen Wunsch, meine Versetzung in die staatswirtschaftliche Fakultät statt, in welcher Stellung ich denn auch bis zu meinem Ausscheiden aus der Universität verblieb. Zweimal, in den Jahren 1835—1836 und 1841—1842 bekleidete ich das Amt des Rektors; acht Jahre lang, von 1836—1844 war ich Oberbibliothekar der Universität. Im November 1845 geriet ich aus politischen Gründen in Zerwürfnis mit der Regierung, sollte nach Ulm als Regierungsrat versetzt werden, nahm aber alsbald meine Entlassung und beendigte nur noch, an Ostern 1846, meine begonnenen Vorlesungen. Oft war ich Mitglied von Kommissionen, zum Beispiel für Disciplin, Verwaltung und so fort; viele Jahre lang hatte ich an den ersten Dienstprüfungen in den drei Ministerien der Justiz, des Innern und der Finanzen Anteil zu nehmen.

Daß ich nie Privatdozent war, sondern gleich als außerordentlicher Professor begann, war das Werk meines Vaters. Die ganz verkommene Juristenfakultät in Tübingen sollte erneuert werden, und es war damals nicht das System der württembergischen Regierung, Berufungen Fremder vorzunehmen, sondern, wenn immer möglich, junge Männer aus dem Lande, welche etwas versprachen, allmählich heranzuziehen, so wie man die Laufbahn zum Oberjustizrate als Referendar begann, dann Assessor wurde. So waren denn meine kaum um einige Jahre älteren Freunde Karl Georg Wächter und Scheurlen von Anfangsstellen in der Justiz zu ordentlichen Professoren ernannt worden, und Karl Wächter (später Freiherr von Wächter-Spittler), Assessor bei dem Gerichtshofe in Tübingen, erhielt die Erlaubnis zu Vorlesungen mit Nachsicht von Amtsgeschäften. Meine Zulassung zum Lehramte hatte also an sich keinerlei Schwierigkeiten; allein weniger leicht ging es, was mein Vater verlangte, daß ich sogleich zum außerordentlichen Professor ernannt werde. Ich hatte damit nichts zu thun, war noch in Paris; allein mein Vater wendete seinen Einfluß bei dem Ministerium an, um es durchzusetzen. Teils hatte er, der Zögling der Karlsakademie und selbst einige Jahre Professor an derselben gewesen war, wohl kaum ein richtiges Verständnis vom Privatdozententum, teils aber bewog ihn die allerdings praktisch ganz richtige Erwägung, daß ich bei einer, etwa durch einen Ruf veranlaßten Beförderung alsbald ordentlicher Professor werden würde, während ich als Privatdozent nur auf eine außerordentliche Professur

Anspruch haben würde. Minister Schmidlin[1]) gab, was ich ihm nicht verdenken kann, ungern nach und ließ es mich dann wenigstens dadurch entgelten, daß er mir nur den niederst möglichen Gehalt (400 Gulden) bewilligte; allein die Berechnung meines Vaters erwies sich als richtig. Als ich fast alsbald einen Ruf nach Dorpat erhielt, wurde mir wirklich eine ordentliche Professur, wenngleich erst nach Ablauf von zwei Jahren, in Aussicht gestellt und dann auch, ehe ich 27 Jahre alt war, zu teil. Daß dies in der staatswirtschaftlichen und nicht in der juristischen Fakultät sein sollte, war eine weitere kleine Bosheit Schmidlins, die mir aber thatsächlich wenig schadete, da ich keine Aenderung in meinen Vorlesungen eintreten zu lassen brauchte. — Das weitere Aufrücken in höhere Gehaltsklassen erfolgte nach der Ordnung des Dienstalters; eine größere Zulage erhielt ich aus Gelegenheit eines Rufes nach Freiburg. Ueberhaupt bot meine Dienstlaufbahn bei der Universität Tübingen bis zur Schlußkatastrophe nichts Besonderes mehr dar.

Ich eröffnete meine Lehrthätigkeit mit einer Vorlesung über württembergisches Staatsrecht, welche denn auch während meines ganzen Aufenthaltes in Tübingen meine Hauptgrundlage blieb. Eine systematische Darstellung des vaterländischen öffentlichen Rechtes war ein vollständig neues Unternehmen. In der Litteratur bestand nichts dieser Art, und an der Universität war bisher nur deutsches Staatsrecht in Eichhornscher Art oder, richtiger gesprochen, nach einem Eichhornschen Hefte von Professor Michaelis[2]) vorgetragen worden, wobei nur eine gelegentliche Bemerkung über eine württembergische Einrichtung dann und wann eingeschaltet wurde. Michaelis verstand nichts von der Sache, war träge und gewissenlos und pflügte nur mit fremdem Kalbe. Meine Neuerung bestand aber nicht bloß in der eignen Darstellung des württembergischen Rechtes, sondern auch in der Behandlungsart desselben. Anstatt das System und die Methode eines Patrimonialstaates vorauszusetzen und die ganze alte Auffassung und Terminologie der Reichspublizisten nachzuschleppen, brachte ich die konstitutionelle Auffassung zur Anwendung, wie sie in Frankreich, wenn auch noch nicht in geschlossenem Systeme, so doch monographisch, zum Beispiel von B. Constans, in jüngster Zeit aufgekommen war. Mein Unternehmen fand bald Beifall; die anfänglich nur schwach besetzte Vorlesung (ich fing mit acht Zuhörern an) wurde in den nächsten Halbjahren immer zahlreicher besucht, so daß sie mit der Zeit eine der frequentesten und hervorragendsten wurde und blieb. Auch die Heraus-

[1]) Christoph Friedrich v. Schmidlin, Minister des Kirchen- und Schulwesens 1821—1830.

[2]) Adolf Michaelis, geb. 1795, a. o. Professor in Tübingen 1820, o. Prof. 1822.

gabe meines Werkes über den Gegenstand,[1]) ein für Vorlesungen immer gefährliches Unternehmen, schadete ihr nicht.

Weitere Hauptvorlesungen waren über Encyklopädie der Staatswissenschaften, sodann etwas später über Polizeiwissenschaft. Beide ebenfalls immer gut besucht. Nebenbei las ich in den ersten Jahren über Statistik; nicht ohne Beifall, allein ich gab nach einigen Jahren die Sache wieder auf, da meine eignen Erinnerungen von Reisen allmählich veralteten, die Bibliothek aber mir so gut wie nichts an neuen Werken lieferte, während ein Privatmann nur schwer eine vollständige statistische Litteratur sich anschaffen kann. In einer öffentlichen Sammlung werden Schriften dieser Art mit der Zeit geschichtlicher Stoff, für den Privaten aber ein nutzloser Ballast. — Weitere Vorlesungen, von untergeordneter Bedeutung oder nur versuchsweise gehalten und bald wieder aufgegeben, waren: Verwaltungsrecht, ein damals noch wenig bearbeiteter Gegenstand, welchem ich, wie ich jetzt wohl einsehe, nicht gewachsen war und der mich daher auch nicht befriedigte; sodann, nur einmal, Geschichte der französischen Revolution.

Ich arbeitete meine Vorlesungen sehr sorgfältig aus, auch stilistisch; bemühte mich aber von Anfang an, einen freien Vortrag zu gewinnen, so daß die Hefte mir nur zur Vorbereitung und Auffrischung des Gedächtnisses dienten, allenfalls zur Aushilfe im Falle einer vorübergehenden geistigen Verstimmung oder einer Vergeßlichkeit. Namentlich aber ließ ich dieselben nicht veralten. An den einmal gewählten Systemen änderte ich zwar selten mehr und nur aus entschiedenen Gründen, allein ich war eifrig bemüht, immer das Neueste, sei es aus der Gesetzgebung, sei es aus der Litteratur, gehörigen Ortes einzutragen, beziehungsweise danach Aenderungen vorzunehmen. Namentlich war dies im württembergischen Staatsrechte der Fall. Ich darf wohl sagen, daß ich während 20 Jahren keine Nummer des Regierungsblattes oder des Schwäbischen Merkurs, besonders aber kein Protokoll einer der beiden Kammern vorübergehen ließ, ohne zu prüfen, ob sich nicht aus dem Angeordneten oder Gesprochenen ein Zusatz oder eine Abänderung für mein württembergisches Staatsrecht ergebe, und ohne eintretendenfalls die Verbesserung alsbald vorzunehmen. — Daß ich einen glänzenden Vortrag gehabt hätte, kann ich nicht behaupten. Einmal bin ich überhaupt zum Redner nicht angelegt, und rhetorische Phrasen zu machen, war mir immer ein Greuel; sodann schien mir der Katheder zu ernsten wissenschaftlichen Erörterungen und nicht zum Schönreden, Flunkern und Beschmeicheln der Studenten bestimmt zu sein. Doch lernte ich immerhin leicht reden und gewann Sicherheit im Ausdrücken und in der Verfolgung des Gedankenganges.

---

[1]) „Das Staatsrecht des Königreichs Württemberg", I. II. Tübingen 1829. 31. Vgl. unten den Abschnitt „Schriftstellerei".

Der Beifall als Dozent ist mir nicht schnell zugeflogen, sondern nur allmählich durch Leistungen gewonnen worden. Ich war, als ich meine Vorlesungen mit einem bis dahin unerhörten Fache begann, fast fünf Jahre von Tübingen abwesend gewesen, und keine Tradition knüpfte an mich an (während zum Beispiel meinem Freunde Karl Wächter, welcher zu gleicher Zeit mit mir zu lehren begann, die Burschenschaft ihre Mitglieder aus allen Fakultäten in seine Vorlesung über Naturrecht befehligte, ihrem ehemaligen Sprecher zur Ehre und Unterstützung); meine Erscheinung und Lebensweise, welcher man den länger Gereisten doch ansah, waren der Mehrheit der Studierenden nicht eben sympathisch: ich fing also, wie bereits bemerkt, klein an, und erst nach und nach setzte ich mich in der Ueberzeugung und Ueberlieferung fest, daß bei mir etwas zu lernen sei. So wurden allmählich meine Vorlesungen gut besucht, und ich hatte in den späteren Jahren in den Hauptvorlesungen immer zwischen 50 und 100 Zuhörern, was in den damaligen Verhältnissen der kleineren Landesuniversität immerhin ganz anständig war,[1]) sogar zu den Ausnahmen in den Fachwissenschaften gehörte.

Ich bin oft gefragt worden, wie ich es habe zu stande bringen können, neben den Vorlesungen, welche ich nicht leicht genommen habe, noch so ausgiebig litterarisch thätig zu sein. Das Geheimnis war ein einfaches; es hieß: großer Fleiß und geregelte Lebensweise. Es ist vielleicht nicht ohne Nutzen für diesen oder jenen jungen Mann (am liebsten wäre es mir, wenn für einen meiner Nachkommen), wenn ich etwas ausführlicher über meine Anwendung von Zeit und Kraft als Professor in Tübingen rede. Man wird sehen, daß die Erfolge, welcher Art sie gewesen sein mögen, nicht unverdient waren.

Vom ersten Tage meines Aufenthaltes in Tübingen bis zum letzten bin ich, im Sommer und im Winter, vor vier Uhr morgens aufgestanden, habe mir, solange ich keine eigne Bedienung hatte, Feuer im Ofen gemacht und die Frühstückmaschine in Bewegung gesetzt. So hatte ich drei bis vier Stunden Zeit der tiefsten Stille, um für meine Vorlesungen zu arbeiten, und war früher, als mancher andre sein Lager verließ, bereits in der Lage, zu andern Beschäftigungen überzugehen. Es war mir nicht schwer, bis Mittag ununterbrochen zu arbeiten; dann aber nahm ich ein Gabelfrühstück und ruhte eine Stunde aus oder machte, im Winter, einen Spaziergang. Nun wieder Arbeit bis abends sechs Uhr, wo ich, und zwar solange ich unverheiratet war, zu Hause und allein speiste. Damit

[1]) Von 1824—1829 betrug die Zahl der Studierenden der Rechtswissenschaft im Semester wenig über 100; 1830—1838 sank sie noch unter diese Durchschnittsziffer, um von 1839—1846 rasch und wesentlich zu steigen (Statistik der Universität Tübingen 129).

war denn aber die Tagesaufgabe gelöst; ich ging nun zu einer befreundeten Familie oder, im sogenannten Museum, in Männergesellschaft, im Sommer möglichst weit zu Fuße. Später fand ich Reiten eine zweckmäßigere Bewegung, namentlich auch deshalb, weil dasselbe die Lunge nicht in erhöhte Thätigkeit setzt, somit ein alsbaldiges Niedersitzen zur Arbeit ohne Beschwerde möglich ist, was nach einem längeren Spaziergang nicht gut angeht. Nach meiner Verheiratung brachte ich natürlich meine freie Zeit in der eignen Familie oder mit befreundeten zu. Abends oder nachts habe ich niemals gearbeitet, kaum leichtere Dinge gelesen.

Eine solche angestrengte Ausnutzung der Zeit machte natürlich eine sehr geregelte und mäßige Lebensweise nötig. Nur ausnahmsweise ging ich daher von ihr ab, namentlich hielt ich, wenn immer möglich, auf frühes Zubettgehen, was mir denn auch zur andern Natur geworden ist, in späteren Verhältnissen nicht selten bis zur Beschwerlichkeit. Da ich nie gespielt und nie getrunken habe, so konnte ich auch mit leichter Mühe meine Zeit nach meinem Belieben einteilen. Allein zu speisen ist allerdings weder angenehm noch auch zweckmäßig; es blieb mir aber keine andre Wahl, da ich in der kleinen Stadt keine Tischgesellschaft abends fand. — Hier will ich aber keineswegs die Vorstellung erweckt haben, als sei ich in diesen jungen Jahren ein sauertöpfischer Sonderling gewesen. Nichts weniger; ich fühlte mich und lebte als ein kräftiger junger Mann; ich hatte eine Freude an schönen Pferden und eleganter Kleidung; ich war hübsch eingerichtet und hielt mir, sobald ich die Mittel dazu hatte, einen stattlichen Diener (zum großen Skandal der guten Stadt, in welcher ein solcher Luxus ohne Beispiel war). Liebeleien kosteten mich allerdings keine Zeit; hübsche Mädchen gab es zu dieser Zeit kaum in Tübingen, wenigstens nicht nach meinem Geschmacke; eine leidenschaftliche Neigung zu einer Dame in Stuttgart nahm, hauptsächlich durch die Abneigung meiner Eltern gegen die Familie derselben, einen unglücklichen Verlauf; und so schmerzlich mir dieses war, so griff es doch nicht in meine täglichen Gewohnheiten störend ein; Bekanntschaften leichter Art habe ich nie gepflegt. — Als verheiratet widmeten wir uns gern der Geselligkeit, sahen viele Menschen, namentlich auch junge Leute bei uns; allein meine gewohnte und nötige fleißige Verwendung des Tages durfte nicht darunter notleiden. Etwas älter geworden, bekam ich Freude an Gärten und legte auch einen solchen, in nächster Nähe meiner Wohnung und mit schöner Aussicht, ganz neu an.

Zu einer beherrschenden Liebhaberei, welcher ich mich, die Wahrheit zu gestehen, über die Gebühr und über meine Verhältnisse ergab, wurde meine Bibliothek. Ich habe immer eine Freude an Büchern gehabt und brachte auch, teils von mir selbst schon auf der Universität und auf Reisen

gesammelt, teils durch Plünderung der alten reichsstaatsrechtlichen Litteratur meines Vaters, eine ziemliche Anzahl mit nach Tübingen. Hier ging ich denn aber an eine systematische und nie rastende Vermehrung. Teils brauchte ich allerdings, da mir die Universitätsbibliothek nur weniges in meinen Fächern bot, viele neue Bücher, namentlich bei der Art meiner Arbeiten, bei welcher ich auf die möglichst vollständige Benutzung der Vorgänger und auf reichliche Nachweisung der Litteratur Gewicht legte. Teils aber verfiel ich in die Sammlermanie. Es war zum Beispiel allerdings notwendig, daß ich sämtliche Schriften über das württembergische öffentliche Recht zur Hand hatte; allein nur Liebhaberei war es, daß ich eine vollständige Sammlung aller sich auf Württemberg in irgend einer Richtung beziehenden Schriften anlegte, so also nicht bloß von allgemeinen und lokalen geschichtlichen Arbeiten, sondern auch von dem, was in naturwissenschaftlichen Dingen geschrieben war, wie über Bäder (weit über 100 Nummern), über die Flora von Württemberg, Lebensbeschreibungen und so fort. Ich brachte aber durch jahrelang fortgesetzte Benutzung jeder Erwerbsgelegenheit eine Sammlung zusammen, welche ihresgleichen nicht hatte, selbst nicht auf der Stuttgarter Oeffentlichen Bibliothek, von der Universitätsbibliothek gar nicht zu reden. Ich hatte eine, wie ich glaube, lückenlose Sammlung aller encyklopädischen Schriften über Staatswissenschaften, der systematischen sowohl als der alphabetisch geordneten. Mein deutsches Staatsrecht vom Rheinbunde an war ebenfalls komplett, und selbst von den partikularrechtlichen Schriften besaß ich ausnahmslos alle irgend nennenswerten. Ich hatte eine ganz bedeutende, wenn freilich auch lange nicht vollständige Sammlung von Schriften über Amerika. Und so weiter. — Daß eine so beträchtliche eigne Bibliothek mir bei meiner Schriftstellerei sehr zu gute kam, ist selbstverständlich. Ich hatte in der Regel das, was ich nachzulesen oder auch nur nachzuschlagen hatte, unter der Hand, ersparte also viel Zeit, welche das Aufsuchen in fremden Sammlungen erfordert hätte, und ließ mich mit leichter Mühe vollständig sein. Ich hätte ohne meine Bibliothek weder mein württembergisches Staatsrecht noch meine Polizeiwissenschaft so schreiben können, wie ich es gethan habe, meine Geschichte und Litteratur der Staatswissenschaften gar nicht. Freilich hatte die Münze auch gar sehr ihre Rückseite. Eine solche Sammlung kostete natürlich viel Geld, so daß das Honorar für meine eignen Arbeiten zum großen Teil nur zur Ausgleichung meiner Buchhändlerrechnungen diente; überdies erforderte die immer steigende Ausdehnung der Bibliothek auch einen bedeutenden Raum, welcher zunächst eine allmähliche Ausdehnung meiner Junggesellenwohnung nötig machte, später zur Herstellung zweier stattlicher Bibliothekzimmer führte, aber nicht eben zur Vermehrung der häuslichen Bequemlichkeit diente. Zwar ent-

äußerte ich mich von Zeit zu Zeit einer Abteilung, an welcher ich die Freude verloren hatte oder mit deren Gegenstand ich mich nicht mehr beschäftigte, zum Beispiel meiner statistischen, sowie meiner amerikanischen Werke; später auch, als ich von Heidelberg nach Frankfurt übersiedelte, meiner ganzen württembergischen Sammlung (welche die Tübinger Bibliothek vernünftigerweise erwarb); allein die Lücken wurden immer wieder schnell ausgefüllt, so daß sich meine Bibliothek immer wieder auf etwa 10000 Bände erhob. Schließlich wurde mir — um mit der Sache hier abschließen zu dürfen — doch dieser Besitz zu beschwerlich und auch zu teuer bei wiederholten Umzügen, welche immer wieder große Transportkosten und noch größere für neue Einrichtung von Bibliothekzimmern erforderten. Ich schied daher, als ich von Frankfurt nach München zog, die gesamte schöne Litteratur und mein notwendigstes Handwerkszeug aus und ließ das übrige, bei weitem den größeren Teil, zu meiner Tochter Helmholtz in Heidelberg, in Kisten verpackt, bringen. So halfen mir die Bücher freilich nichts; überdies verlor die Sammlung mit jedem Jahre mehr den Vorzug, bis auf die neueste Zeit fortgesetzt zu sein; als daher zu gleicher Zeit ich von München nach Karlsruhe, mein Schwiegersohn Helmholtz aber nach Berlin zog, entschloß ich mich mit schwerem Herzen, die ganze in Heidelberg stehende Sammlung nach Amerika zu verkaufen und zwar an das Yale College in Connecticut, welches im Wetteifer mit Harvard College bei Boston, das die Sammlung des Nationalökonomen Rau gekauft hatte, ebenfalls eine staatswissenschaftliche Bibliothek erwerben wollte. Der Verkauf wurde durch das unterseeische Kabel abgeschlossen, und ich hatte den Wechsel zur Bezahlung in der Hand, ehe ein Buch von der Stelle gerückt war. Freilich war der von mir geforderte Preis sehr mäßig; 7500 Gulden bezahlten nicht viel mehr, als mich der Buchbinder allmählich gekostet haben mochte. Ein Bibliomane ist ja auch wählerisch im Bande.

Ich würde übrigens ein falsches Bild von meiner Wirksamkeit und von meiner Stellung in Tübingen geben, wenn ich nur meiner Thätigkeit als Lehrer und als Schriftsteller (von letzterem später) Erwähnung thun wollte. Ein großer Teil meiner Bemühungen, also auch meiner Zeit, war der Besorgung von anderweitigen Universitätsangelegenheiten gewidmet, und wenn ich auch jetzt nach 30 Jahren seit meinem Abgange von Tübingen dort nicht ganz vergessen bin, so beruht dies nicht auf einer Tradition von meinen Vorlesungen, eine solche wird ja kaum je lokalisiert, sondern auf der Erinnerung an das, was ich für Verbesserung und Erweiterung der Universität im ganzen und einzelner ihrer Anstalten habe wirken können.

Die bedeutendste dieser Leistungen, welche mir allerdings die meiste

Freude machte, aber auch eine große und kostbare Zeit während meiner besten und zum Schaffen geeignetsten Jahre kostete, war meine achtjährige Versehung der Stelle eines Oberbibliothekars.[1]) Ich darf wohl sagen, daß das Bibliothekwesen der Universität durch mich ein ganz neues Leben erhielt und daß ich diesem wichtigsten aller Institute einer Hochschule erst die ihm gebührende und unentbehrliche Stellung verschaffte. — Ich traf die Bibliothek in einem sehr ungenügenden Bestande und überdies mit verwahrloster Verwaltung. Noch als ich meine Studien in Tübingen begann, also kaum 20 Jahre früher, war die Universitätsbibliothek geradezu ein Skandal. Sie stand in drei übereinanderliegenden, gegen die Straße zu unterirdischen, unheizbaren Räumen (in welchen jetzt die mineralogische und paläontologische Sammlung untergebracht ist); war einmal in der Woche geöffnet; der Pedell versah das Ausleihegeschäft; der Oberbibliothekar, immer der Aelteste in der philosophischen Fakultät, bekümmerte sich nicht das geringste um die Sache, welche nur als eine Veranlassung zu einer Zulage von 100 Gulden betrachtet wurde; der jährliche Fonds betrug einige hundert Gulden, und von diesen hatte man noch ein Kapital von 2000 Gulden aufgesammelt und auf Zinsen ausgeliehen. Der Bestand war erbärmlich, kaum etwas andres als Theologie, ältere geschichtliche Quellensammlungen und eine endlose Sammlung von juristischen Dissertationen. Außerdem war die von Spittler, welcher bekanntlich als Minister in Stuttgart starb, hinterlassene Bibliothek irgendwie der Universität zugefallen; sie war aber unbedeutend und stand, nicht eingereiht, neben dem Reste in dem untersten der drei Gewölbe. Zum Glücke bestand noch neben dieser elenden Sammlung eine der Universität, wenigstens den Professoren, zugängliche, ganz beträchtliche Bibliothek einer Familienstiftung, der v. Gremppschen, zugehörig. Sie mochte immer 10—15000 Bände stark sein, erhielt jährlichen Zuwachs für einige hundert Gulden und enthielt auch neuere Werke, freilich wie sie eben der Administrator für gut fand anzukaufen. Die Sache war jedoch allmählich selbst dem damaligen Senate trotz seines engen Gesichtskreises und seines Klebens am Alten zu arg geworden. Man nahm endlich wenigstens einen Anlauf zum Besseren.

Es wurden ein tüchtigerer Oberbibliothekar (Dresch), ein Unterbibliothekar (Clossius)[2]) und ein eigner Bibliothekdiener ernannt, auf dem Schlosse Hohentübingen ein großer Saal, früher Arsenal, anständig, wenn

---

[1]) Auf Grund der hier folgenden Aufzeichnungen und weiteren Aktenmaterials hat Oberbibliothekar Dr. Geiger in Tübingen eine Abhandlung, „Robert v. Mohl als Vorstand der Tübinger Universitätsbibliothek 1836—1844“, verfaßt, die im Centralblatt für Bibliothekswesen XVII. (1900), 161—191 veröffentlicht ist.

[2]) Die beiden Bibliothekare sind uns schon oben S. 94 begegnet.

auch nicht ganz zweckmäßig, für die Bibliothek eingerichtet,[1]) ebenso ein heizbares Lesezimmer, ein Katalog, richtig nach der Anlage, aber liederlich in der Ausführung, angefertigt, schließlich die Bibliothek in die neuen Räumlichkeiten gebracht und als ein Ganzes aufgestellt. Ich selbst habe als Student bei dieser Uebersiedlung freiwillige Dienste geleistet.[2]) Wie klein der Bestand der Bibliothek damals war, mag der der Oertlichkeit Kundige daraus ermessen, daß der ganze Vorrat nur eben die unteren Schränke in dem großen Saale füllte, die oberen Repositorien und die Galerien unbesetzt blieben. Leider hielt jedoch der damals gemachte Fortschritt nicht nachhaltig an. Dresch verließ Tübingen; der neue Oberbibliothekar Bohnenberger, im übrigen ein vortrefflicher Lehrer der Physik, war schlimmer als irgend einer seiner Vorgänger; betrat wohl, obgleich ebenfalls im Schlosse wohnend, die Bibliothek kaum je; Clossius kam nach Dorpat; die Gremppsche Familie verlangte eine Wiederausscheidung ihrer Bücher und Aufstellung in einem eignen Saale. Kurz, es war mit Ausnahme der besseren Lokalitäten und einer etwas größeren Dotation fast wieder der alte Zustand. Erst nach Bohnenbergers Tod ging es etwas besser. Der neu ernannte Oberbibliothekar Herbst,[3]) Professor der katholischen Theologie, hatte Sinn für die Vermehrung des Bestandes und zwar nicht bloß in seinem Fache; er trug auf eine, freilich immer noch höchst bescheidene Erhöhung der Dotation an; besuchte die Anstalt häufig. Da nun zu gleicher Zeit die öffentliche Bibliothek in Stuttgart ihre aus den eingezogenen Klöstern rührenden Dubletten nach Tübingen abzugeben hatte, für die neuen Fakultäten (die katholisch-theologische und die staatswirtschaftliche) verhältnismäßig bedeutende Summen[4]) ausgeworfen wurden, so nahm die Bibliothek allmählich so zu, daß nicht nur der untere Saal ganz gefüllt, sondern auch der Ausbau weiterer Räume notwendig wurde. Es war besser, aber noch lange nicht gut. Herbst war kein Geschäftsmann, noch weniger ein Organisator und viel zu schüchtern im Fordern. Zwölf Jahre habe ich als Professor mich mit einer solchen Bibliothek behelfen müssen, und es war daher entschuldbar genug, wenn es überhaupt einer Entschuldigung bedarf, daß ich mir selbst so viele Bücher kaufte. — Da starb Herbst im Sommer 1836 unerwartet in den besten

---

[1]) Man findet eine Abbildung und kurze Beschreibung des großen Bibliotheksaals in seinem gegenwärtigen Zustand in „Tübinger Blätter" III. 21—22, vgl. I. 44.

[2]) Vgl. S. 95.

[3]) Johann Gottlieb Friedrich Bohnenberger starb 1831. Wider Erwarten wurde nicht Mohl, sondern der Orientalist J. G. Herbst vom Senat als Nachfolger vorgeschlagen, der denn auch 1832 zum Oberbibliothekar ernannt wurde (Geiger a. a. O. 169).

[4]) 400 Gulden und 300 Gulden (Geiger a. a. O. 168).

Jahren [1]), und ich wurde vom Senate zum Oberbibliothekar vorgeschlagen. Mit Vergnügen nahm ich an. Daß ich ein großes Opfer brachte, war mir freilich klar, und zwar ein Opfer an Wirksamkeit als Schriftsteller und an Geld. Der Gehalt von 100 Gulden bezahlte ja kaum die Schuhsohlen für den täglichen, in der Regel zweimaligen Gang auf das Schloß; allein die Liebhaberei für Bücher und der Entschluß, der Universität eine ihrer würdige und für sie genügende Bibliothek zu schaffen, überwogen unbedenklich.

Meine Ueberzeugung, daß es anders als bisher werden müsse, und mein Entschluß, einen ganz andern Geist in das Bibliothekwesen zu bringen, stand fest. Allein die Vollziehung war schwer genug; es sah bei näherer Betrachtung weit schlimmer aus, als ich mir gedacht hatte, wohin ich blickte, waren Unordnungen, Ungehörigkeiten, Mängel. Von einer Organisation des Dienstes war eigentlich gar keine Rede. Die Bibliothek war, um nur einiges zu erwähnen, morgens geschlossen, niemand anwesend. Wenn jemand schnell ein Buch brauchte oder nachmittags nicht kommen konnte, mußte er sich die Schlüssel bei dem Diener holen und mochte nun zusehen, ob er sich zurechtfinde. Für alle und jede Geschäfte bestand nur ein kleines Zimmer, welches zu gleicher Zeit auch als Lesezimmer für die Studenten und zur Aufstellung des Katalogs diente, überdies den Durchgang zum Ausleihelokal abgab, welches seinerseits in einer Art von vergitterter Kasematte eingerichtet war, das zu gleicher Zeit die Münzsammlung der Universität beherbergte. Für den Oberbibliothekar war gar keine Gelegenheit zur Arbeit und auch kein Raum zu einer solchen. An Katalogen bestand nur ein eingebundener alphabetischer Katalog, welcher in zwanzig Jahren so sehr mit späteren Einträgen überladen worden war, daß man sich nur mit großer Mühe und nie mit Sicherheit zurechtfinden konnte. Allerdings war noch ein zweites Exemplar auf losen Blättern vorhanden, welches man, sei es als alphabetisches Verzeichnis hätte gebrauchen, sei es wenigstens als Grundlage für einen Realkatalog hätte benutzen können; allein es lag in einem uneingerichteten Raume auf alten Tischen und Brettern umher. Ein Buch für den Buchbinder wurde nicht geführt, diesem nicht vorgeschrieben, wie er zu binden habe, daher natürlich die unsinnigsten Fehler. Wenn bei einer Buchhändlerlieferung irgend ein Fehler vorfiel, so wurde das Buch, weil ein „Anstand" dabei obwaltete, in den obenerwähnten Raum für den zweiten Katalog, gleichsam in eine „Totenkammer", gelegt, und dort schlief es den Schlaf des Gerechten; niemand sah mehr danach. Hunderte von Bänden und ganzen Werken

---

[1]) 49 Jahre alt. — Das in einem kurzen Satz bestehende Schreiben, mit welchem sich Mohl um die Stelle bewarb, s. bei Geiger a. a. O. 172.

waren auf diese Weise für den Gebrauch verloren. Die Zeitschriften und die in Lieferungen erscheinenden Werke lagen bunt durcheinander in Schränken verschlossen, für niemand zugänglich und wurden oft jahrelang nicht gebunden. Das ganze Personal bestand aus einem Unterbibliothekar und einem Diener. Dieser letztere war zum Glück brauchbar und willig; desto schlimmer aber der bekannte Swedenborger Tafel als Unterbibliothekar. Er hatte nicht den mindesten Sinn für die Bibliothek; seine Stelle betrachtete er nur als eine Veranlassung zu einem Gehalte und zu einer freien Wohnung, welche ihm die Mittel gäben, möglichst ungestört an seiner Lebensaufgabe, nämlich an der Verbreitung der Lehre seines Meisters Swedenborg, zu arbeiten. Nicht nur schrieb er unaufhörlich Bücher darüber,[1]) sondern er hatte auch eine eigne Druckerei errichtet, um die Werke Swedenborgs wieder aufzulegen, und führte ein ausgedehntes buchhändlerisches Geschäft, um dieselben in die ganze Welt zu schicken, namentlich nach England und nach Nordamerika. Auf der Bibliothek war er, obgleich auf dem Schlosse wohnend, so wenig als möglich, und selbst dann arbeitete er, wenn es irgend anging, an seinen eignen Dingen. Darüber kam begreiflicherweise alles, was ihm durch die Hand ging oder gehen sollte, in Verzögerung. Ganze Haufen von Büchern, welche er in das Einlaufjournal einzuschreiben hatte, bedeckten seinen Arbeitstisch. Nichts war in der Ordnung als das Rechnungswesen, weil er hier die Verantwortung fürchtete. Die Buchhändler freilich beklagten sich bitter über Schikane und Verzögerungen, welche bei dem oben angedeuteten Verfahren begreiflich genug waren.

Es war mir, als ich von dem Zustand der Dinge Kenntnis genommen hatte, alsbald klar, daß ich, um diesen Augiasstall zu säubern, damit anfangen müßte, mit eigner Person zu bezahlen. Ich verlegte also meine Vorlesungen auf Frühstunden und auf den Abend und ging alle Tage von neun bis zwölf Uhr auf die Bibliothek, sehr häufig, namentlich anfangs auch wieder nachmittags. Einen Arbeitstisch ließ ich mir vorläufig in der besagten „Totenkammer“ einrichten und begann dann Hand an das Werk zu legen.

Vor allem ordnete ich an, daß die Bibliothek auch morgens eröffnet und den Professoren zugänglich, das Dienstpersonal aber anwesend sei. Ich stieß, wie ich erwartet hatte, bei Dr. Tafel auf den heftigsten Widerstand, welchen ich aber alsbald durch die Bitte beseitigte, mir seine Gründe dafür, daß er als Staatsdiener nur zwei bis drei Stunden tägliche Arbeit schuldig zu sein glaube, schriftlich einzureichen, welche ich unverweilt dem

---

[1]) S. das Verzeichnis bei Klüpfel, Geschichte und Beschreibung der Universität Tübingen, 506, Anm. 1.

Ministerium zur Entscheidung vorlegen wolle. Er war klug genug, es hierauf nicht ankommen zu lassen, und fügte sich. Hierauf regelte ich das Ausleihegeschäft auf eine für das Publikum bequemere und weniger zeitraubende Weise, namentlich auch durch Aufstellung eines Kästchens in der Stadt zum Einlegen der Verlangzettel. Nun ging ich persönlich an das Chaos der aus irgend einem Grunde beanstandeten oder nicht geordneten Bücher und Lieferungen. Es zeigte sich, daß diese Arbeit bei einigem Verstande und gutem Willen gar nicht so schwer zu bewältigen war, sondern daß nur Trägheit, Unordnung und Gleichgültigkeit den Wust hatten aufkommen lassen. In einigen Wochen war alles bereinigt, lagen die Zeitschriften in einem für sie gefertigten Repositorium zu bequemem Gebrauche, die lieferungsweise erscheinenden Werke geordnet in andern Aufbewahrungsorten. Während dieser Zeit ließ ich mir die „Totenkammer" als Arbeitslokal und zur Aufstellung der eben angegebenen Schränke und für die Kataloge einfach, aber anständig einrichten. Bis zu einem eignen Direktionszimmer verstieg sich mein Ehrgeiz nicht, auch war ich am liebsten in der Mitte der Arbeiten und der Arbeitenden. Nun war es Zeit, an eine Vermehrung und Verbesserung des Personals zu gehen. Daß es mit Tafel, und gar mit ihm allein, nicht gehen könne, lag auf der Hand. Er war ebenso unfähig als unwillig zu irgend einer wissenschaftlichen oder die Einrichtung verbessernden Arbeit. Ueberdies war er mir persönlich, seitdem ich ihn zur Anwesenheit am Morgen genötigt hatte, bitter feind, und ich habe, obgleich ich ihm zu einer sicher nicht verdienten Entschädigung für die Mehrarbeit eine Zulage verschaffte, auch später seine Stellung verbesserte, niemals zu ihm in ein freundliches Vernehmen kommen können.[1]) Er blieb widerwillig, feindselig, tückisch. Vier Jahre nach meiner Niederlegung des Oberbibliothekariats und lange nachdem ich Tübingen verlassen hatte (ich war gerade Reichsminister), reichte er eine umfangreiche Anklageschrift über meine Bibliothekverwaltung bei dem Akademischen Senate ein, welcher ich aber die Ehre des Lesens oder gar einer Beantwortung nicht erzeigte, und zwar mit voller Zustimmung des Senates.[2]) Daß aber nicht ich die Schuld des widrigen Verhältnisses trug, mag schon der Umstand beweisen, daß auch meine Nachfolger in keinem besseren Benehmen zu Tafel standen. Es blieb mir nichts übrig, als ihn ganz beiseite zu lassen für alle wissenschaftlichen und organisatorischen Arbeiten und ihn auf das Rechnungswesen, das Einlaufsjournal und dergleichen mehr mechanische Geschäfte zu beschränken. Um so nötiger war Verstärkung des

---

[1]) Mohl war stets darauf bedacht, die äußeren Verhältnisse aller seiner Untergebenen günstig zu gestalten (Geiger a. a. O. 175).

[2]) Tafel erhielt vom Senat und vom Ministerium einen Verweis (Geiger a. a. O. 190).

Personals. Damit mußte ich jedoch langsam gehen, um nicht Widerspruch beim Senate oder beim Ministerium zu finden. So trug ich zuerst auf Bestellung eines zweiten Unterbibliothekars an, als welche ich dann das Glück hatte, nacheinander Adalbert Keller, später als Kenner und Herausgeber mittelalterlicher Werke weit bekannt, dann Klüpfel,[1]) den Litterarhistoriker und politisch-geschichtlichen Schriftsteller, zu erhalten; zwei treffliche, eifrig für die Bibliothek sich interessierende und arbeitende Männer, welche zu jeder wissenschaftlichen Arbeit befähigt waren, mit denen ich alle Pläne und Anschaffungen besprechen konnte, kurz, deren Kopf und Herz auf dem rechten Flecke waren, und mit welchen ich lebenslang freundschaftlich verbunden blieb. Außerdem verschaffte ich mir zuerst einen litterarisch gebildeten Schreiber, einen abgebrannten Theologen, dann, als das Geschäft wuchs, einen zweiten Kopisten, endlich noch einen zweiten Diener. Nun konnte der innere Dienst und der gegenüber dem Publikum in richtiger, rascher Weise besorgt werden, und er wurde es auch. Die Bibliothek hatte schon nach einigen Monaten ein ganz andres Aussehen, aber auch ein ganz andres Ansehen. Sie wurde viel häufiger benutzt und besucht. Professoren und selbst einzelnen genau bekannten Studenten stand der Zutritt in die Säle selbst frei, und es ist keinerlei Mißstand daraus entstanden. An Anerkennung und Dank fehlte es nicht, und bald war ich sicher, jeden irgend ausführbaren Antrag zur Verbesserung der Anstalt im Akademischen Senat und von dem Ministerium willfährig genehmigt zu sehen. Allein damit war denn schließlich doch nur äußere Ordnung geschaffen, und es lag mir nun am Herzen, den wissenschaftlichen Gebrauch der Anstalt zu fördern. Hierzu war nötig eine durchgreifende Verbesserung des Katalogwesens, sodann und hauptsächlich eine reichliche Vermehrung des Bestandes.

Ersteres erforderte nicht sowohl beträchtliche pekuniäre Mittel als eine wohlüberlegte, weitaussehende, aber mit strengster Folgerichtigkeit durchgeführte Arbeit des Personals. Nach reiflicher Ueberlegung und Beratung entschied ich mich denn für folgendes System. — Der bis jetzt allein im Gebrauche befindliche eingebundene alphabetische Katalog, welcher durch allmähliche neue Einträge verunstaltet und unsicher zu gebrauchen war, sollte im Lesezimmer zu notdürftiger allgemeiner Benutzung aufgestellt bleiben. Dagegen wurde beschlossen, das zweite auf lose Blätter verzeichnete Exemplar des Katalogs (welches glücklicherweise fortgeführt war), als alphabetischen Katalog für die bibliographischen Arbeiten der Beamten zu verwenden, zu diesem Zwecke aber es in eine große Anzahl von mäßig

---

[1]) Keller war nur 1837—1841 zweiter Unterbibliothekar; in seine Stelle rückte sofort K. Klüpfel ein (Geiger a. a. O. 183).

großen Fascikeln abzuteilen, jeden derselben zwischen zwei starke Pappebogen von gleicher Größe zu legen und das Ganze in einem dazu bequem eingerichteten Repositorium im inneren Arbeitszimmer aufzustellen. Jedes neu angekommene Buch wurde sogleich, je nach dem Falle, entweder auf ein neues Blatt oder auf das schon vorhandene Blatt des betreffenden Autors eingetragen, und ich hielt strenge darauf, daß solche neue Eintragungen jeden Tag eingereiht wurden, der Katalog somit immer ganz vollständig und zuverlässig für den Gebrauch war. Die Einrichtung erprobte sich vollständig, und ich ziehe sie auch jetzt noch allen sonstigen Kataloganordnungen vor, welche ich auf andern großen Bibliotheken habe kennen lernen. Die anfänglich gehegte Befürchtung, daß solche lose Fascikel beim Gebrauche zu Boden fallen und dadurch eine große Mühe der Wiederordnung veranlassen möchten, hat sich lediglich nicht verwirklicht. In den acht Jahren meiner Verwaltung ist dies nie vorgekommen. Daß ein späterer Oberbibliothekar gleich bei seinem Amtsantritte diesen Blätterkatalog einbinden ließ, war ein großer Fehler, welcher bei längerer Erfahrung sicher vermieden worden wäre, nun aber nicht mehr zu ändern ist.

Die Hauptaufgabe aber war zweitens, einen Real- und Standkatalog, welcher ganz fehlte, anzulegen. Daß dies eine sehr große, viele Jahre zur Vollendung in Anspruch nehmende Arbeit sei, war einleuchtend; sie konnte aber nicht erspart werden. Nachdem ich mir Proben von der Einrichtung solcher Kataloge von fremden Bibliotheken verschafft und sie verglichen hatte, entschied ich mich über Format, Einteilung und Liniierung der Seiten, bestellte eignes, schönes und haltbares Papier. In betreff der innern Organisation des Katalogs hatte ich freilich keine freie Hand und konnte ich nicht an die Durchführung eines frei geschaffenen Ideals denken. Darüber nämlich, daß die schon von Dresch eingeführte Einteilung der Bibliothek in etwa zwölf große, durch lateinische Majuskeln bezeichnete Hauptfächer, sowie das System der Abteilung derselben in eine größere oder kleinere Anzahl von Unterfächern, endlich die Bezeichnung der einzelnen Werke mit arabischen Ziffern beibehalten werden müsse, konnte keinem Zweifel unterliegen; eine Abänderung hätte nicht nur eine Umstellung der ganzen Bibliothek, sondern auch eine Korrektur jedes einzelnen Katalogeintrags nötig gemacht. Dieses System war sicher nicht tadellos; allein es konnte wenigstens im Bedürfnisfalle durch Aufstellung neuer Unterfächer leidlich verbessert werden. Wir begannen zum Versuche mit einer der kleineren Abteilungen, mit der orientalischen Philologie, und als sich die Sache durch Schaffung zahlreicher Unterabteilungen erprobte, gingen wir ernsthaft an die Sache. Allmählich mehrten sich die Bände (denn dieser Katalog wurde unter Beifügung gehörigen leeren Raumes gebunden) und jetzt — 1875 — ist die ganze, indessen so großartig

angewachsene Bibliothek unter Festhaltung des von mir bestimmten Planes längst vollständig katalogisiert. Will man, nachdem die Grundlage gewonnen ist, bei freier Zeit und im Besitze entsprechender Kräfte noch weiter gehen und nun die allerdings zum Teil noch sehr großen Unterfächer weiter bearbeiten, zum Beispiel die französische Geschichte zerlegen in Memoiren, Kirchengeschichte, Revolutionsgeschichte, Geschichte Napoleons I. und so weiter, so mag man dies ohne Störung und ohne Uebertreibung thun zum Danke der Benützenden.

Im übrigen habe ich, nach den ersten Probearbeiten, an dieser Katalogisierung nicht selbst Anteil genommen, sondern sie nur beständig überwacht. Ich hatte andres zu thun.

Mein Hauptaugenmerk war nämlich eine möglichst schnelle und große Vermehrung des Bestandes der Bibliothek. Sie war durchaus nicht ausreichend für den Gebrauch einer Universität. Die Aufgabe war freilich keine leichte bei den so beschränkten regelmäßigen Einkünften und bei den an eine Universitätsbibliothek allseitig gestellten Forderungen. Es sollten die nur allzu großen Lücken ausgefüllt und alle wichtigen neu erscheinenden Werke angeschafft werden. Hierzu war ein System, welches mir in billiger Weise freie Hand ließ, und war namentlich die Beschaffung größerer Mittel nötig. Ersteres erreichte ich durch eine Abteilung des etatsmäßigen Einkommens zwischen den Fakultäten und einem mir verbleibenden Teile. Die Vorschläge der Fakultäten waren allerdings nicht unbedingt vorschreibend, allein sie mußten doch, zur Vermeidung von Beschwerden, möglichst berücksichtigt werden. Glücklicherweise wurden für manche große und zum Teile kostspielige Fächer nichts verlangt, weil die betreffenden Professoren eigne schöne Bibliotheken besaßen. So zum Beispiel Schrader im Römischen Rechte, Rapp in der Theologie, mein Bruder Hugo in der Botanik, ich selbst in den Württembergica und in den Staatswissenschaften. Allerdings entstanden dadurch immer größere Lücken; allein man konnte, und wie der Erfolg zeigte mit Recht, hoffen, daß einst diese Sammlungen so oder so der Universität zufallen würden und damit alles wieder ins Gleichgewicht komme. Meinen bescheidenen Dispositionsfonds aber wußte ich durch verschiedene Mittel, zuweilen in beträchtlichem Maße, zu vergrößern. Zunächst verbrauchte ich das der Bibliothek gehörige verzinsliche Kapital kurzweg und zwar lediglich zum Ankaufe spanischer Bücher, was große Verwunderung, auch wohl Mißbilligung, aber auch lebhaften Dank andrerseits zur Folge hatte. Dann erbat ich mir, wenn es möglich war, bei der Feststellung des Jahresetats der Universität einen außerordentlichen Zuschuß. Hauptsächlich aber forderte ich, wenn der Abschluß der Jahresrechnung einen unverwendeten Ueberschuß nachwies — was fast immer der Fall war wegen unbesetzter Stellen und dergleichen —, keck eine größere Summe,

welche ich wenigstens teilweise zu erhalten pflegte.[1]) Endlich machte ich, namentlich zu dem letzteren Zwecke, Schulden bei den Buchhändlern, was mehrere Jahre lang gut ging, aber doch endlich vom Ministerium untersagt wurde. Auf diese Weise kam ich doch zu einer Summe von 10 000 bis 12 000 Gulden, in guten Jahren auch wohl mehr; damit war denn schon etwas zu machen. Ich sorgte vor allem für die sehr verwahrloste Geschichte, namentlich für französische und englische, sowie für große Reise- und Kupferwerke, zum Beispiel über Aegypten. Dann aber kaufte ich gern ganze Bibliotheken, weil sie, bei manchem Unbrauchbaren, doch die Sammlungen eines ganzen Lebens enthalten und verhältnismäßig sehr wohlfeil erworben werden.[2]) So zum Beispiel eine große medizinische Bibliothek in Zürich (die des Professors v. Pommer), eine bedeutende, aus lauter Prachtausgaben moderner Klassiker aller Sprachen bestehende Bibliothek der Familie v. Hermann in Memmingen, die von Warnkönig in den Niederlanden zusammengebrachte Sammlung der dortigen Landesgeschichte. Auf meiner Reise nach Italien machte ich sehr beträchtliche Ankäufe, namentlich in Neapel, aus den Fächern der Landes- und Ortsgeschichte, der Philologie, Nationalökonomie. Auch war ich nicht müde und nicht blöde, bei fremden Regierungen, mit oder ohne Vermittlung, mir amtlich herausgegebene Schriften zu erbitten, in der Regel mit Erfolg. Endlich hatte die Bibliothek unter meiner Verwaltung das Glück, von dem ehemaligen Oberbibliothekar Reuß in Göttingen, einem geborenen Württemberger,[3]) seine ganz beträchtliche Privatbibliothek als Vermächtnis zu erhalten; freilich unter der Bedingung einer besonderen Aufstellung, welche ich jedoch durch Verwendung bei den Erben thatsächlich zu beseitigen wußte. Im ganzen konnte ich so die Bibliothek sehr bedeutend vermehren, so daß sie wohl bei meinem Rücktritte vom Amte doppelt so groß war, als ich sie antrat, und überdies in weit größerem Verhältnisse brauchbar. Sie ist seitdem wohl noch einmal um das Doppelte gewachsen und jetzt ohne Zweifel eine der schönsten, wo nicht die schönste Universitätsbibliothek in Deutschland, mit Abrechnung der Göttinger. Alle diese Anschaffungen besorgte ich denn selbst, ließ mir von niemand etwas einreden, wenngleich natürlich Vorschläge machen, führte die Korrespondenz mit Buchhändlern, Antiquaren, Eigentümern selbst. Diese freie Thätigkeit war meine Belohnung und meine Freude; sie entschädigte mich für die großen Opfer an Zeit und Geld. Daß dabei dann und wann eine Liebhaberei mit unterlief, will ich nicht leugnen; der Bibliothekar, welcher solche nicht hat, ist sein Salz nicht

[1]) Die Nachweise im einzelnen s. bei Geiger a. a. O. 177 f.

[2]) Der Kaufpreis für einzelne Sammlungen wird von Klüpfel a. a. O. 501—502 angegeben.

[3]) Daß Mohl sich hier irrt, wurde oben S. 128 Anm. 1 bemerkt.

wert: aber im ganzen war ich unparteiisch und sah auf das Ganze, und namentlich durchaus unselbstsüchtig. Ich hatte mir am ersten Tage vorgesetzt, niemals ein Buch aus meinen eignen Fächern zu kaufen. So hatte ich denn, natürlich dann und wann einen Verdruß abgerechnet, Anerkennung und Dank in vollem Maße, und mein Rücktritt, als ich nach acht Jahren doch wieder mir und meinen litterarischen Arbeiten angehören wollte, wurde allgemein bedauert.[1])

Ich bin unverhältnismäßig ausführlich über diese Bibliothekverwaltung geworden. Es mag mir zu gute gehalten werden, denn an keine Phase meiner Wirksamkeit denke ich so gern zurück, weil ich mir bewußt bin, nichts besser gemacht zu haben. Gar viele Menschen glauben, sie haben ihren eigentlichen Lebenszweck verfehlt; und so will denn auch mir gelegentlich beigehen, ich wäre eigentlich am besten Vorstand einer großen Bibliothek gewesen. Nur freilich hätte diese bedeutende Mittel und ich ganz freie Hand haben müssen.

Im übrigen war die Bibliothekverwaltung keineswegs der einzige Gegenstand der Universitätsangelegenheiten, um welchen ich mich bekümmerte und wo ich Erfolge erreichte. Ich nahm im Gegenteile an allen Angelegenheiten der Hochschule lebendigen Anteil, besuchte die Senatsversammlungen sehr regelmäßig, war häufig und fast immer in großen und weitläufigen Fragen Referent.

Mein Einfluß, zusammen mit dem meiner näheren Freunde, von deren Zusammenhalten ich weiter unten sprechen werde, war ein bedeutender. Namentlich benutzte ich die Jahresberichte, welche ordnungsmäßig zu erstatten waren und welche ich gewöhnlich verfaßte, zu einer eingehenden Besprechung aller Universitätsanstalten und zu Vorschlägen oder wenigstens Anbahnung von Verbesserungen. Ich weiß, daß diese Berichte, auf deren formelle Güte ich große Mühe verwendete, nicht nur bei dem Ministerium Beachtung fanden, wie auch der Erfolg nachwies, sondern daß sie auch der König gern las. Von mir, sprach er sich aus, erfahre man doch auch die Wahrheit.

Ich will nur einige der bedeutenderen Angelegenheiten erwähnen, an deren Durchführung ich einen wesentlichen Anteil hatte.

---

[1]) In seinem Rücktrittsgesuch, das am 7. August 1844 genehmigt wurde, führt Mohl an: „Die mir persönlichen Gründe sind eine angegriffene Gesundheit, welche der Führung eines so mühevollen und zeitraubenden Nebenamtes nicht mehr gewachsen ist, ohne sehr empfindliche Beeinträchtigung meiner Bestimmung als Lehrer und Gelehrter; sodann die mir durch Erfahrung nachgewiesene subjektive Unfähigkeit, mich innerhalb eines so künstlichen Etatswesens zu bewegen, wie das der Universitätsbibliothek ist und wohl auch immer bleiben wird“ (Geiger a. a. O. 189).

Zunächst setzten Professor Widenmann [1]) und ich eine Vergrößerung des botanischen Gartens durch. Es stand in demselben eine große unbedeckte Reitbahn und ein allerdings altes, aber noch im Gebrauch befindliches Reithaus. Wir machten nun einen umfassenden Plan zur Verlegung. Es sollte ein vor der Stadt stehendes großes Oekonomiegebäude gekauft, in demselben unten die Ställe für die zwölf vom Staate der Universität zum Reitunterricht geliehenen Hengste des Landbeschälerstalles, oben die Wohnung des Stallmeisters eingerichtet, nebenan ein großes steinernes Reithaus erbaut, zur Deckung wenigstens eines Teiles der Kosten der alte, dadurch frei werdende Marstall verkauft werden. Wunderbarerweise fand der Plan im akademischen Senate vielen Widerstand; er erschien den alten Herren ganz ungeheuerlich. Als er jedoch endlich auf ein Referat von mir durchgesetzt war, ging die Regierung ohne alle Schwierigkeiten darauf ein. [2])

Später handelte es sich von dem großen Unternehmen, ein neues Universitätshaus zu bauen. Die Zustände der für die Sammlungen und für die Vorlesungen bestimmten Räumlichkeiten waren geradezu skandalös und überdies für die Bedürfnisse weder zahlreich noch geräumig genug. Nur die für die Universitätsverwaltung, also zu den Sitzungen des Senates, der Fakultäten, Kommissionen, für den Rektor und Amtmann, für Prüfungen dienenden Gelasse, sämtlich in dem oberen Stockwerke des alten Universitätshauses (neben der Kirche) befindlich, waren ihrem Zwecke entsprechend, anständig und hell, mit schöner Aussicht. Aber schon die zur ebenen Erde in demselben Gebäude befindliche große Aula war, obgleich geräumig genug, häßlich, niedrig, auf unförmlich dicke Balkensäulen gestützt. Die Auditorien aber gar waren unglaublich elend. Ursprünglich hatte die Universität deren nur zwei gehabt, ein Aestivum und ein Hibernum; beide dunkel, kalt, schwer zu heizen, das letztere sogar unterirdisch und nur gegen die Neckarseite frei. Allmählich waren noch einige andre dazu gekommen, zum Teil erst in meiner Studentenzeit. Man verwendete das sogenannte Fakultätshaus der Juristen (in der Münzgasse, jetzt Schulhaus) und gewann dadurch einen großen, aber sehr dunkeln, im Winter kaum brauchbaren Saal, ein nicht viel größeres Zimmer und zwei Mansarden. Später wurde noch ein weiterer halbunterirdischer Saal unter der Aula für die staatswirtschaftliche Fakultät eingerichtet. Dies war denn alles,

---

[1]) W. Widenmann, ord. Professor der Forstwissenschaft und Landwirtschaft (vgl. S. 167, Anm. 2).

[2]) Etwas ausführlicher berichtet Klüpfel a. a. O. 516—517 über die Verbesserung des botanischen Gartens. Vgl. auch den Situationsplan in der Festschrift „Die unter ... König Karl an der Universität Tübingen errichteten und erweiterten Institute der naturwissensch. und medizin. Fakultät“ S. 46.

und es wäre natürlich gar nicht auszukommen gewesen, wenn nicht die beiden theologischen Fakultäten Hörsäle in ihren Seminarien gehabt hätten, welche sie dann auch zuweilen, wenn auch ungern, zu ungeschickten Stunden und nur zu philologischen Vorlesungen von andern benutzen ließen. Dabei war die Ausstattung dieser Räumlichkeiten unglaublich schlecht. Die älteren waren mit jahrhundertealtem, verfaulendem, schwarzbraunem Holze getäfelt; die Thüren öffneten unmittelbar auf die Straße, Subsellien und Tische waren von der schlechtesten und unbequemsten Beschaffenheit; für Beleuchtung bestand gar keine Vorrichtung. Jeder brachte sein Lichterstümpfchen in der Tasche mit und klebte es auf den Tisch, und nur in einige der begünstigten Hörsäle brachte die Magd des Pedellen einige Talglichter, für welche dann am Ende des Halbjahres bezahlt wurde. Zu all diesem kam noch, daß in keinem dieser Häuser ein Pedell oder Diener wohnte, sie also oft in sehr störender Weise unzugänglich waren.

Was die Sammlungen und Institute betraf, so waren nur einige leidlich untergebracht, so das physikalische Kabinett, die (übrigens seit vielen Jahren in Ermanglung eines Astronomen nicht benutzte) Sternwarte, die neu entstandene und sich durch Quenstedts Eifer rasch vermehrende mineralogische und paläontologische Sammlung; und zwar alle drei auf dem Schlosse, somit beschwerlich zum Gebrauche. Das chemische Laboratorium war höchst ungenügend in der gewölbten alten Schloßküche eingerichtet; Raum für Arbeiten von Schülern bestand gar nicht. Die Sammlung von technischen Modellen für Gewerbekunde und Landwirtschaft überfüllte einige der unterirdischen Räume unter dem Universitätshause; die Zoologie war zerrissen in verschiedenen, auf zwei weit getrennten Bergen stehenden Lokalen; die ausgestopften Tiere auf dem Schlosse, Präparate und Skelette in der menschlichen Anatomie, wo sie dieser den Raum ins unerträglichste beengten; für Botanik war gar nichts vorgesehen, die Herbarien lagen auf dem Boden des Gewächshauses im botanischen Garten, für die Vorlesungen wurden die Pflanzen in irgend ein Auditorium in die Stadt gebracht, wo sie dann wohl mehrere Tage hintereinander liegen blieben und eine Art von riechender Streu bildeten. Endlich war der Zustand des akademischen Krankenhauses ein ganz unhaltbarer. Autenrieth hatte seinerzeit mit bewunderswerter Energie einen Anfang zu schaffen gewußt, indem er es dahin brachte, daß die alte Burse, ein Ueberrest der mittelalterlichen Kontubernien, ihm zu einer Klinik überlassen und notdürftig dazu umgebaut wurde. Es war aber nie völlig passend gewesen und allmählich ganz unzureichend geworden. Fast die Hälfte des Hauses war für zwei Professorenwohnungen in Beschlag genommen; eine innere Klinik bestand eigentlich gar nicht, da Autenrieth nur eine ambulatorische Klinik wollte; für chirurgische und geburtshilfliche Klinik war der Raum viel zu eng; Kindbettfieber stehend im Hause.

Wir Jüngeren, welche eine Emporhebung der Universität auf den Stand andrer Hochschulen auch in diesen Dingen anstrebten, waren darüber längst einig, daß hier von Grund aus geholfen werden müsse. Nach vielen Beratungen und Plänen wurden wir darüber einig, daß nur große Neubauten wirkliche Abhilfe zu gewähren vermögen; die Mittel schienen uns aber erreichbar bei den in jenen langen Friedensjahren günstigen Finanzzuständen des Staates und bei der Gesinnung des Königs, welcher zwar keine Initiative in Universitätsangelegenheiten hatte, aber doch auf Vorschläge bereitwillig einzugehen schien. Es wurde also unter uns beschlossen, vorwärts zu gehen, und zwar wurde mir die Entwerfung eines ausführlichen Berichtes und Vorschlages übertragen. — Ich schilderte nun die bestehenden Zustände, zwar drastisch, aber doch nicht übertreibend; schlug dann vor: 1. den Bau eines neuen Universitätshauses, in welches die erforderliche Anzahl von Auditorien und sämtliche Amtsgelasse für Senat, Fakultät, Kanzlei und so weiter, endlich die große Aula zu stehen kommen sollten; links und rechts von diesem stilgemäße Nebengebäude für Chemie und Botanik nebst Wohnungen für die betreffenden Professoren; 2. die Erbauung eines Krankenhauses für innere und für chirurgische Kliniken. In die dadurch leer werdenden Räumlichkeiten schlug ich vor bisher schlecht untergebrachte Sammlungen zu verlegen und hierzu auch das für seinen nächsten Zweck nicht mehr gebrauchte und nach jetzigen Begriffen auch kaum mehr taugliche Kanzelariatshaus (in der Münzgasse) zu verwenden, das Fakultätshaus aber, als ganz unbrauchbar, zu verkaufen. Der mit großer Sorgfalt ausgearbeitete Bericht fand zwar natürlich manche Zweifel und Ausstellungen im Senate, wurde aber doch schließlich angenommen. Eine Zeitlang war nichts von der Sache zu hören, als ich, in den Ferien bei meinen Eltern in Stuttgart mich aufhaltend, den Befehl erhielt, andern Morgens in Tübingen zu sein, da der König Einsicht von den Universitätsgebäuden nehmen wolle. Der König ließ sich nun von mir von Haus zu Haus, von Raum zu Raum führen, in der Stadt und auf dem Schlosse; selbst die Karzer, welche leider leer waren, wollte er sehen. Längere Zeit äußerte er sich nicht entschieden; endlich aber, als ich ihn in das sogenannte Aestivum geführt hatte, wendete er sich um und sagte zu mir: „Lieber Mohl, ich muß Ihnen doch Abbitte thun. Ich habe beim Lesen Ihres Berichtes gedacht, daß der junge Herr wieder einmal die Farben stark auftrage; aber wahr ist, daß ich hier herein meine Pferde nicht stellen würde.“ (Dies bezog sich auf eine Phrase in dem Berichte, daß die Hörsäle zum Teile zu schlecht für Pferdeställe seien.) — Nach dieser Einsichtnahme des Königs wurden die Neubauten im Grundsatze genehmigt, und es ging nun an die Verhandlungen im einzelnen. Dieselben waren nicht ohne Schwierigkeiten. Richtige Bauplätze waren nicht leicht zu finden; es

mußte, als sie gewählt waren, die Landstraße auf eine gute Strecke verlegt, eine Brücke umgebaut werden; sodann und hauptsächlich aber erhob der Finanzminister Anstände gegen die Bausumme und der vom Staate bestellte Architekt allerlei Einwendungen gegen Einzelheiten in den Plänen. (Er ist namentlich an der nicht zweckmäßigen Stellung der Aula schuld, welche den für die Vorlesungen bestimmten Teil des Hauses ganz abscheidet von dem andern für die Verwaltung bestimmten Teile, welcher auf diese Weise überflüssigen und doch nicht leicht zu Vorlesungen verwendbaren Raum enthält. Ich hatte dies anders projektiert.) Die Sache zog sich hin, und ich hatte viel mit ihr zu thun; doch endlich konnte mit dem Bau begonnen werden. Der damals in Tübingen studierende Kronprinz, jetzt König Karl, legte im März 1840 den Grundstein, und ich als Rektor hatte die Festrede dabei zu halten.[1]) Bei der im Herbste 1845 erfolgenden Einweihung des Universitätshauses war ich zwar auch noch in Tübingen anwesend und selbst dem Namen nach im Amte; allein die Katastrophe wegen meines Wahlschreibens war bereits angebrochen, ich war bei den zu den Feierlichkeiten erschienenen Ministern persona ingratissima geworden und wurde nicht beachtet. Natürlich zog ich mich denn auch, aber mit bitteren Gefühlen, bald ganz zurück. Keiner meiner Kollegen hatte den Mut, meiner Verdienste bei diesen Gelegenheiten zu erwähnen; und doch darf ich auch heute noch sagen, ohne mich wäre ohne allen Zweifel diese ganze Umgestaltung des Aeußeren der Universität gar nicht oder doch nicht in so durchgreifender Weise zu stande gekommen.

Eine dritte amtliche Aufgabe, welche mich während meiner ganzen Tübinger Zeit viel beschäftigte, ist weniger ein Gegenstand von zufriedener Rückerinnerung, nicht bloß wegen des nur sehr teilweise erlangten Erfolges, sondern weil ich auch nicht fest überzeugt sein kann, das Richtige gewollt zu haben, mir sogar gestehen muß, in einigen wichtigen Fällen entschieden fehlgegangen zu sein. Es ist dies die Emporbringung und Leitung der staatswirtschaftlichen Fakultät. Sehr gegen meinen Willen war ich Mitglied derselben geworden; allein aus Ueberzeugung und aus Ehrgeiz wollte ich sie, da ich nun doch bei derselben war, heben und ihr in dem Studiensysteme die rechte Stellung verschaffen. Dazu hatte ich allerdings zeitweise, aber doch auch nur zeitweise, tüchtige Gehilfen, zuerst Widenmann, später Fallati; aber es gelang eben doch vieles nicht.

Als ich im Jahre 1827, zu gleicher Zeit mit Widenmann, als ordentlicher Professor in die staatswirtschaftliche Fakultät eintrat, war ihr Zustand nach allen Seiten hin ein trostloser. Schon äußerlich hatte sie, trotz

---

[1]) Mohl beschreibt die feierliche Legung des Grundsteines u. s. w. in einer besonderen Schrift, die er kurz erwähnt in dem unten folgenden Abschnitt „Schriftstellerei“.

zehnjährigen Bestandes, keine volle Gültigkeit und Gleichberechtigung mit den älteren Fakultäten sich erringen können. Sie hatte noch nicht das Recht, eigne Doktoren zu kreieren; man betrachtete und behandelte sie als einen verfehlten Gedanken, der am besten wieder ganz beseitigt würde; von einem Einflusse im Senate und so weiter war gar keine Rede. Sodann war das Personal kläglich. Von Anfang an unter mehreren schlechten Besetzungen kränkelnd, hatte sie noch das Unglück gehabt, ihre beiden einzigen tüchtigen Mitglieder bald wieder zu verlieren. Hundeshagen,[1]) ohne Zweifel damals die erste deutsche Autorität im Forstwesen und ein vortrefflicher Lehrer, war nach wenigen Jahren nach Gießen gegangen, unzufrieden mit den Tübinger Verhältnissen und mit den württembergischen im allgemeinen; Krehl aber, ein geist- und kenntnisreicher Mann, Professor der Polizeiwissenschaft und des Verwaltungsrechts, war kränklich geworden und jung gestorben.[2]) So trafen wir denn nur Fulda,[3]) Poppe und Forstner von Dambenoi. Der erstere war ein sehr achtungswerter Mann in seinem Privatleben; allein geistlos, ein unsäglich langweiliger Lehrer und in seiner Wissenschaft, der Nationalökonomie, um ein halbes Jahrhundert zurück. Er war noch Physiokrat und pflegte seine Zuhörer vor der Lektüre von Adam Smith abzuwarnen, weil er sehr schwer zu verstehen sei und viel Unrichtiges vorbringe. Poppe,[4]) der Technolog, war wissenschaftlich eine Null, von Hause aus Uhrmacher; hatte keine Ahnung von der Bedeutung der Gewerbe und Gewerbekunde für den Staat und für die künftigen Beamten, dagegen den unbeneidenswerten Ruf, der entsetzlichste Vielschreiber in Deutschland zu sein; und stand im Leben wegen niedriger Neigungen und naiver Schlemmerei in sehr mittelmäßiger Achtung, obgleich wegen unverwüstlicher Gutmütigkeit geduldet. Forstner[5]) endlich war ein Ignorant in seinem Fache, der Agronomie, ein elender Lehrer, welcher jahrein jahraus nur eine lächerliche Encyklopädie der Landwirtschaft

---

[1]) J. Ch. Hundeshagen, angestellt 1818, ging, durch sein heftiges Temperament in eine schwierige Stellung geraten, schon 1821 als Direktor an die Forstlehranstalt in Fulda (Jolly, „Zur Geschichte der staatswissenschaftlichen Fakultät in Tübingen“ im Jahrbuch für Gesetzgebung . . ., XIII. 162).

[2]) K. H. F. Krehl starb 1824 nach vierjähriger Lehrthätigkeit (Jolly a. a. O.)

[3]) Vgl. das von Mohl in dem Abschnitte seiner Lebenserinnerungen: „Die Universitätszeit“ über Fulda Geäußerte S. 92—93.

[4]) Johann Heinrich Moritz v. Poppe (kurz erwähnt von Mohl a. a. O.) erhielt von seinem Nachfolger Volz einen Nachruf in der Zeitschrift für die ges. Staatswissensch. X. 373—395, aus dem man auch erfährt, daß die Anzahl der einzelnen Werke des federgewandten volkstümlichen Schriftstellers — von den Journalartikeln und neuen Auflagen abgesehen — 98 in 149 Bänden beträgt.

[5]) Georg Ferdinand Forstner v. Dambenoi war 1817—1829 Professor der Landwirtschaft in Tübingen, vgl. Klüpfel a. a. O. 463.

vortrug, überhaupt ganz verkommen. Damals mußten die katholischen Theologen Landwirtschaft hören. Er setzte ihnen dann beim Beginn der auch für sie dienenden Encyklopädie auseinander, man könne jede Wissenschaft a) gründlich oder b) ungründlich lehren und entschied sich dann für die zweite Methode.

Daß unter solchen Umständen die anfänglich sehr zahlreichen Zuhörer sich wieder vermindert hatten,[1]) war selbstverständlich. Widenmann und ich traten mit dem festen Entschlusse ein, hier aufzuräumen und einen besseren Stand der Dinge herzustellen, und die Mitwirkung Widenmanns war etwas wert. Er war ein Mann von ungewöhnlichem Verstande, von eisernem Charakter, ein sehr guter Forstmann und ein vortrefflicher Dozent. Seine etwaigen sonstigen Fehler kamen hier zunächst nicht in Betracht.[2]) Wir griffen denn auch bald zu.

Am leichtesten ging die äußere Geltendmachung der Fakultät. Ein Recht, Doktoren zu kreieren, konnte ihr, sobald es ernstlich verlangt wurde, nicht streitig gemacht werden, und wurde denn auch alsbald, als wir die Bedenken der älteren Kollegen überwunden hatten, vom Senate und von der Regierung, gern oder ungern, eingeräumt.[3]) Wir mußten freilich mit einer generatio aequivoca beginnen und uns selbst gegenseitig als Doktoren der Staatswirtschaft erklären (ohne daß wir übrigens eine öffentliche Erklärung oder die Ausstellung von Diplomen für nötig erachteten); dann aber ernannten wir einige Ehrendoktoren. — Die bessere Stellung im Senate ergab sich von selbst. Zwei junge, rührige neue Mitglieder, welche schon etwas geleistet hatten und noch mehr zu leisten versprachen, überdies einer sich allmählich bildenden und an Einfluß wachsenden Partei angehörten, konnten nicht übersehen werden, und bald führte die Fakultät eine gewichtigere Stimme als manchem lieb war.

Langsamer und weniger befriedigend ging es mit der Verbesserung des Lehrerpersonals. Fuldas Beseitigung war eine moralische Unmöglichkeit, so schädlich auch eine so ungenügende Vertretung gerade des Hauptfaches war. Fulda war ein Ehrenmann; er bekleidete sein Amt, so gut

---

[1]) Der höchste Stand der Frequenz der staatswissenschaftlichen Fakultät in dem Zeitraume von 1817—1842 war 109 im Sommer 1821, der niederste 38 im Winter 1827 (Statistik der Universität Tübingen 129; vgl. auch „Jolly, Zur Gesch. der staatswissensch. Fakultät in Tübingen" im Jahrbuch f. Gesetzgebung . . . XIII. 163 und Klüpfel a. a. O. 462, Anm. 1).

[2]) W. Widenmann wurde 1822 Privatdozent, 1826 außerordentlicher, 1829 ordentlicher Professor der Forstwissenschaft in Tübingen, 1836 Oberförster in Bebenhausen, starb 1844. Mohl schildert ihn weiter unten sehr genau; vgl. auch Klüpfel 465.

[3]) Die Befugnis zur Verleihung des Doktortitels hätte die Regierung schon längst der Fakultät eingeräumt, wenn diese zur Einreichung eines Gesuchs nicht zu schüchtern gewesen wäre (Jolly a. a. O. 167—168).

er es eben vermochte, seit Jahrzehnten, war auch unser Lehrer gewesen und uns persönlich zugethan; hatte er auch keine Initiative, so machte er uns doch auch keine Schwierigkeiten. Und woher einen besseren nehmen? Die Nationalökonomen waren in jener Zeit in Deutschland dünn gesät. Mein Bruder Moritz, von welchem etwa die Rede hätte sein können, wies — ich kann mich nicht mehr erinnern, ob zu jener Zeit oder etwas später — eine leise Anfrage des Finanzministeriums mit Entrüstung ab, weil er darin einen hinterlistigen Plan fand, ihn aus dem Staatsdienste zu entfernen, in welchem er eine große Laufbahn zu machen gedachte. So blieb denn Fulda noch eine ganze Reihe von Jahren,[1]) und ich konnte nichts thun, als nach einiger Zeit ein paar von meinen Schülern,[2]) auf welche ich Hoffnung setzte, ermuntern, sich der akademischen Laufbahn zu widmen und ihren Vätern zuzureden, daß sie dieselben sich durch Reisen weiter dazu ausbilden lassen möchten. Ich irrte mich freilich in ihrer Befähigung; sie sind beide wissenschaftlich das nicht geworden, was ich von ihnen hoffte. Aber ich hatte Verpflichtungen gegen sie übernommen, und ich glaubte daher, sie in der Laufbahn erhalten und fördern zu müssen. Nur mir verdankten sie es, daß sie ordentliche Professoren wurden, gegen den Antrag der Senatsmehrheit. Daß ich hier ein Unrecht gegen die Anstalt beging, will ich nicht leugnen; und ich habe es mir auch oft bitter vorgeworfen. Aber ich hatte nicht den sittlichen Mut, eine nähere Pflicht hintanzusetzen gegen eine höhere. In betreff Forstners hatte dagegen die Pensionierung keine Schwierigkeit. Er war gar zu unbrauchbar und mißachtet. Eine Ersetzung desselben durch einen neuen eignen Lehrer der Landwirtschaft lag aber nicht in unserm Plane. Unsrer Ueberzeugung nach war ein solcher nicht hinreichend beschäftigt; es konnte sich nur um eine encyklopädische Bekanntmachung der künftigen Verwaltungsbeamten mit den allgemeinen Lehren und Thatsachen der Landwirtschaft handeln. Wer tiefer eindringen wollte, mochte einen Kurs in Hohenheim machen, was immer auch einzelne gethan hatten. Für einen bedeutenden Mann wäre es daher schade gewesen, einen andern konnten wir nicht brauchen. Widenmann übernahm daher diese halbjährige Vorlesung über Landwirtschaft und zwar mit gutem Erfolge. Er war zwar weder gelehrter noch praktischer Agronom; aber bei seiner Begabung und seinem Eifer wurde er doch ein guter und gern gehörter Lehrer auch in diesem Fache. Die Verbindung ist denn auch seit dieser Zeit in Tübingen beibehalten worden, freilich mit der Abwechselung, daß bald ein Forstmann nebenbei die Land-

---

[1]) Fulda wurde 1837 in den Ruhestand versetzt.

[2]) Die Privatdozenten, die Mohl hier nicht nennt, wohl aber unten in anderm Zusammenhang aufführt, traten 1836 und 1837 in den Lehrkörper ein; vgl. Jolly a. a. O. 168 und Klüpfel a. a. O. 468.

wirtschaft zu lehren hatte, bald aber umgekehrt ein Landwirt die Forstwirtschaft nur für Kameralisten vortrug. Daß die Sache immer so gut ging wie bei Widenmann, möchte ich freilich nicht behaupten. — Bei Poppe zog sich die Pensionierung lange hin.[1]) Teils war das Verständnis dessen, was Unterricht in der Technologie auf einer Universität bedeuten und anstreben soll, sehr wenig verbreitet, auch bei dem Ministerium; teils war Poppe in seiner Art fleißig und leistete, was er eben konnte; teils endlich fiel es jedem schwer, dem gutmütigen Manne wehe zu thun. Auch verlangte Minister Schlayer, und nicht mit Unrecht, ich solle ihm vor allem einen entschieden tüchtigeren Mann in Vorschlag bringen. Solche tauchten nun allerdings bei der allmählichen Begründung von technischen Lehranstalten da und dort auf; allein die bedeutendsten waren nicht zu gewinnen. Ein Rettenbacher oder Karmarsch zog es natürlich vor, einen großen und unmittelbar ins Leben eingreifenden Wirkungskreis an einem Polytechnikum auszufüllen, als ein Nebenamt an einer Universität zu bekleiden. Endlich gelang es mir, mit Vollmacht vom Ministerium ausgestattet, den Hofrat Volz in Karlsruhe, welcher mit seiner Stelle neben oder eigentlich unter Rettenbacher nicht zufrieden war, zur Annahme zu bewegen. Derselbe, früher Artillerie-Offizier, war ein vollkommener Gentleman nach Gesinnung und Haltung, ein allgemein gebildeter Mann, eifrigst im Amte, bald voll eintretend für die Interessen der Fakultät und der Universität im allgemeinen. Wenn er einen Fehler hatte, so war es der, daß er bei seinen Zuhörern mehr in Mathematik und Physik voraussetzte, als sie gewöhnlich besaßen.[2]) — Da nun um diese Zeit auch Schüz und Hofmann ihre Lehrthätigkeit begannen und die Fakultät an Fallati eine glänzende Erwerbung für Statistik und neuere politische Geschichte machte (von ihm später Näheres), so war allerdings das Lehrerpersonal sehr vervollständigt und auch ohne Zweifel sehr verbessert; dennoch kam ihr Bestand nie ganz zur Festigkeit und zu vollem Genügen. Dies aber aus zwei Ursachen. Einmal war die Besetzung des Hauptfaches, der Nationalökonomie, eben doch nicht so, wie es für diesen Mittelpunkt des ganzen Wirkens hätte sein sollen. Sodann aber traten zu viele Veränderungen in den Fächern der Forstwirtschaft und Landwirtschaft ein. Widenmann verließ leider die Universität schon in der Mitte der dreißiger Jahre wieder, um in den praktischen Forstdienst zurückzutreten.[3]) Sein Nachfolger, Schott v. Schottenstein, ein liebenswürdiger junger Mann,

---

[1]) Bis zum Jahre 1841.

[2]) K. H. B. Hoffmann widmete W. L. v. Volz einen trefflichen Nekrolog in der Zeitschrift f. d. ges. Staatswiss. XI. 649—668.

[3]) W. Widenmann wurde, wie oben erwähnt, 1836 zum Oberförster in Bebenhausen ernannt und verließ damit die akademische Laufbahn.

freilich kein Adler von einem Lehrer, ging auch bald wieder ab und wurde Forstmeister der freien Stadt Frankfurt, was er meines Wissens noch ist.[1]) Dessen Nachfolger Göriz,[2]) ein vortrefflicher Landwirt und sehr nützlicher Lehrer, warf das Gewicht seiner Aufgabe von der Forstwirtschaft auf die Landwirtschaft und vertrieb dadurch die Zöglinge des Forstwesens, kränkelte auch bald. Ueberdies experimentierte mancher der Lehrer zu viel mit der Art, dem Umfange und den Gegenständen seiner Vorlesungen. Kurz, es fehlte an Stetigkeit und Tradition.

Mit der Zahl unsrer Zuhörer hätten wir bald zufrieden sein können, namentlich ich persönlich, da wenigstens zwei meiner Vorlesungen, Staatsrecht und Encyklopädie, auch von den Juristen besucht wurden. Es waren allmählich wieder über 100 Angehörige der Fakultät eingeschrieben,[3]) welche freilich in drei verschiedene Klassen zerfielen, in Regiminalisten, das heißt solche, welche sich für den Dienst im Ministerium des Innern bestimmten, in Kameralisten, das heißt für den Finanzdienst sich Vorbereitende, endlich in Forstleute. Bei weitem überwiegend waren die Regiminalisten. Für die Vorlesungen machte die Verschiedenheit der künftigen Bestimmung keine Schwierigkeiten; die einen wie die andern hatten Staatsrecht, Nationalökonomie, Technologie und so fort zu studieren, und für die besonderen Berufsfächer war durch die nur von den Betreffenden gehörten Vorlesungen, zum Beispiel über Polizei, Finanzwissenschaft und so weiter, gesorgt. Dennoch war auch hier der Zustand kein innerlich befriedigender, und meine vielen und eifrigen Bemühungen, einen solchen herzustellen, gelangen nur unvollständig. Der Fehler lag darin, daß die Studierenden der Staatswissenschaften, und zwar sowohl die Regiminalisten als die Kameralisten (die Forstleute waren außer Frage, bei ihnen stand alles gut), ihres Fortkommens in den gewählten Dienstzweigen nicht nur nicht sicher waren, sondern sogar anderartigen Bewerbern nachgesetzt wurden. Die Regiminalisten standen den Juristen in ihrem eignen Departement nach, während sie natürlich im Justizministerium gar nicht unterkommen konnten; den „studierten“ Kameralisten aber waren die Reste des altwürttembergischen Schreiberstandes, das heißt der nur praktisch in den Amtsstuben gebildeten Routiniers, welche aber noch die obersten Stellen und selbst das Ministerium innehatten, sehr abgeneigt. Letzteres hatte allerdings weniger

---

[1]) F. Schott v. Schottenstein starb 1895 zu Frankfurt a. M.

[2]) Nachfolger Schotts v. Schottenstein wurde 1841 K. Ch. Knaus, an dessen Stelle 1845 K. W. F. Göriz trat (vgl. Jolly a. a. O.). Den beiden Freunden Knaus und Göriz widmet Riecke in „Meine Eltern, ihre Geschwister und ihre Freunde“ 70—74 warme Worte der Erinnerung.

[3]) Vom Winter 1842 an, vgl. Statistik der Universität Tübingen 129 und Jolly a. a. O. 170.

zu sagen, da dieser ganze Einfluß im allmählichen Erlöschen war; wenngleich es zunächst noch für die jungen Leute ein entmutigendes Hindernis bildete.

Da auch über die Art der Staatsprüfungen in diesem Fache nicht zu klagen war, so mochte man diese Sache gehen lassen und von der Zeit die Heilung des Schadens erwarten, welche denn auch später allmählich eingetreten ist. Schlimmer stand es für die Regiminalisten. Minister Schlayer, selbst Jurist und eben darin seinen Bildungsstolz findend, betrachtete und bezeichnete sie als „Juristen des öffentlichen Rechtes"; ihre Befähigung für die Hilfsleistungen des Staates zu Kulturzwecken war ihm von untergeordneter Bedeutung. Er beklagte sich über mangelhafte rechtswissenschaftliche Bildung und daherrührende Schwäche im juristischen Denken bei den Zöglingen der staatswirtschaftlichen Fakultät und zog Juristen bei der Besetzung aller höheren Stellen vor. Außerdem aber machte er bei den Prüfungen der Regiminalisten neben den staatswissenschaftlichen Forderungen, welche ihnen doch nicht erlassen wurden und anstandshalber nicht erlassen werden konnten, so große Forderungen in der Rechtswissenschaft, selbst im Römischen Rechte, daß Gedächtnis und Studienzeit wenigstens der Durchschnittszahl nicht für beides ausreichte und sie daher regelmäßig schlechte Zeugnisse bekamen. Die praktische Schlußfolgerung, daß auch der sich künftig der Verwaltung Widmende besser daran thue, einfach Jurisprudenz zu studieren, im Justizdepartement eine leichter zu bestehende gute Prüfung zu machen und dann, etwa nach Durchmachung der Probe- und Anfangsdienste, in das Ministerium des Innern überzutreten, lag natürlich sehr nahe. Ich gab mir nun alle Mühe, diese falsche Auffassung und ihre Konsequenzen zu bekämpfen, teils in amtlichen Eingaben der Fakultät, teils in eignem Namen als Schriftsteller;[1]) es war aber alles vergeblich. Meine Abhandlungen machten Aufsehen, sie wurden, von Laboulaye ins Französische, in Amerika ins Englische übersetzt, als richtige und befolgungswerte Ansichten über die Bildung von Verwaltungsbeamten; in Stuttgart hatten sie weiter keine Folge, als daß sie mir den Minister, mit welchem ich bisher auf das beste gestanden hatte und dessen rechte Hand ich jahrelang in Universitätsangelegenheiten gewesen war, allmählich entfremdeten und mir ihn schließlich zum Feinde machten, was denn später bei der unglücklichen Wahlsache auf das grellste hervortrat. Da auch die später

---

[1]) In dem Aufsatz „Ueber die wissenschaftliche Bildung der Beamten in den Ministerien des Innern. Mit besonderer Anwendung auf Württemberg" (Zeitschrift f. d. ges. Staatswiss. 1845 S. 129—184). — Eine gedrängte Darstellung der Verhandlungen des Ministers mit dem akademischen Senat über diese, für die staatswissenschaftliche Fakultät überaus wichtige, Angelegenheit findet man bei Jolly a. a. O. 170—174.

auf Schlayer folgenden Minister, wie es scheint, denn selbst habe ich dies nicht mehr mit angesehen, dasselbe System befolgten, so ist es nicht sowohl kein Wunder, daß sich die Zahl der studierenden Regiminalisten von Jahr zu Jahr vermindert hat,[1]) sondern vielmehr, daß nur noch ein einziger übrig geblieben ist. Nur ganz ausnahmsweise studiert ja jemand Staatswissenschaften zu einem andern Zwecke, als um sich zu einem Staatsdienste zu befähigen; wenn ihm aber ein solches Studium nur schadet, so wählt er wenigstens äußerlich ein andres. Ich kann aber auch jetzt, nach so vielen Jahren, keiner andern Ansicht sein, als daß dieses ganze Verfahren verkehrt und verderblich ist. Zur Vermeidung etwaiger Mißverständnisse bemerke ich nur noch, daß ich persönlich bei der Einlegung der Lanze für die armen Regiminalisten keinerlei Interesse hatte; ob sie Juristen oder Regiminalisten hießen, meine Hauptvorlesungen hörten sie auf alle Fälle.

So ging denn ein Jahr nach dem andern in gleicher Thätigkeit hin. Ich war thätig als Schriftsteller, lieferte einige große Werke, welche Beifall fanden und meinem Namen einen guten Klang verschafften; ich verwaltete während einer Reihe von Jahren die Universitätsbibliothek mit Eifer und Erfolg; gehörte zu den beliebten Lehrern, wenngleich meine eigne Liebhaberei das Halten von Vorlesungen eben nicht war und ich nur aus Pflichtgefühl und aus Interesse das Mögliche zu leisten suchte. In Anerkennung des letzteren hatte ich denn auch die Ehre, die in Tübingen studierenden Prinzen des Königlichen Hauses zu meinen Zöglingen zu rechnen. Zuerst den Prinzen Friedrich, dem ich während zweier Jahre Privatissima zu geben hatte; im Winter 1839 auf 1840 den Kronprinzen, jetzt regierenden König Karl, welcher meine öffentliche Vorlesung über württembergisches Staatsrecht, nach einer encyklopädischen Privateinleitung, besuchte. — Ich war aber auch, und zwar nicht in letzter Stelle, ein thätiges und einflußreiches Mitglied der akademischen Korporation.

Letzteres Verhältnis verdient eine nähere Schilderung, da es die beste Veranlassung ist, die während mehr als zwei Jahrzehnten bestehenden inneren Zustände der Universität zur Anschauung zu bringen. Sie waren nicht uninteressant und haben später unter veränderten Verhältnissen andern Gestaltungen Platz gemacht.

Als ich im Jahre 1827 in den akademischen Senat eintrat, war derselbe in zwei scharf geschiedene und einander sehr feindselig entgegenstehende Parteien gespalten. An der Spitze der einen stand der Kanzler Autenrieth, nicht nur durch sein Amt das offizielle Organ der Regierung bei der Universität, sondern auch von persönlich großem Einflusse in

[1]) Der Rückgang ist ziffernmäßig nachgewiesen von Jolly a. a. O. 172.

Stuttgart. Er war schon auf dem konstituierenden Landtag in Ludwigsburg auf Seite der Regierung getreten gegen die altwürttembergische Opposition, hatte sich bei dieser Gelegenheit mit dem damals allmächtigen Minister Maucler[1]) eng verbunden und wurde von diesem, um den Preis beständiger Verteidigung der Regierung in der Kammer der Abgeordneten, in seinen eignen Plänen bei der Universität unterstützt. Diese gingen, abgesehen von einigen rein persönlichen Interessen, vor allem dahin, die Universität auch des Restes ihrer freilich schon sehr durchlöcherten korporativen Selbständigkeit zu entkleiden und sie zur einfachen Staatsanstalt zu machen. Er wollte dies teils aus Ueberzeugung von der Notwendigkeit einer Befreiung von dem Schlendrian und dem plumpen Egoismus der alten Korporation, teils aber, und nicht zu geringerem Teile, aus Feindschaft gegen die mit der altländischen Partei eng verbundenen Gmelin. Große Pläne zur Erweiterung und Verbesserung der Universität hatte er nicht, das Bestehende schien ihm im wesentlichen genügend, und er war sogar nicht selten der erste, welcher weitergehenden Vorschlägen entgegentrat. Er war ein Freund eines despotismo illustrado, aber er steckte sich keine hohen neuen Ziele. Seine Anhänger im Senate waren vor allem die Mitglieder der katholisch-theologischen Fakultät, welche zu jener Zeit sehr regierungsfreundlich waren, also Drey, Hirscher, Herbst, Feilmoser; später Möhler, Mack, Kuhn, Hefele; sodann einige unbedingte Verehrer und Diener der herrschenden Gewalt, unter denen namentlich Riecke[2]) sich durch Mameluckentreue auszeichnete; endlich traten wir jüngeren sämtlich auf seine Seite, also die beiden Wächter, Widenmann, Scheurlen und ich. Nicht etwa, ich darf dies kühn behaupten, aus Servilismus, sondern weil wir überhaupt zur Regierung und nicht zur Opposition hielten, weil wir hier eher eine Begünstigung unsrer Verbesserungsabsichten hoffen konnten, endlich weil uns das alte Korporationswesen, seine Stagnation und seine kleinbürgerliche Selbstsucht zuwider war. — Die Führer der Gegenpartei waren die Brüder Gmelin, Ferdinand, der Patholog, und Christian, der Chemiker. An sie schloß sich die protestantisch-theologische Fakultät an, teils aus Ingrimm, daß ihnen der mehr als dreihundertjährige Besitz der Kanzlerwürde zu Gunsten Autenrieths entzogen worden war, teils gereizt durch allerlei Taktlosigkeiten desselben, welcher unter anderm gern in Theologie pfuschte. Auch die neu eingetretenen Mitglieder Kern und Baur hatten die Gmelin herangezogen. Sodann waren persönliche Freunde derselben

---

[1]) Paul Friedrich Theodor Eugen v. Maucler, 1818 Justizminister und 1831 Geheimratspräsident, 1848 in Ruhestand versetzt (Allgem. dtsch. Biogr. XX. 687—688).

[2]) Leopold Riecke, Professor der Medizin (Gynäkologie) in Tübingen.

vorhanden, zum Beispiel der Philologe Tafel,[1]) ein geist- und kenntnisreicher Cyniker, mehr als billig dem Weine ergeben. Endlich eine Anzahl alter Herren, deren Ideal die Erhaltung des gewohnten Zustandes war, in welchem sie sagen konnten: „Die Universität gehört uns", und wo sie die 28 Patronatspfarreien der Universität als Aussteuer für ihre Töchter verwendeten. Die Absicht der Partei ging selbstverständlich auf Erhaltung, wenn es irgend möglich gewesen wäre, auf völlige Wiederherstellung des Alten, dann aber auf Widerspruch gegen Autenrieth und gegen alles, was er wollte und begünstigte. Pläne zu Verbesserungen und dergleichen hatten sie gar keine; sie waren ihrem innersten Wesen nach verneinend und unfruchtbar. — Natürlich waren auch noch einzelne vorhanden, welche sich aus Unbekümmertheit, Mangel an Mut oder Absonderlichkeit fern von beiden Teilen hielten; doch neigten sie eher zu den Gmelin hin.

Autenrieth that kurze Zeit nach meinem Eintritt in den Senat, aber ganz ohne unser Wissen und Zuthun, lediglich mit Maucler und selbst gegen die Ansicht des Ministers des Innern verhandelnd, einen Schachzug, welchen er für entscheidend hielt. Es erschien plötzlich ein neues Universitätsstatut,[2]) in welchem — abgesehen von untergeordneten Dingen — bestimmt war, daß die Rektorwürde nicht mehr, wie bisher, unter den Fakultäten halbjährig, in diesen aber nach dem Amtsalter wechseln, sondern der Kanzler rector perpetuus sein sollte, mit einem ebenfalls von der Regierung ernannten Vizekanzler als Stellvertreter. Dies war eine Lunte in das Pulverfaß. Die Bestürzung und die Erbitterung unter Autenrieths Gegnern war unbeschreiblich. Es regnete Zeitungsartikel, Broschüren,[3]) Angriffe jeder Art; man grüßte sich nicht mehr auf der Straße, blieb nicht in demselben Zimmer im Gasthofe. Den Reigen eröffnete Thiersch in München (wie man später hörte, auf Tafels Antrieb), welcher bei Eröffnung der Universität als erster Rektor derselben die neu eröffnete Stätte für freie Wissenschaft pries und blutige Thränen über das unglückliche Tübingen weinte, in welchem alle Geister des Zwanges und Bannes eingezogen seien, überdies beim Druck in einer Note eine Reihe von ungezogenen Ausfällen auf Maucler, Autenrieth und so fort beifügte. Dies war mir doch zu viel. Ich hatte mit der neuen Ordnung der Dinge lediglich nichts zu thun gehabt,

---

[1]) Gottlieb Lukas F. Tafel, Professor für alte Litteratur 1818—1846, der erste Byzanzforscher seiner Zeit, ein Original (Allgem. dtsch. Biogr. XXXVII. 342—346).

[2]) Das am 18. Januar 1829 erlassene Statut ist gedruckt in „Vollständige ... Sammlung der württembergischen Gesetze. Herausgegeben von A. L. Reyscher. XI. Bd., 3. Abt., S. 720—729". Bei Klüpfel a. a. O. 353 findet man einen Auszug.

[3]) Es genügt hier, zu verweisen auf das Verzeichnis der Gelegenheitsschriften und Zeitungsartikel in der Einleitung zu dem in der vorhergehenden Anmerkung angezogenen Band von Reyschers Sammlung u. s. w. S. IL.

nichts von ihr gewußt; Autenrieth war ich auch, obgleich er mein Oheim war, persönlich zu wenig Dank verpflichtet: allein ich fand das Verhalten eines Fremden und offenbar schlecht Unterrichteten unverschämt und meinte, der Mann hätte in Bayern genug vor eigner Thür zu fegen. So setzte ich mich eines Mittags, als ich eben die Rede gelesen hatte, hin, um currente calamo eine Antwort zu schreiben. Es sollte keine eingehende Auseinandersetzung sein, sondern nur ein Schlag auf einen ungewaschenen Mund. Abends war ich fertig, und da zufällig an diesem Tage einige meiner Freunde zum Nachtessen zu mir kamen, namentlich die beiden Wächter, Widenmann, Riecke, so las ich ihnen zuerst die betreffenden Stellen aus der Rede, welche sie noch nicht kannten, und als sie einstimmig der Ansicht waren, dies dürfe man nicht so hingehen lassen, so las ich auch meine Erwiderung vor. Sie fand großen Beifall, wurde da oder dort noch verschärft und der Beschluß gefaßt, sie alsbald als Broschüre drucken zu lassen; sie sollte den Titel erhalten: „Die unwürdigen Angriffe des Hofrat Thiersch auf die Universität Tübingen.“ [1]) Am zweiten Tage erschien sie und machte einen unglaublichen Rumor. Die Gmelinsche Partei fand es frevelhaft, daß öffentlich gesagt werde, es sei hohe Zeit gewesen, dem Unfug im Senat ein Ende zu machen und sich an einem Manne zu vergreifen, der eine so schöne griechische Grammatik geschrieben habe. Andre freilich meinten, es sei dem vorlauten Schulmeister ganz recht geschehen, und jedenfalls sei das Ding prächtig geschrieben. Letzteres war denn auch, Bescheidenheit beiseite gesetzt, ganz wahr; ich glaube, es ist stilistisch das beste, was ich je geschrieben habe. Fecit indignatio versus. Autenrieth war freudig überrascht und fast beschämt; er sagte mir mit fast deutlichen Worten: er habe es eigentlich nicht um mich verdient. Was auch wieder wahr war. — Daß nun der Federkampf erst recht entbrannte, versteht sich von selbst; es entstand eine ganze Litteratur über die wenigen Blätter. Autenrieth, Ferdinand Gmelin, der einfältige Steudel und wer noch sonst schrieb; meiner Meinung nach alle nicht mit besonderem Geschick.

Endlich ließ sich auch Thiersch vernehmen.[2]) Ich habe es nicht gelesen. Ich hatte mich eben verlobt, als das dicke Heft erschien, und hatte mich mit besserem abzugeben. Nur habe ich gehört, er schildere mich als einen jungen Menschen, welcher sich in den Vorzimmern der Minister herumtreibe (mein eigner Vater war damals Minister!); wir hätten im Weintaumel geschrieben und dergleichen. Ich hoffe, es haben diese Atticismen zur Linderung seines Unmutes beigetragen.

---

[1]) Erschien anonym 1830 unter dem Titel: „Hofrath Thierschs unwürdige Ausfälle auf die Universität Tübingen“.

[2]) In der Schrift: Ueber den Zustand der Universität Tübingen seit dem 18. Januar 1829. Stuttgart und Tübingen 1830. — Die Schrift zählt 92 Seiten.

In der Sache selbst war freilich mit diesem Geplänkel nichts entschieden. Der Widerstand gegen die neue Organisation wurde vielmehr heftiger und auf ein Feld gebracht, wo praktisch ein Erfolg zu erreichen war, nämlich in den Ständesaal. Autenrieth war in der Kammer sehr unbeliebt, einerseits bei den Resten der Altwürttemberger, andrerseits bei den nach dem Jahre 1830 zahlreich gewordenen Liberalen. Die Angelegenheit konnte benutzt werden nicht nur um ihn zu schädigen, sondern auch seinem Gönner Maucler einen Streich zu versetzen. Die Gmelinschen setzten alles in Bewegung, und so kam ein förmlicher Antrag, ein ausführlicher Bericht und eine bittere mündliche Verhandlung zu stande. Autenrieth verteidigte sich schlecht, die Regierung war matt, und so wurde der förmliche Beschluß gefaßt, von der Regierung zu verlangen, daß sie die neue Organisation zurücknehme.[1]) Dies geschah denn auch, in der Hauptsache wenigstens. Die Schlacht war verloren, Autenrieth tief gedemütigt und zog sich die Sache so zu Herzen, daß er nie wieder der alte Mensch wurde, sich nach nicht langer Zeit pensionieren ließ und dann am Schlage starb.[2]) Wir Junge nahmen die Niederlage nicht so tragisch. Das ganze Werk hatte uns eigentlich nie sehr berührt; wir hatten es nicht zu verantworten; es brachte uns weder Nutzen noch Schaden; wir waren in den Streit nur eingesprungen, um einem unberufen Zudringlichen die Wege zu weisen. Unsre Interessen lagen ganz wo anders, und wir ließen uns von deren Verfolgung nicht abbringen. Wir waren geschlagen worden, allein die Gegner hatten nichts gewonnen, weil sie auch diesmal, wie immer, nichts Positives gewollt hatten. Wir schlossen uns um so fester zusammen, und die Scene änderte sich sehr bald.

Die Erfahrung hatte uns belehrt, daß wir einer festeren Parteiorganisation bedurften. Zu einer solchen gehörte denn aber ein kleinerer leitender Ausschuß und die Gewinnung einer Mehrheit im Senate für unsre Zwecke; die Form und die Personen für den Ausschuß waren gegeben. Es waren fünf frühere Schul- und Studiengenossen, welche ungefähr zu gleicher Zeit als Professoren nach Tübingen gekommen waren, nämlich: die beiden Wächter, Scheurlen, Widenmann, Leube und ich. Anfänglich in verschiedenen Stellungen. Karl Georg Wächter[3]) und Scheurlen[4])

---

[1]) Eine Darlegung der ständischen Verhandlungen über das berüchtigte Statut findet man bei Klüpfel a. a. O. 354—355.

[2]) Vgl. oben S. 55, Anm. 3.

[3]) K. G. Wächter wurde 1819 mit 21 Jahren außerordentlicher und schon 1822 ordentlicher Professor der Rechte in Tübingen (Klüpfel, Die Universität Tübingen in ihrer Vergangenheit und Gegenwart, 137). — Seine juristischen Kollegen schildert Mohl weiter unten (s. Register).

[4]) Karl Johann Friedrich Scheurlen, ord. Professor 1825 (Klüpfel a. a. O.).

traten gleich als ordentliche Professoren ein, Widenmann und ich als außerordentliche, Karl Wächter[1]) war gar nicht Professor, aber mit einem Lehrauftrage betraut, Leube[2]) Privatdozent der Medizin, bald jedoch thatsächlich nur praktischer Arzt. Es war natürlich, daß wir alte Bekannte viel miteinander verkehrten; namentlich bildete sich die Gewohnheit, daß an jedem Donnerstag, dem sogenannten dies academicus, nach Tisch der Kaffee bei mir genommen wurde. Meine Freunde behaupteten, es sei bei mir, der ich allein von ihnen unverheiratet sei, am ungestörtesten, auch der Kaffee am besten. Diese Zusammenkünfte waren im Anfang völlig harm- und zwecklos, für uns alle angenehm und wurden zu einer Art von stehender Anstalt. Allmählich traten wir, mit Ausnahme Leubes, sämtlich in den Senat ein, und da änderte sich denn der Charakter der Gesellschaft insofern, als selbstverständlich von den uns jetzt allen gemeinsamen Universitätsangelegenheiten häufig und eifrig die Rede war, um so mehr, als die Senatssitzungen am Donnerstag früh gehalten wurden. An diese zufällige Form knüpften wir jetzt an. Der seit meiner Verheiratung reihumgehende Kaffee wurde zum Mittelpunkte der Besprechungen gemacht, und wir beschlossen ein serrar del consiglio, das heißt es sollte zunächst niemand weiter aufgenommen werden, des sicheren Vertrauens wegen; nur als Karl Wächter für immer,[3]) sein Vetter[4]) wenigstens vorübergehend (zum ersten Male nach Leipzig) ausgeschieden waren, wurde Riecke, welcher zwar vielfach nicht unser Mann war, auf den wir uns aber verlassen konnten,[5]) ebenso Universitätsrat Haas und Oberamtmann Strölin, zwei uns befreundete Männer und für uns wichtige Beamte, zugelassen. Noch später auch Baur, als er sich von den Gmelin getrennt hatte. Dieser „Kaffee“, wie er in der ganzen Stadt genannt und bekannt war, regierte nun in der That jahrzehntelang die Universität.

Wir brauchten aber natürlich hierzu eine Mehrheit im Senate, und um diese zu gewinnen und in der Hand zu behalten die Hilfe der Regierung. Ich besprach die Sache ausführlich mit Minister Schlayer und erklärte ihm: wir verlangen für uns persönlich gar nichts; allein er

---

[1]) Karl Wächter(-Spittler), Oberjustizassessor in Tübingen 1824 und zugleich mit Vorlesungen über deutsches Recht u. s. w. beauftragt, 1827 ord. Professor, 1829 Obertribunalrat in Ellwangen. Es ist der spätere Kultus-, dann Justizminister (ebd.).

[2]) Wilhelm Leube, Privatdozent 1825, praktischer Arzt in Tübingen bis 1838 (Klüpfel 141).

[3]) Ging 1829 als Obertribunalrat nach Ellwangen, wie oben bemerkt ist.

[4]) Karl Georg Wächter folgte 1833 einem Rufe nach Leipzig. Er kehrte 1835 als Kanzler nach Tübingen zurück, siedelte aber 1852 wieder an die Universität Leipzig über.

[5]) Eine wenig erfreuliche Schilderung des Leopold Sokrates Riecke liefert Mohl S. 189 f.

müsse uns erstens die Mittel liefern, um ehrenwerte Männer von der Gmelinschen Partei loszumachen und sie aus der Opposition zu bringen, zweitens der Masse im Senate die Ueberzeugung praktisch in die Hand geben, daß wir das Ohr der Regierung haben, daß also unsre Anträge angenommen werden, auch wenn sie etwa im Senate in der Minderheit bleiben sollten, und daß niemals gegen unsre Anträge entschieden werde. Schlayer, welchem an der Beseitigung der ihm und namentlich auch dem Könige sehr widerwärtigen Opposition viel gelegen war, und der auch persönlich mit den Gmelin schlecht stand, ging auf den Plan ein. Die Sprengung der Opposition gelang, auf unsern Rat, zunächst dadurch, daß das Ministerium die beiden Theologen Baur und Kern, welche doch eigentlich nur zufällig von den Gmelin annektiert worden waren, durch geschickt angebrachte, bei Baur auch wohl verdiente, außerordentliche Auszeichnungen und Belobungen von seinen guten Absichten und Einsichten überzeugte, dadurch aber die starre Einigkeit der evangelisch-theologischen Fakultät sprengte. Einige andre Anhänger, mehr schlau als gewissenhaft, machten sich auch, als sie den veränderten Stand der Dinge sahen, sachte los. Unser Einfluß in den laufenden Universitätsangelegenheiten wurde aber schnell und leicht bethätigt. Bei den jährlichen Rektorwahlen wurde unser Kandidat bestätigt, wenn er auch anfänglich der letzte auf der Liste war. Unsre Anträge wurden gutgeheißen, auch wenn sie nur in der Form von Minderheitsgutachten zur Kenntnis des Ministeriums gebracht wurden. Die Sachlage mußte also bald auch dem Stumpfsten einleuchten; und jeder ernstliche Widerstand hörte auf, als einmal der Senat, vielleicht nicht ganz mit Unrecht, einen Antrag der staatswirtschaftlichen Fakultät, das heißt von mir ausgehenden, die drei außerordentlichen Professoren Schüz, Hofmann und Fallati zu gleicher Zeit zu Ordinarien zu befördern und damit in den Senat eintreten zu lassen, zurückgewiesen hatte. Ich erklärte Schlayer, daß ich nicht im stande sei, die Leitung des Senates weiterzuführen, wenn er mich diesmal im Stiche lasse. Nicht gerade gern, aber doch endlich gab er nach, und die Ernennung erfolgte,[1]) zum großen Mißvergnügen vieler, aber mit einleuchtender Verständigung über die thatsächlichen Verhältnisse. Ich war auf diese Weise während etwa zehn Jahren unbestritten der einflußreichste Mann bei der Universität, namentlich da K. G. Wächter,[2]) nach wenigen Jahren von Leipzig zurückberufen als Kanzler, während zwölf Jahren als Präsident der Abgeordnetenkammer seinem Posten in Tübingen nicht vorstand, sondern in Stuttgart

[1]) Im Jahre 1842. Vgl. S. 168.

[2]) Vgl. oben S. 176 Anm. 3; Präsident der Kammer der Abgeordneten war K. G. Wächter 1839—1848.

wohnte. Ich hatte zwar kein äußerliches amtliches Mandat, etwa als Vizekanzler, allein thatsächlich ging doch alles Wichtige nicht ohne mein Zuthun vor sich. Umsonst hatte ich jedoch diese Stellung nicht. Ich arbeitete unverdrossen, hatte fast alle großen Berichterstattungen, bekümmerte mich um alles, was zum Nutzen einer Anstalt oder eines Kollegen in Bewegung kam. Dabei darf ich versichern, daß ich nur die Sache im Auge hatte und unparteiisch nach bestem Wissen und Gewissen handelte. Es war mein Ideal, Tübingen zu einer der ersten deutschen Universitäten zu machen, und diesem Ziele wurde alles andre nachgesetzt. Für mich selbst verlangte ich ohnedem nichts und habe auch nie etwas erhalten, als was das Amtsalter und ein abgelehnter Ruf ordnungsgemäß mit sich brachten. Nur in der Regelung der Parteiverhältnisse verstand ich keinen Scherz, und konnte es nicht thun, da hiervon alles Weitere abhing. Letzteres war aber nicht immer leicht. Die Gmelin waren nicht dazu angethan, sich ruhig zu fügen. Mit den pietistischen Theologen und einigen gleichgesinnten Genossen war ein vernünftiger Friede nicht zu schließen. Tafel blieb ein asotischer Narr. Es gab dann immer wieder von Zeit zu Zeit harte Kämpfe, wenn auch der Ausgang schließlich nicht unsicher war. Von allen Versammlungen ist ein zahlreiches Kollegium von Gelehrten ohne Zweifel am schwersten zu behandeln, denn immer steht bei jedem Mitgliede die Formel des Eides der baskischen Stände fest: Jo, que son tanto que tu, si non mas.

Ehe ich auf eine Schilderung der bedeutenderen Persönlichkeiten, mit welchen ich in Tübingen in Berührung gekommen bin, eingehe, ist es vielleicht geeignet, ein allgemeines Bild der gesamten geselligen Verhältnisse zu geben, wie sie daselbst während meines dreiundzwanzigjährigen Aufenthaltes waren, kaum in der ganzen Zeit eine merkliche Veränderung erleidend.

Tübingen ist bekanntlich eine kleine, alte, unschöne Stadt, und war letzteres zur Zeit meines Eintreffens daselbst mehr, als es jetzt der Fall ist, wo doch eine Anzahl neuerer, erträglicherer Häuser gebaut ist. Die Wohnungen waren zwar sehr wohlfeil, entbehrten aber auch aller Zierlichkeit und eines feineren Komforts; namentlich waren die Zugänge, Treppen und so weiter in der Regel entsetzlich. Von anständigen öffentlichen Vergnügen war unter solchen Umständen keine Rede. Ein Theater bestand natürlich nicht; Konzerte waren selten und gewöhnlich mittelmäßig, da für große Künstler keine Verlockung vorlag; Bälle wurden nur in Gasthofsälen oder im Museum zuweilen gehalten; ein öffentlicher Garten war nicht vorhanden, wer spazieren gehen wollte, mochte dies in dem schatten- und banklosen botanischen Garten thun oder auf dem weglich sehr schlecht gehaltenen Wörth, hauptsächlich aber auf der Landstraße,

wenn sie nicht eben gar zu grundlos war. Der Zustand der Mietsfuhrwerke würde jetzt kaum Glauben finden; eigne Equipagen wurden kaum dann und wann versuchsweise gehalten, dann aber immer wieder bald aufgegeben. Zum Spazierenfahren fehlte es an Zielen und angenehmen Wegen, höchstens wurde im Sommer einigemal eine Fahrt in das benachbarte Niedernau gemacht. Eine Lese- und Erholungsanstalt, das Museum, war mit Lektüre gut versehen, aber von einer bäuerischen Einfachheit der Einrichtung, und nicht viel andres, als ein Wein- und Bierhaus für Professoren und Studenten. Ebenso einfach und ohne Ansprüche war auch das häusliche Leben. In Wohnungseinrichtungen und Kleidung vermißte man Anstand und Wohlhäbigkeit nicht, allein Luxus war ganz unbekannt. Die Vermögensverhältnisse standen allgemein auf sicherer Grundlage; einzelne waren, nach den Begriffen von Zeit und Ort, sogar reich, so Autenrieth, die Gmelin, allein deshalb erlaubten sie sich keinen größeren Aufwand als etwa auf einen kleinen Garten, die Ueberschüsse wurden sorgfältig wieder verzinslich angelegt. Selbst Reisen standen bei der älteren Generation außer aller Frage. Die tägliche Lebensweise bestand allgemein darin, daß um zwölf Uhr sehr einfach zu Mittag, abends um acht Uhr zu Nacht gespeist wurde; die Mehrzahl der Männer ging wohl, nach süddeutscher Art, zum Schoppen, sei es in ein Gasthaus, sei es in das Museum, doch begaben sich die Verheirateten unweigerlich zum Nachtessen nach Hause. Ausnahmen von dieser Sitte kamen gar wenig vor und wurden gern einer Tyrannei der Frau zugeschrieben und als solche bespöttelt. Die Frauen hielten Kaffeevisiten am Nachmittage. Auf unangesagte und unvermutete Besuche von Freunden zur Teilnahme am Abendbrot war niemand eingerichtet, und es waren solche auch allerhöchstens einem unverheirateten Freunde gestattet. Dagegen wurden von Zeit zu Zeit in allen wohlhabenden Familien große Gastereien abgehalten, vorzugsweise abends, für welche acht Tage lang von Frau, Töchtern und Mägden gesotten, gebraten, gebacken wurde, so daß die Tische beinahe brachen. Das Menü glänzte aber mehr durch Reichlichkeit als durch Feinheit, und auch der Wein war niemals mehr als ein guter Landwein. Bei solchem Mahle saß man denn in so großer Gesellschaft, als das Speisezimmer möglicherweise fassen konnte, von acht bis elf Uhr abends, sicher, am andern Morgen mit verstimmtem Magen und Kopf zu erwachen. Namentlich waren die Gastmahle im Autenriethschen Hause berühmt.

Wir Jüngeren konnten uns freilich den allgemeinen Lebenseinrichtungen und Sitten nicht ganz entziehen — wie dies überhaupt niemand kann, wer nicht eine ausnahmsweise und tonangebende Stellung einnimmt oder sich vollständig vereinzeln will — allein wir nahmen die Dinge doch etwas leichter. Die großen Abfütterungen waren uns ein Greuel und kamen

kaum je bei uns vor; dagegen sahen wir uns häufiger in kleinerem Kreise bei einem einfachen Nachtessen. Das Wirtshausgehen war bei uns nicht Sitte, dagegen wurde zuweilen ein kleiner Hausball gehalten. Einige, so zum Beispiel wir selbst, schwangen uns sogar zu einem regelmäßigen wöchentlichen Gesellschaftsabend auf, bei welchem die Gäste nichts erwartete als eine Tasse Thee und ein Glas Punsch; allein diese Form der Geselligkeit fand, die Wahrheit zu gestehen, zwar wohl bei der Jugend großen Beifall, nicht aber bei den älteren Familien, welche ein zuweilen bewilligtes Erscheinen als ein Opfer betrachteten, wie denn freilich ein solcher magerer Thee sich mit einem frühen Mittagessen nicht gut verträgt. Häufig fanden Spaziergänge in die benachbarten Dorfschaften statt, wo man sich in einem Wirtshausgarten oder wohl selbst in der Wirtsstube mit ländlicher Kost begnügte, aber zu welcher eine muntere Unterhaltung das Beste liefern mußte. Namentlich hatten wir jahrelang die Gewohnheit, während der ganzen kühleren Jahreszeit, also auch den Winter hindurch und ohne alle Rücksicht auf Wetter und Weg, unmittelbar nach Tisch einen Spaziergang nach dem benachbarten Lustnau zu machen, wo wir im Gasthause unsern Kaffee nahmen, aber Schlag zwei Uhr wieder in der Stadt eintrafen. Eine Zeitlang wurde übrigens auch viel gespielt; K. G. Wächter und Widenmann waren die Hauptveranlasser, und zwar nicht bloß Whist oder L'hombre, sondern auch Hasard. Später war es bei einigen Sitte, auf die Jagd zu gehen. Doch hielt beides glücklicherweise nicht lange an; das Spielen taugte überhaupt nicht, die Jagd kostete zu viele Zeit und lief schließlich doch nur auf ein Trinkgelage hinaus. Ich für meinen Teil habe am ersteren nur wenig, am Jagen gar nie teilgenommen.

Uebrigens machte sich die politisch-akademische Spaltung auch bei diesen geselligen Bewegungen sehr fühlbar. Die Gmelinschen gingen ihre Wege, wir die unsrigen, und von einem Zusammentreffen war kaum die Rede. Doch war unsre Gesellschaft die bei weitem weniger ausschließende, auch unbestreitbar die angenehmere. Sie bestand aus einer ganzen Anzahl junger Familien, in denen es an schönen Frauen nicht fehlte; wir ließen auch Studenten aus guten Häusern, welche uns empfohlen waren, zu; und unsre Sitten waren denn doch etwas zivilisierter, als die von Christian Gmelin, dem „Holzspälter", zur Schau getragenen. So schlossen sich denn an uns auch einige liebenswürdige Familien, welche dem Gerichtshofe in Tübingen angehörten, näher an. Unter andern Herr und Frau v. Wächter, beide feingebildet und weltläufig, sie überdies eine schöne junge Frau; ferner der Präsident des Gerichtshofes, Weber,[1]) welcher freilich das non plus ultra

[1]) Heinrich Benedikt v. Weber. Die hier citierte Schrift ist betitelt: „Ueber und gegen die Langeweile. Ein psychologischer Versuch." Tübingen 1826. Weber war wohl ebensosehr Philosoph als Jurist; vgl. N. Nekrolog der Deutschen 1844,

von Langeweile war (über welche er, zu unserm Jubel, sogar ein Buch schrieb), der seine Gegenwart aber verzeihlich machte durch ein paar hübsche Töchter; sodann Oberjustizrat Majer, ein höchst geistreicher, witziger, aber nicht in demselben Grade gutmütiger jüngerer Mann von den feinsten Formen. Leider wurde er von Zeit zu Zeit geisteskrank und starb auch in diesem Zustande.

Eine besondere Episode in dem geselligen Leben Tübingens bildete die Anwesenheit des Kronprinzen Karl im Winter 1839/40. Wir beeiferten uns natürlich, dem jungen Herrn nach unsern Kräften Vergnügen zu machen; ein hervorragender Anteil hieran fiel aber meiner Frau und mir zu. Der Prinz wohnte in demselben Hause mit mir (dem Autenriethschen, jetzt Gymnasium), überdies war ich Rektor. Der Prinz tanzte gern, und so wurde denn an einem bestimmten Abende in jeder Woche ein kleiner Hausball bei uns gehalten, zu welchem die Einladungen sehr gern angenommen wurden, und die auch dem Prinzen selbst sichtbar angenehm waren. Außerdem fanden auch in andern Häusern Gesellschaften und Bälle statt. Den Versuchungen zu den herkömmlichen großen Nachtessen wurde, nachdem erst die Gattung kennen gelernt war, standhaft widerstanden. Die beiden Begleiter des Prinzen erleichterten sehr den Verkehr mit ihm und waren selbst eine höchst erfreuliche Zugabe. Sein Gouverneur war der Generalleutnant Graf Sontheim, ein von Charakter vortrefflicher, billiger und freundlicher Mann; überdies ein vertrauter Freund meines Vaters.[1]) Er schloß sich enger an unsern täglichen Kreis an und machte namentlich die Spaziergänge in den Adler nach Lustnau mit. Ob er nicht zu pedantisch bei der Leitung des Prinzen war, ist eine andre Frage. Der zweite Begleiter war Hauptmann Hardegg, später auch Generalleutnant, ein gediegener, aber etwas kalter und zurückhaltender junger Mann.[2]) Die bei diesem Aufenthalte von mir gewonnene Einsicht in die Erziehung und in das Jugendleben eines Prinzen, namentlich eines Kronprinzen, hat mich im übrigen mit Mitleid erfüllt. Ich will hier nur die eine Thatsache erwähnen, daß der doch schon 18 Jahre alte Kronprinz in seinem ganzen Leben noch nie eine Stunde allein gewesen war, weder bei Tag noch bei Nacht! Oder daß er am Neujahrstage ganz genau wußte, was er am nächsten 31. Dezember abends von vier bis fünf Uhr thun werde. Wie kann hier Selbständigkeit, Thatkraft, Menschenkenntnis erwartet werden?

S. 779—783. — Ueber eine Liebesepisode des damaligen Privatdozenten der Theologie in Tübingen Karl Hase mit Julie, einer der „hübschen Töchter“, berichtet dieser in „Ideale und Irrtümer“ 215—218.

[1]) Vgl. oben S. 24.

[2]) Julius v. Hardegg nimmt als Militärschriftsteller eine hochgeachtete Stellung ein. Nicht er, sondern sein jüngerer Bruder Oskar war Generalleutnant (Allgem. dtsch. Biogr. X. 557).

Es bleibt mir noch übrig, eine kurze Schilderung von den hervorragendsten Persönlichkeiten zu geben, mit welchen ich während meines Aufenthaltes in Tübingen in Beziehung gekommen bin. Nicht als wenn dieselben, mit wenigen Ausnahmen, von einer größeren oder gar einer geschichtlichen Bedeutung gewesen wären, die meisten derselben sind sogar schon jetzt vollständig vergessen: sondern weil die Bilder derselben einen deutlicheren Begriff von den Zuständen einer mittleren deutschen Universität in dem zweiten Viertel dieses Jahrhunderts geben, und weil sie diejenigen waren, mit denen ich selbst zu leben, zu wirken und zu kämpfen hatte. — Ich teile sie am besten in drei Gruppen, der Alten, der Mittleren und der Jüngeren, ein, natürlich so gerechnet nach der Zeit meines eignen Eintritts in die Universitätsverhältnisse.

Unter den Alten begreife ich die Reste der antediluvianischen Zeit vor den ersten Reformeingriffen König Friedrichs, welche den rechtlichen Charakter der Universität als selbständiger Korporation, wenn auch noch keineswegs den Geist einer solchen, aufgehoben hatten.[1] Es waren hochbetagte Männer, welche sich schon deshalb wenig mehr mit den akademischen Angelegenheiten befaßten, mit denen schon seinerzeit Autenrieth und seine Zeitgenossen hatten um Neuerungen streiten müssen, denen Wangenheim während seiner kurzen Kuratel[2]) als ein leichtfertiger Student erschienen war. Wir jüngeren hatten natürlich mit denselben keinerlei nähere Verbindungen, waren ihnen sehr unbequem und unangenehm, namentlich kann ich mich bei einigen dessen rühmen; allein sie hatten auch keine weitere Bedeutung für uns, als daß ihre Stimmen im Senate gegen uns zählen konnten. Doch wollte auch dies nicht viel sagen; sie waren nicht sehr streitlustig mehr, gaben ihre Zeit und deren Grundsätze und Ziele als verloren auf, erschienen wenig mehr in den Sitzungen, starben bald völlig aus. Unter ihnen waren Originale, wie sie nur das rege, ungestörte Stillleben auf einer verkommenen Universität in einer kleinen Stadt und außerhalb des Weltverkehrs erzeugen konnte. Dergleichen bestehen jetzt nirgends mehr, und sie leben nur noch in einer beinahe zum Mythus gewordenen Tradition; selbst in Tübingen gingen sie schon damals allmählich zu Ende. Kielmeyer[3]) und Rösler[4]) gab es nicht

---

[1]) Vgl. den Abschnitt „Neue Gesetzgebung unter König Friederich von 1798 bis 1811“ in Klüpfel, Geschichte ..., 282—285.

[2]) 1810—1816.

[3]) Karl Friedrich Kielmeyer, geb. 1765, Professor in Tübingen 1796—1816, ein Naturforscher, von dem Cuvier sagte, daß er ihn als seinen Meister betrachte, durch manche Sonderbarkeiten bekannt (Allgem. dtsch. Biogr. XV. 721—723).

[4]) Das Bild des skurrilen Ch. F. Rösler hat Mohl oben S. 90 mit einigen Strichen gezeichnet.

mehr. — In erster Reihe dieser absonderlichen Erscheinungen stand Malblank, Professor des Römischen Rechts, von welchem ich bereits oben,[1]) bei meiner Studienzeit, gesprochen habe. Wohl eine Karikatur, aber kein verächtlicher Mann; sehr beklagenswert in seinen häuslichen Verhältnissen. — Volle Verachtung hatte und verdiente dagegen der Professor der Philosophie Schott,[2]) ein Cyniker gemeinster Art in Worten, Gesinnungen und Handlungen, wenn schon von großem natürlichen Verstande. Seine Vorträge waren ganz antediluvianisch, drehten sich um Cartesius und Malbranche. Natürlich hätte kein Mensch sie besucht, wenn nicht die unglücklichen Zöglinge der beiden theologischen Stifte durch ihre vorgeschriebenen Studienkurse dazu genötigt gewesen wären, die sich denn freilich durch alle Arten von Unfug entschädigten. Von einer wissenschaftlichen Thätigkeit oder einem Interesse an seinem Fache war bei dem alten Taugenichts auch nicht die Spur; die Vorlesungen waren ihm einfach die leidige Bedingung eines Besoldungsbezuges. Er sagte ganz offen: „Wenn ich es doch nur gleich in der ersten Stunde hin . . . könnte.“ Sehr ergötzlich war die Feigheit des alten Mannes, namentlich seine Furcht vor dem Tode. Wenn er eine besondere Gemeinheit begangen hatte, so konnte man ihn dadurch auf das empfindlichste bestrafen, daß man ihm von irgend einem Todesfalle erzählte und ihn dann teilnehmend fragte, wie alt er selbst sei. — Neben ihm stand ein andrer, aber freilich nicht besserer Philosoph, Eschenmayer, von welchem auch schon die Rede war.[3]) — Eine höchst komische Persönlichkeit war Conz,[4]) Professor der Philologie und der Eloquenz. Er war — abgesehen von der Eloquenz, denn er konnte nicht drei Worte hintereinander sprechen — in seinem Fache, meines Wissens, nicht unbrauchbar. Allein die ungeheuerliche, unbehilfliche Kugelgestalt stand in lächerlichstem Widerspruche mit den zarten lyrischen Gedichten, deren er sich bis in sein hohes Alter schuldig machte; und überdies war der gute Mann in allen Dingen des täglichen Lebens unwahrscheinlich linkisch und absurd. Man erzählte sich tausend Anekdoten darüber. Im übrigen war er harmlos, gutmütig und stand niemand in dem Wege als durch seine Masse; aber daß ihm jede Neuerung im Innersten zuwider war, versteht sich von selbst. Wir rollten ihn einfach beiseite. — Mehr

---

[1]) Vgl. S. 89.

[2]) Andreas Heinrich Schott wird ebenso, nur etwas weniger drastisch, verurteilt in Klüpfel, Geschichte . . ., 366—367.

[3]) S. 92.

[4]) Karl Philipp Conz starb, 65 Jahre alt, 1827. Zwei Jahre vor seinem Tode ließ er noch „Gedichte. Neue Sammlung“ erscheinen. Vgl. Klüpfel in Allgem. dtsch. Biogr. IV. 457—458, wo auch die Worte mitgeteilt sind, mit denen Gustav Schwab die Erscheinung und den Vortrag des Professors schildert.

oder weniger, wenn auch nicht durch ein lächerliches Aeußere, gehörte zu diesen auf den Aussterbe-Etat gesetzten Kollegen der gute alte Fulda. Von seiner wissenschaftlichen Unzureichenheit habe ich bereits gesprochen.[1]) Hier mag nur noch erwähnt sein, daß er in aller Bescheidenheit und Freundlichkeit einer der festesten Anhänger des Alten war. In der Fakultät konnten wir ihn zur Not noch wenigstens zum Geschehenlassen bewegen; allein im Senate war er unbeweglich auf der Stillstandspartei. Dazu trug denn wohl viel bei, daß ihm Autenrieth, wie es schien von früheren Zeiten her, persönlich sehr zuwider war. — Wohl dem Alter, aber nicht dem Geiste und den Leistungen nach, gehörte zu den Veteranen der Physiker Bohnenberger,[2]) ein vortrefflicher Lehrer, in seiner Wissenschaft fort und fort thätig, hochgeachtet im In- und Auslande, dabei ein herzensguter und wohlwollender Mann. Er kam von seiner Wohnung auf dem Schlosse wenig herunter und mischte sich auch in nichts, wenn er nicht etwa von seinem Schwiegersohne Christian Gmelin angestiftet wurde. Dann konnte er aber, bei völliger eigner Unkenntnis der Dinge und Personen, von welchen er nur durch die leidenschaftlichen und gehässigen Darstellungen Gmelins wußte, derb und unliebenswürdig sein. Autenrieth hatte eine Jugendneigung zu ihm, stellte ihn sehr hoch und war immer rücksichtsvoll gegen ihn; allein es drang doch zuweilen ein schriller Mißton hervor. Einen großen Fehler beging Bohnenberger, daß er sich, der alten einfältigen Gewohnheit nach, als Aeltester der philosophischen Fakultät die Stelle eines Oberbibliothekars hatte geben lassen. Er war dazu vollkommen unfähig, bekümmerte sich auch gar nicht darum und kam dadurch in manche gar wohlverdiente Unannehmlichkeiten, welche sein Alter trübten. Auch ich wurde einmal in einen bitteren Streit mit ihm wegen einer Bibliothekssache verwickelt;[3]) ich kann mich des Gegenstandes nicht mehr genau erinnern, wohl aber, daß ich vollkommen recht hatte und auch recht behielt. Die ganze Sache war mir peinlich, des auch von mir persönlich sehr geehrten alten Herrn wegen; aber er ließ mir keine Wahl.

Von der Gruppe der Männer mittleren Alters habe ich von Autenrieth schon an verschiedenen Stellen dieser Aufzeichnungen gesprochen. Dagegen muß ich über seine beiden Hauptgegner, die Gebrüder Gmelin,

---

[1]) S. 92—93; 166.

[2]) Mohl erwähnt ihn schon oben S. 92; 153. Seine wissenschaftlichen Verdienste werden von Bruhns in der Allgem. dtsch. Biogr. III. 81—82 gewürdigt.

[3]) Nach einer sehr scharfen Kritik der Bibliotheksverhältnisse durch Mohl hatte der Senat den Beschluß gefaßt, Mohl die Oberaufsicht über die Bibliothek zu übertragen — ein Beschluß, der den Oberbibliothekar Bohnenberger in hohem Grade verletzte. Geiger schildert den Vorfall im Centralblatt für Bibliothekswesen XVII. 166—167.

noch einiges zu genauerer Schilderung nachtragen. Ferdinand Gmelin war kein gewöhnlicher Mensch; er hatte viele gute, aber auch üble Eigenschaften und zwar letztere, meines Bedünkens, in überwiegendem Maße. Er war ein grundgescheiter Mensch, ein feiner Kopf, hatte in seiner Jugend etwas Tüchtiges gelernt und sich auf weiten Reisen vielfach gebildet, auch ästhetisch, nahm an vielem ein lebendiges Interesse, hatte endlich angenehme, zivilisierte Umgangsformen, liebte es, den Gentleman zu zeigen. Als Professor war er gern gehört wegen klarer, logischer Behandlung des Stoffes und lebendigen Vortrages; als praktischer Arzt sehr gesucht. Er hätte somit ein ganz bedeutender Mann sein können, wäre er ehrlich und gewissenhaft, arbeitsam, unselbstsüchtig gewesen. Allein hier eben fehlte es. Er gab das Weiterstudieren bald auf. Seine Bibliothek war kläglich, die öffentliche aber bestand gar nicht für ihn, wie folgender Vorfall beweisen mag. Er griff eines Tages meine Bibliotheksverwaltung im Senate an und zwar in betreff der Ausleihe-Ordnung. Der Vorwurf war thatsächlich unbegründet; am meisten aber wunderte ich mich, daß gerade Ferdinand Gmelin sich mit der Bibliothek zu thun machte, wo ich wenigstens ihn gar nie bemerkt hatte. Ich vernahm also mein Personal, welche alle einstimmig aussagten, auch sie haben ihn niemals gesehen. Dann ließ ich das Ausleiheregister nachschlagen, wo sich dann fand, daß Professor Ferdinand Gmelin in — ich weiß nicht mehr, in zehn oder zwanzig — Jahren nur einmal ein Buch entliehen habe, und zwar einen Band von Goethes Werken. Natürlich teilte ich dies in der nächsten Sitzung zu meiner Rechtfertigung mit; es entstand ein schallendes Gelächter, und Gmelin wußte nur etwas von Mißbrauch des Amtsgeheimnisses zu stottern. Verziehen hat er mir freilich die Sache nicht. In seinen Vorlesungen suchte er seine Unbekanntschaft mit neuen Lehren und Thatsachen dadurch zu bemänteln, daß er den Studenten sagte, sie werden finden, daß er viel gutes Altes wieder in sein Recht eingesetzt habe.[1]) Die jungen Leute kamen aber doch schließlich dahinter, und die Phrase wurde sprichwörtlich. Als gar später Wunderlich mit großem Talente und frischem Wissen eine ganz neue Bahn in der theoretischen Medizin einschlug, war es mit Gmelin als Dozenten zu Ende. Dem sei jedoch allem, wie ihm will, mit Ferdinand Gmelin wäre zu leben und auch in Geschäften etwa auszukommen gewesen, wäre sein Bruder Christian nicht gewesen. Dieser hatte mit Ferdinand Aehnlichkeit im Talente, allein sonst war er sehr verschieden von ihm. In seiner Wissenschaft war er für jene Zeit sehr

---

[1]) „Seine Behandlungsweise war eklektisch, von der Philosophie die Form entlehnend, ohne jedoch an den Verirrungen der naturphilosophischen Medizin teilzunehmen" (Klüpfel, Geschichte . . ., 484).

bedeutend;[1]) als Lehrer that er seine Schuldigkeit, wenn er auch nicht sich so aufopferte wie Liebig oder Bunsen. Dagegen war er unsäglich roh in allem andern; seine Reisen hatten ihm in allgemeiner Bildung nichts genützt. Im Gegenteil setzte er etwas darein, in äußerer Erscheinung, Haltung, Sitte und Sprache ausgesucht plebejisch zu sein. Er verdiente seine Studentenbeinamen „Holzspälter", „Schmiedsknecht" vollkommen. Dabei war er streitsüchtig, unruhig, in der Diskussion ungezogen sarkastisch. Er war es, welcher seinen Bruder immer wieder aufhetzte und der ihre Anhänger durch Spott und Grobheit vorwärts trieb, kurz das böse Prinzip. Mit ihm war Auskommen und Versöhnung nicht möglich. Er wurde noch in guten Jahren sehr krank an Gicht und erreichte kein hohes Alter.

Daß den Kern der Anhänger Autenrieths die katholischen Theologen bildeten, habe ich bereits bemerkt. In die hier zunächst erwähnte Altersgruppe gehörten: Drey, Hirscher, Herbst, Feilmoser. Alle ernsthafte, würdige Männer (einige Peccadillen konnte man leicht nachsehen); ohne Intriguen und zufrieden mit der Stellung, welche die Regierung ihrer Wissenschaft auf der Universität gegeben hatte; höchst tolerant. Daß ihnen Autenrieth immer die besten Worte gab, war natürlich genug. Drey war ein ernster Mann, in Geschäften gar nicht übel bewandert; lebte mit einer alten Haushälterin, welche ihm früher wohl mehr gewesen war, zurückgezogen und konnte es schwer verwinden, daß seine Wahl zum Bischof von Rottenburg vom Papste zurückgewiesen worden war.[2]) Hirscher war das Bild eines feinen, gebildeten katholischen Geistlichen; man sah mit Vergnügen sein schönes Gesicht, seine großen, schwarzen Augen; er sprach leise, ging gebückt und langsam, war auch in Geschäften sanft und liebenswürdig, allgemein beliebt und geachtet. Daß er einmal einen kühnen Versuch zu einer Kirchenreform machte,[3]) namentlich die

---

[1]) Ch. Gottlob Gmelin war der erste, der das Ultramarin künstlich darstellte. Seine ausgedehnten Reisen führten ihn nach Paris, Berlin, Stockholm und London. Geb. 1792, starb er als o. Professor der Chemie und Pharmacie 1860 (Stammbaum der Familie Gmelin LIX).

[2]) J. Seb. Drey war als erster Bischof für Rottenburg in Aussicht genommen. Er hatte sich aber durch eine Dissertation über das Bußwesen der alten Kirche in Rom mißliebig gemacht, und dann wollte man auch den Weihbischof Keller nicht zur Seite schieben. Vgl. den Nekrolog in der Theologischen Quartalschrift XXXV. 346—347.

[3]) In der vielgenannten Schrift „Die kirchlichen Zustände der Gegenwart. 1849". Hirscher gab hierauf eine Erklärung ab, „welche fast wie ein Widerruf aussah" (vgl. Lutterbeck in Allgem. dtsch. Biogr. XII. 472). Im badischen Kirchenstreit trat er ein für die Freiheit der Kirche und den Erzbischof. Nach Freiburg wurde er 1837 als Professor der Moral und Religionslehre berufen; Domdekan wurde er 1850, nachdem er schon 1839 in das Domkapitel aufgenommen worden war (v. Weech, Badische Biographien, I. 372—377.

Aufhebung des Cölibates beantragte, es aber nicht bis zum Märtyrertum trieb, ist bekannt; so etwas lag nicht in seiner Natur. Ich habe ihn wohl gekannt. Schon als Student wohnte ich mit ihm in demselben Hause; später nahm er meine Freude an seiner Sammlung von altdeutschen Gemälden freundlich auf. Daß er Tübingen verließ, um die Stelle des Domdekans in Freiburg zu übernehmen, war ein schwerer Schlag für die Universität, welchen man gern abgewendet hätte. Bischof Keller wendete sich an mich, um ihm Vorstellungen zu machen (so harmlos waren damals die konfessionellen Verhältnisse), allein ich richtete nichts bei ihm aus; er behauptete, bereits gebunden zu sein. In Baden ist er noch jetzt in bestem Andenken, namentlich auch als Mitglied der Ersten Kammer. — Herbst dagegen war der Typus eines aus dem Bauernstande stammenden Priesters in Gesicht, Haltung und Redeweise; aber ein grundehrlicher, offener Mann und, soviel ich weiß, als Orientalist sehr nützlich. Von seinem Eifer für die Bibliothek, aber auch von seinem gänzlichen Mangel an Organisations- und Geschäftssinn habe ich oben [1]) gesprochen. — Der Tiroler Feilmoser war ein harmloser, behäbiger Mönch, [2]) welcher daherschritt, als trüge er noch die Kutte. Er führte eine gar ergötzliche Wirtschaft mit einer „Hauserin", welche keck ihr spitzes grünes Hütchen mit der Goldtroddel trug. — Weniger unbeanstandbar waren einige andre geschworene Anhänger Autenrieths. Ich will deren nur zwei nennen. Der eine derselben war geradezu disreputierlich, nämlich Michaelis, [3]) ein Jurist, getaufter Jude von der schlimmsten Art. Als Lehrer verächtlich, da er sich, wo irgend möglich, sein Leben lang mit Eichhornschen Heften begnügte, ohne auch nur je ein Jota durch eignes Studium beizufügen, so daß er von dem Augenblicke an, in welchem ein andrer seine althergebrachten Fächer las, keinen Zuhörer mehr hatte; von den niedrigsten Gesinnungen in allem und jedem; kriechend höflich gegen jeden, dem er Einfluß zutraute, und wenn dieser ihn mit Füßen stieß. Er stand zum Beispiel in dem wie ich glaube ganz unbegründeten Verdachte, daß er die schriftlichen Prüfungsfragen an die Kandidaten um Geld verrate, und bewog zuerst uns, später selbst das Ministerium zu den für jeden nicht ganz ehrlosen Menschen beleidigendsten Vorsichtsmaßregeln. Daß er sich

---

[1]) S. 153. Der Nachruf in der Theologischen Quartalschrift 1836, S. 770 führt an, daß die Universitätsbibliothek unter J. G. Herbst eine geregelte Verwaltung erhalten habe.

[2]) Andreas Benedikt Feilmoser, geb. zu Hopfgarten in Tirol, war vor seiner im Jahre 1820 erfolgten Berufung nach Tübingen Benediktiner im Stifte Fiecht (Theologische Quartalschrift 1831, S. 744—748).

[3]) Was Mohl hier über Michaelis berichtet, ist nur eine Erweiterung von dem S. 146 Gesagten.

an Autenrieth drängte, war natürlich genug; allein dieser hätte ihn ferner halten sollen, wenn auch nicht gerade in der Art, wie dies Christian Gmelin that. Der zweite Anhänger, welcher zu wünschen übrig ließ, war Riecke, Professor der Chirurgie und Geburtshilfe. Sicherlich war er nicht so schwarz, als die Gmelin ihn machten; er hatte sogar ganz gute Eigenschaften, aber wahr war, daß er dem praktischen Teil seiner Aufgabe nicht genügte und dadurch der Universität zu großem Schaden gereichte; daß er inhuman gegen die Kranken war; daß er, ein reicher Mann, mit seiner Frau in Geiz wetteiferte; daß er nicht nur einen idealen Schwung in keiner Richtung hatte, sondern ihm ein solcher nur als eine unfaßliche Thorheit erschien; daß er nicht sowohl die Stellung eines Freundes und Anhängers von Autenrieth als die eines Dieners einnahm. Man hat uns wohl vorgeworfen, daß wir viel mit ihm umgegangen seien, ihn selbst endlich in unsern dirigierenden Kaffeekranz aufgenommen haben, obgleich wir selbst keine Achtung vor ihm gehabt haben und haben konnten.[1] Ich will es nicht ganz rechtfertigen, kann es aber doch erklären. Riecke hatte viel Verstand, eine gute allgemeine Bildung, war ein angenehmer Gesellschafter, welcher nie etwas verdarb, verstand namentlich Spaß, selbst wenn er weit ging. Als operierender Chirurg mochte er ungeschickt sein, aber er war ein sehr guter theoretischer Lehrer. Dabei machte er uns eifrigst den Hof; wir konnten uns unbedingt auf ihn verlassen, er war uns nützlich. Das Parteileben bringt es so mit sich, daß man es nicht so genau mit den Genossen hält, und nicht bloß das Unglück, sondern auch ein gemeinsames Treiben verschafft zuweilen wunderliche Bettgenossen. Wie wir mit Riecke eigentlich standen und was wir uns mit ihm erlaubten, mögen am besten einige Anekdoten zeigen. Er hatte die Feldzüge von 1813—1815 als Militärarzt mitgemacht, machte aber kein Hehl daraus, daß er sich nicht zum Helden berufen gefühlt habe, und erzählte gern mit Selbstironie von verschiedenen Fällen, in welchen er sich daran erinnert habe, daß Vorsicht die bessere Hälfte der Tapferkeit sei. Als nun König Wilhelm eine Militärmedaille für diejenigen stiftete, welche Kriege mitgemacht hatten, wurde sie natürlich auch Riecke verliehen. Er war aber gerade auf einer Reise in Ungarn bei Verwandten, und so verschafften wir uns ein Exemplar der Medaille, schrieben ein scherzhaftes Dekret, in welchem ihm zuerst Feigheit strafend vorgehalten, dann aber Verzeihung verkündet und die Medaille übermittelt wurde. Auf die Adresse setzten wir die Inhaltsdeklaration: Inhalt ein Militärorden; Wert ein Kreuzer. Der Scherz gelang ganz gut, indem das Schreiben Riecke mitten in einem großen Gastmahle

[1] Vgl. oben S. 177. — Minister Karl v. Riecke beschreibt in seiner anziehenden Schrift „Meine Voreltern“ S. 78—79 den Lebensgang des Professors.

zukam und von ihm vorgelesen werden mußte. (Es machte ihm jedoch, merkwürdig genug, Verdruß bei der Polizei. Er wurde schon in Pest vorgefordert und darüber hart angelassen, daß man Hohn treibe mit einer Dekoration; und auch in Wien fand er bei der Rückreise, daß der schwere Fall bereits an die oberste Polizeistelle gemeldet worden war, welche ihm auferlegte, seine Bekannten zu warnen, daß sie fürder solche schlechte Späße in den kaiserlichen Staaten nicht treiben möchten.) Ein andres Mal hörten wir, daß er, der gar keine ärztliche Praxis hatte, in das benachbarte Sigmaringensche zu einem Kranken berufen worden sei. Wir faßten nun ein Dekret der fürstlichen Regierung ab, in welchem ihm eine Verordnung ins Gedächtnis gerufen wurde, daß ausländischen Badern und Hühneraugenschneidern das Praktizieren in den hochfürstlichen Landen bei Strafe verboten und ihm solches Thun künftig untersagt sei, wenn er sich nicht vor eine Prüfungskommission von zwei Dorfbarbieren und einer Hebamme stelle. Wir schlossen das Schreiben mit einem von einer Geldrolle abgelösten sigmaringischen Siegel und bewogen den Briefträger, es bei Riecke abzugeben. Abends war Ball, und wir warteten gespannt darauf, was er uns sagen würde, denn wir dachten nicht anders, als daß er augenblicklich erraten haben werde, wer die Urheber seien. Wer schildert nun unsern Jubel, als wir von ihm, der sehr verdrießlich und einsilbig war, auf eindringliches Fragen erfuhren, er habe eine unangenehme Mitteilung erhalten? Unsre Freude dauerte jedoch nicht lange. Als er nämlich beifügte, er habe soeben ein Schreiben auf die Post gegeben, in welchem er sich bei dem Fürsten beschwere, war es nun an uns, bei dem Postdirektor den Abgang des Briefes augenblicklich zu hintertreiben.

Wende ich mich nun zu den Anhängern der Gmelin, so sind hier vor allem die Mitglieder der evangelisch-theologischen Fakultät zu nennen. Sie waren mit der Regierung aus mehrfachen Ursachen nicht zufrieden. Zunächst war ihnen die Errichtung einer katholischen Fakultät, wenn sie auch äußerlich Frieden hielten, widerwärtig, weil dieselbe die Universität ihres Charakters einer streng protestantischen Anstalt mit vorherrschend (protestantisch-)theologischem Einflusse zerstört hatte. Die Uebertragung der ihrem Senior seit Jahrhunderten gehörigen Kanzlerwürde an Autenrieth war ein stets nagender Wurm für sie. Das Schönthun des letzteren mit den Katholiken und sein oft taktloses Einmischen in ihre eignen Angelegenheiten und selbst in ihre Wissenschaft ärgerte sie. Der König und die Regierung waren theologisch in keiner Weise beeinflußt oder zu beeinflussen. Kurz, sie waren mißvergnügt und deshalb zu einer Opposition geneigt, namentlich zu einer reaktionären, wenn sie auch die persönlichen Leidenschaften der Gmelin nicht teilten und Christians Benehmen nicht nach ihrem Geschmacke sein mochte. Der erste unter ihnen war B e n g e l, ein Nachkomme der

berühmten Theologenfamilie; eine stattliche, vornehme, kalte Erscheinung, welchem die Erteilung des Prälatentitels keine Entschädigung für das entzogene Kanzleramt war. Ob er in der Wissenschaft so hoch stand als er bis dahin und vor dem Auftreten der kritisch-geschichtlichen Schule Baurs gehalten wurde, vor allem aber sich selbst hielt, kann ich nicht beurteilen; er war aber jedenfalls eine würdige Respektsperson und seine Zustimmung nicht zu unterschätzen. Ich habe ihn wenig mehr gekannt; er starb, allgemein betrauert und noch in den besten Jahren,[1]) bald nach meinem Eintritte in den Senat. Auf ihn folgte Steudel,[2]) ein dunkler Erdensohn, wenn je einer war. Von sehr mittelmäßiger Begabung, geringem Wissen, kränklich und schwarzgallig, pietistischer Hinneigung, hielt er sich für ein ausgewähltes Rüstzeug Gottes, welches berufen sei, überall für Zucht und Frömmigkeit zu sorgen. Sein Hochmut stand in geradem Verhältnis zu seiner Beschränktheit. Strauß ist in seinen Streitschriften grausam mit ihm verfahren, aber nicht ungerecht. Schmid, Professor der praktischen Theologie, bedeutend jünger als die beiden vorstehenden,[3]) wäre kein unebener Mann gewesen nach Verstand und Sitten; allein er war höchst indolent und dabei doch von geistigem Hochmute erfüllt, an welchem Christian Gmelin ihn wohl zu fassen verstand. Nach Bengels Tod kamen Kern und Baur in die Fakultät; sie waren beide bisher Professoren an dem niederen Seminar in Blaubeuren gewesen. Kern galt damals als der bedeutendere, und, merkwürdig genug, nur weil er die Bedingung stellte, wurde auch Baur nach Tübingen berufen. Das Verhältnis dreht sich freilich bald um. Daß die Neueintretenden sich an ihre nächsten Amtsgenossen anschlossen, damit aber an die Gmelin, war begreiflich genug; je weniger aber doch eigentlich innere Uebereinstimmung war, desto leichter waren sie später zu trennen, wie oben bereits angeführt ist. Kern war ein gescheiter und in Geschäften nicht ungeschickter Mann, mit welchem sich leicht leben ließ. Ich habe ihn jedoch wenig gekannt; er starb bald früh, nachdem er lange gekränkelt hatte.[4]) Ueber Baur möchte ich ausführ-

Kern ü
Baur
✓

[1]) Ernst Gottlieb Bengel, geb. 1769, starb am 23. März 1826. Seine Vorlesungen umfaßten das ganze Gebiet der geschichtlichen Theologie und waren sehr geschätzt; über seine Stellung in der Wissenschaft vergleiche Baur in Klüpfel, Geschichte . . ., 241—245.

[2]) J. Ch. F. Steudel, geb. 1779, ord. Professor 1815. Bengels Vorlesung über Dogmatik übernahm er nach dessen Tode. Seinen Angriff auf Dav. F. Strauß erwiderte dieser in dem ersten Hefte der „Streitschriften". Zur Charakteristik des letzten Wortführers des Tübinger Supranaturalismus ist zu vergleichen Klüpfel a. a. O. 417, wo sich Baur über seinen Kollegen ausspricht.

[3]) Ch. F. Schmid, geb. 1794, ord. Professor 1826. K. Weizsäcker schildert ihn in Herzogs Realencyklopädie, 2. Aufl., XIII. 596—598.

[4]) F. H. Kern, geb. 1790, Professor in Tübingen 1826, starb 1842.

licher reden; nicht weil ich bald sein Schwager wurde,[1]) sondern weil ich als solcher das wunderbar eigentümliche Wesen dieses berühmten Mannes genauer kennen gelernt habe. Er war, um damit zu beginnen, von allen Menschen, welche ich je gesehen habe, der am wenigsten weltläufige, in praktischen Dingen erfahrene oder auch nur urteilsfähige, ein wahres Kind im täglichen Leben; der deutsche Gelehrte, wie er im Buche steht, oder, noch genauer bezeichnet, der württembergische Stiftler. Er hatte sein Leben in den Seminarien als Schüler, dann als Lehrer zugebracht; über die Traditionen und den Gesichtskreis derselben ging seine Lebenserfahrung, Menschenkenntnis und Beurteilung der Dinge nicht hinaus. Es wäre vermessen und lächerlich, wenn ich ihm großen Scharfsinn in seinen Wissensgebieten, kühne Kombinationsgabe und einen weiten Ueberblick über geschichtliche Thatsachen bestreiten wollte; allein ich unterfange mich zu behaupten, daß seine Urteilsfähigkeit nicht auf gleicher Höhe stand. Es ist hier nicht der Ort, diese Behauptung ausführlich zu begründen; ich habe aber Baur genugsam gekannt, um mich für berechtigt zu erachten, sie auszusprechen. Wie dem aber auch sein mag, jedenfalls war er ein sehr bedeutender Mann. Sein Wissen war staunenswert, sein Fleiß unbegreiflich, seine Ueberzeugung tief und aufrichtig, sein ganzes Wesen von hohem Ernste; kein Wunder also, daß er einen so mächtigen Einfluß auf die Jugend ausübte, Schüler bildete wie Strauß, Vischer, Zeller. Im häuslichen und bürgerlichen Leben hatte er keinen Makel; er war ohne Falsch, von Zetteleien und Intriguen meilenweit entfernt, dabei, er der „Heidenbaur", wahrhaft fromm, wenn auch nicht nach der Schablone des Katechismus; aber er war keine glücklich angelegte Natur. Er nahm alles schwer, konnte sehr heftig werden und hatte eine Neigung zur Melancholie.[2]) Die übrigen Anhänger der Gmelin aus der mittelalterlichen Kategorie kamen nicht sehr in Betracht. Tafel[3]) war ein Halbnarr; Schübler,[4]) der Botaniker, eine klägliche Mittelmäßigkeit, beschäftigt mit sinn- und zwecklosem Sammeln und Tabellenmachen. Der Historiker Haug von einer trostlosen Dürre und Beschränktheit, welcher jahraus jahrein über

---

[1]) Ferd. Ch. Baur verheiratete sich 1821 mit Emilie Becher.

[2]) Eine ausgezeichnete Schilderung der Persönlichkeit Baurs hat man von Zeller in dessen „Vorträge und Abhandlungen" I. 372 f. Mohl, der Schwager, und Zeller, der Schwiegersohn, stimmen im wesentlichen miteinander überein. — Ein vortreffliches Porträt des großen Theologen s. in „Das 19. Jahrhundert in Bildnissen" II. 129.

[3]) Ueber Tafel hat sich Mohl schon oben ausgesprochen S. 174.

[4]) Als Schriftsteller hat sich Gustav Schübler durch seine „Flora von Württemberg" und „Grundsätze der Agrikulturchemie" bekannt gemacht. Dem akademischen Lehrer verdankten viele jüngere Botaniker reiche Anregung (Allgem. dtsch. Biogr. XXXII. 639—640).

allgemeine Weltgeschichte las,[1]) deren Geist für ihn ein Buch mit sieben Siegeln war. Wäre Uhland länger bei der Universität gewesen[2]) und hätte er an der Leitung derselben Anteil genommen, so wäre er freilich hier auch zu nennen gewesen, denn er war mit den Gmelin eng verbunden. Dem war jedoch nicht so, und ich will, auf die Gefahr hin, für einen Barbaren erklärt zu werden, unumwunden bekennen, daß ich es nicht bedauert habe. Keineswegs bloß aus Parteigründen, auf einen mehr oder weniger kam es wenig an, sondern weil meine Bewunderung, selbst meine Achtung vor Uhland immer nur eine mäßige und bedingte war. Ich mäkle nicht an seinem Dichterruhm; ich will, wenn es verlangt wird, die Wichtigkeit seiner litteraturgeschichtlichen Forschungen einräumen; es ist mir bekannt, daß er während der kurzen Zeit seines Lehramtes anregend wirkte auf einen kleinen Kreis; und ein Name wie der seinige ist immer von Wert für eine Universität. Damit ist aber auch meine Anerkennung erschöpft, und ich stimme nicht ein in den Panegyrikus, welchen einer dem andern gedankenlos nachschwatzt. Zunächst habe ich nie anständig gefunden, daß Uhland sich sein Lebenlang aus dem Vermögen seiner Frau unterhalten ließ, ohne durch eigne Arbeit etwas beizutragen. Die Frau mag ihn noch so hoch gestellt haben, meinem Urteile nach war das Verhältnis gegen die Mannesehre. Sodann behaupte ich, daß das Preisen seiner Einfachheit und Bescheidenheit Humbug ist. Einfachheit und ungehobeltes Benehmen sind verschiedene Dinge, und ich habe Uhland so wenig wirklich bescheiden gefunden, daß er mir vielmehr unausstehlich hochmütig erschienen ist, einer von den unleidlichen Menschen, welche auf die ganze Welt mit Verachtung herabsehen, weil sie allein die Tugend und das Verdienst gepachtet haben. Endlich ist er mir stets als Politiker ich weiß nicht ob mehr lächerlich oder verächtlich gewesen. Von einem selbständigen Urteile oder gar einer staatsmännischen Auffassung war niemals die Rede, ob er nun mit der verrotteten altwürttembergischen Landschaftspartei ging oder zu den bissigen Stimmführern der Krakeeler nach dem Jahre 1830 gehörte oder endlich sich, eine Schande für einen gebildeten Mann, unter die äußerste Linke im Frankfurter Parlamente setzte. Immer ging er eben mit denen, welche

[1]) Seit 1850 las Karl F. Haug nicht mehr über Universalgeschichte, sondern über einzelne Perioden der Staatengeschichte. Während er vorher sein Manuskript ablas, fing er jetzt in seinem 57. Lebensjahre noch an, jeden Vortrag auswendig zu lernen, und wurde im Laufe der Jahre ein geschätzter Lehrer. Vgl. „Carl Friedrich Haug. Mittheilungen aus seinem Leben . . . 18 f."

[2]) Uhland war Professor der deutschen Litteratur und Sprache 1829—1833. — Von seiner akademischen Wirksamkeit handelt Klüpfel a. a. O. 373 und ausführlich Holland in „Zu L. Uhlands Gedächtnis. Mitteilungen aus seiner akademischen Lehrthätigkeit". Leipzig 1886.

Opposition machten, mochten diese sein und führen, wohin sie wollten. Er war kein Staatsmann und verstand nichts von Geschäften, sagt man. Zugegeben; allein warum ließ er nicht, was nicht seines Handwerks war? — Ich würde übrigens einen falschen Begriff von den Mitgliedern des Senates im mittleren Alter geben, wenn ich sie nur in unbedingte Anhänger Autenrieths oder der Gmelin teilte. Es waren auch einige zum Teil nicht unbedeutende Männer vorhanden, welche sich in der Mitte hielten, je nach ihrer Ansicht im einzelnen Falle stimmten und dadurch allerdings die Berechnungen oft täuschten. Hierher gehörten namentlich Schrader, Samuel Marum Mayer, Rapp, Sigwart, Jäger, eine Zeitlang Ewald.

Schrader war ein tief gelehrter Romanist, eifriger Anhänger der geschichtlichen Schule, von Charakter ein vortrefflicher, wohlthätiger, harmloser Mensch, aber ohne eine Spur von Urteil. Er verbrachte wohl dreißig, vierzig Jahre seines Lebens mit Vorbereitungen zu einer kritischen Herausgabe des Corpus juris, welche er so weitläufig anlegte, daß ein Kind die Unmöglichkeit einer Vollendung schon von Anbeginn einsehen konnte, und deren ganzes Ergebnis denn auch nach unsäglicher Arbeit und großen Kosten eine in einem Meere von Lesearten und nutzlosen Noten ersäufte Ausgabe der Institutionen war. Von den Pandekten wurden nur einige Titel fertig.[1]) Nicht nur opferte Schrader selbst diesem unmöglichen Unternehmen sein ganzes Leben, sondern er unterhielt auch auf seine Kosten junge Leute und ließ sie reisen, um Handschriften zu vergleichen und immer weitere Varianten aufzuhäufen (ein Mißbrauch derselben, welcher bei einem andern als gewissenlos hätte bezeichnet werden müssen, den er aber im besten Glauben beging). Er war pietistisch und eitel; an dem einen oder dem andern Faden konnte man ihn leicht lenken. Karl Georg Wächter, der seine Nichte[2]) zur Frau hatte, tyrannisierte ihn, wenn er Lust dazu hatte und es in seinem Vorteil lag. Ich kam gut mit ihm aus, verehrte ihn wegen staunenswerter Beispiele von Gutmütigkeit und Aufopferung, und er ließ mich, da er mich als arbeitsam kannte, gelten, obgleich ich ihm als frivoles Weltkind erscheinen mußte.

Mayer,[3]) ebenfalls Romanist, war ein getaufter Jude. König

[1]) Die Institutionen erschienen 1832, eine Probe aus dem Pandektentitel „De origine juris" 1837. Die jüngeren Mitarbeiter Eduard Schraders waren G. J. Tafel und Clossius, an Stelle des letzteren später J. C. Maier. Ueber seine verfehlte Editionsmethode vgl. auch Landsberg in Allgem. dtsch. Biogr. XXXII. 428—429.

[2]) Emilie Johanna Baumeister aus Hamburg (v. Georgii-G., Biogr.-genealog. Blätter, 1041).

[3]) Samuel Marum Mayer, geb. 1797 in Freudenthal, besuchte bis zu seinem 14. Lebensjahre eine Talmudschule, dann, von König Friedrich, dem er sich selber mit einer Bittschrift genaht hatte, unterstützt, das Stuttgarter Gymnasium und

Friedrich war auf seine ungewöhnliche Begabung aufmerksam gemacht worden und hatte ihn das Gymnasium in Stuttgart schon ganz herangewachsen besuchen lassen, welches er denn in wenigsten Jahren von der untersten bis zur obersten Klasse durchlief. Da die Juden noch nicht emanzipiert waren, so mußte er nach der Universität, wo er sich ebenfalls sehr ausgezeichnet hatte, unter fremdem Namen advozieren, ging dann aber, jetzt getauft, zur akademischen Laufbahn über. Trotz seines unleugbaren großen Wissens und seines Eifers glückte es ihm jedoch auf dieser nur mäßig; die jungen Leute mutete sein haarspaltender Scharfsinn und sein fanatischer Pietismus nicht an. Immer arm geblieben, zog er sich von allem Verkehre, außer mit einigen religiösen Gesinnungsgenossen, ganz ab, das Bild eines nicht sehr reinlichen Rabbiners darbietend. Im Senate machte er sich, mit Steudel und Schrader, zur Aufgabe, die evangelisch-theologische Fakultät vor freisinnigen, die philosophische vor ungläubigen Lehrern zu bewahren, und wir hatten manchen Kampf mit ihm zu bestehen. Bei seinem rabbinischen Scharfsinn und seiner rabulistischen Dialektik war er kein verächtlicher Gegner, und an Keckheit ließ er es auch nicht fehlen. Eines Tages erlaubte er sich zu sagen: er habe das Glück gehabt, erst als Mann die Lehren des Christentums kennen zu lernen und in sich aufzunehmen, während wir als Kinder getauft und mechanisch in der Religion erzogen worden seien; was mich dann zu der Erwiderung bewog: ich sei der Ansicht Sancho-Pansas, daß es doch seine Vorteile habe, ein alter Christ zu sein.

Zu den mehr oder weniger Neutralen mochte auch noch der Anatom und Zoolog Rapp gerechnet werden, ein sehr gelehrter und eifriger Mann, aber von mäßiger Begabung. Anscheinend sehr still und fast schüchtern, war er sehr ehrgeizig und erbittert darüber, daß seine Verdienste von der Welt nicht in dem Grade anerkannt wurden, auf welchen er Anspruch zu haben glaubte. An diesem Aerger und dem daraus stammenden Neide wußte ihn Christian Gmelin, sein Jugendfreund, zuweilen zu fassen, doch machte Rapp im Grunde nicht gern Opposition und war uns nicht grundsätzlich abgeneigt.

Nicht hoch in Betracht kamen Jäger und Sigwart, beide Professoren in der philosophischen Fakultät, ebenso Ephori (Vorsteher) des evangelischen Seminars; der erstere eine Art von Orientalist,[1]) der andre

von 1815 an die Universität Tübingen, wo er 1829 Privatdozent und, nachdem er 1834 zum Christentum unter schweren inneren Kämpfen übergetreten war, 1837 Ordinarius wurde (Allgem. dtsch. Biogr. XXI. 128—130).

[1]) Die wenigen Schriften des Professors Gottlieb F. Jäger bewegen sich auf dem Gebiete des Alten Testaments. Der ihm gewidmete Nachruf im N. Nekrolog der Deutschen 1843 I. 505—512 ist stark panegyrisch gehalten.

Philosoph. Jäger war ein Mann von Verstand, aber eine gemeine und frivole Natur. Als Gelehrter und Lehrer ganz unbedeutend, hatte er einen schädlichen Einfluß auf die von ihm überwachte Anstalt. Nicht nur, weil er die Disciplin in einer unwürdigen und von sittlicher Heuchelei und Ausspäherei beeinflußten Weise handhabte, sondern hauptsächlich, weil er keinen Einfluß auf die jungen Leute hatte, sie nicht zu einer höheren Auffassung ihrer Studien und ihres Berufes zu erheben versuchte oder auch vermocht hätte. Er hatte sich eng an die Gmelin angeschlossen, welche ihn aber auch nicht groß achteten; als deren Stern zu erbleichen anfing, hätte er sich gern uns zugewendet. Wir machten uns jedoch nicht viel mit dem unzuverlässigen und bei niemand in Ansehen stehenden Manne zu thun. Sigwart war ein dunkler Erdensohn, schwerfälligen Geistes, unsagbar langweilig als Lehrer. Die Philosophie war zwischen Schott, Eschenmayer und ihm schlecht genug bestellt, bis jüngere Kräfte sich dem Fache widmeten. Was endlich Ewald betrifft, welcher Tübingen von 1838—48 angehörte, so war er allerdings als Gelehrter und Schriftsteller ein bedeutender Mann und leistete Theologen und Philologen große Dienste; allein er war für die Universität ein widriges und störendes Element. Mit allgemeinen Sympathien als einer der Göttinger Sieben aufgenommen, verscherzte er diese sehr bald. In engster Beschränktheit legte er an alle Verhältnisse nur den Maßstab von Göttingen, und was in diese Schablone nicht paßte, wurde als unwürdig, ungenügend, unsittlich verurteilt, wenn es auch entschieden besser war als der entsprechende Göttinger Zustand oder dort gar nichts Aehnliches bestand, wie zum Beispiel die beiden Seminare. Bald fing er nach allen Seiten Streit an; mit Baur und seinen Schülern als Heiden, mit den Pietisten als nicht in seiner Art fromm, mit den Katholiken als Götzendienern. Eine verkehrte und ungezogene Flugschrift folgte der andern. Der Mann war offenbar aus Hochmut halb närrisch und dabei unsäglich roh und innerlich ungebildet. Wer in irgend einer Sache von seiner Ansicht abwich, war nicht bloß ein Thor, sondern ein Verworfener. So erklärte er zum Beispiel einen unglücklichen Orientalisten,[1]) welcher überdies sein Schüler gewesen und ihm zuliebe nach Tübingen gezogen war, in einer amtlichen Erklärung für einen „unsittlichen" Menschen, weil er in einer Frage der hebräischen Grammatik andrer Meinung zu sein wagte als er. Von einem Danke oder einer Anerkennung war nie und nimmermehr die Rede; mehr als zu viel Ehre für Tübingen, daß er überhaupt es seiner Gegenwart würdigte. Nur als er, freilich unmotiviert

[1]) Wohl E. Meier, 1841 Privatdozent, 1847 a. o., 1856 o. Professor. Ueber den Streit s. Klüpfel, Geschichte . . ., 387. Den Vorwurf der Unsittlichkeit erhob G. H. A. Ewald in drei Streitschriften gegen seine Kollegen, den Kanzler und Minister.

genug, einen Orden erhielt, sagte er mit einer Art von Bewegung zu mir: „Ich habe dies nicht verdient!" was ich denn nur bestätigen konnte. Es war, denke ich, eine allgemeine Befriedigung, als er wieder nach Göttingen zurückkehrte. Daß er sich weder der einen noch der andern von unsern Richtungen anschloß, war begreiflich genug; allein es geschah nicht etwa, weil er unparteiisch und weiter blickend über ihnen stand, sondern aus Unfähigkeit, sie zu begreifen, und aus hochmütiger Unbekümmertheit. Wes Geistes Kind der Mann ist, zeigt er jetzt (1871—1873) im Deutschen Reichstage zum Ergötzen von ganz Deutschland.

Ich wende mich endlich zu der jüngeren Generation. Dieselbe fiel zwar keineswegs nach Ansichten und Gesinnungen völlig zusammen mit uns enger verbundenen Freunden; allein zwischen ihr samt und sonders bestand doch der wesentliche Unterschied von den älteren, daß ihre Richtung nicht rückwärts, sondern auf die Gegenwart und Zukunft gerichtet war. Nicht die Fleischtöpfe der früheren korporativen Zustände, sondern die möglichst günstige Ausbildung des Bestehenden war ihr Ideal. Ich beginne, wie billig, mit den mir zunächst Stehenden.

Karl Georg Wächter ist — denn er lebt noch, als ich dieses schreibe[1]) — ein wirklich merkwürdiger Mann, in manchen Beziehungen ein psychologisches Rätsel, womit nicht gesagt sein soll, daß er nur lobenswerte Eigenschaften habe. Ganz unzweifelhaft ist er von seiten der geistigen Fähigkeiten vortrefflich von der Natur ausgestattet. Er faßt schnell und richtig, hat einen unbestechlichen gesunden Menschenverstand, Wissen und Geistesgegenwart, spricht gut in der Debatte und als vorbereiteter Redner. Namentlich ist er ein sehr logischer Kopf, als Gelehrter und in Geschäften; es fällt ihm in einem Grade, wie ich nur noch bei Vangerow gesehen habe, alles sogleich in die richtigen logischen Kategorien, seine Beweisführung ist klar und schlagend, deshalb ist er nicht nur bis in sein hohes Alter ein weit und breit berühmter Lehrer gewesen, sondern auch ein Präsident größerer Versammlungen, wie Deutschland vielleicht keinen zweiten hat. Dabei ist er, wenn nicht sonst abgezogen, sehr fleißig und äußerst zuverlässig in seinen Arbeiten. Er nimmt keine Behauptung, kein Citat auf Treu und Glauben an, sondern untersucht sie alle erst selbst, ehe er sie zuläßt oder verwendet. Dies alles aber hindert ihn nicht, auch staunenswert leichtsinnig zu sein und nur zu oft zu vergessen, was er sich selbst und seiner Stellung schuldig wäre. Er spielt gern und so hoch man will. Ohne irgend ein habitueller Trinker zu sein, nimmt er mit Vergnügen an einem Gelage bis zum lichten Morgen teil. In Stuttgart trieb er es,

---

[1]) K. G. v. Wächter starb am 15. Januar 1880. — Die reichhaltige Litteratur über ihn findet man in Heyd, Bibliographie der württ. Geschichte, II. 664.

und zwar als Kanzler und Präsident der Zweiten Kammer, bunt genug in der Gesellschaft junger Offiziere und machte, namentlich in der Gesellschaft des Kronprinzen, Scherze mit, welche man im Publikum laut tadelte. Bis auf den gegenwärtigen Tag reist er aus jeder Veranlassung und ist dann in jeder Zusammenkunft bei der Hand wie der jüngste. Alles aber ohne ernstliche Beeinträchtigung seiner Arbeiten. Nach einer durchschwärmten Nacht konnte er sich, ehe er zu Bette ging, noch eine Stunde an den Pult stellen und an seinem württembergischen Privatrecht schreiben, um seine Nerven zur Ruhe zu bringen; und man weiß, welch gründliches Werk dies ist. Geistreich möchte ich ihn eigentlich nicht nennen, und witzig ist er gar nicht; aber er hat den glücklichsten Humor, eine liebenswürdige Art aufzuschneiden, und ist dadurch ein höchst angenehmer Gesellschafter. Ebenso kann man ihm keine allgemeine und feinere Bildung nachrühmen, ich möchte bezweifeln, daß er je einen Dichter gelesen hat, etwa mit Ausnahme einiger deutscher Klassiker, oder auch nur einen Geschichtschreiber, den er nicht etwa zu seinen Arbeiten gebrauchte; er versteht keine fremden Sprachen, hat keine Freude an Musik oder bildenden Künsten, ist trotz seines beständigen Umherwanderns niemals über Deutschlands Grenzen hinausgekommen: dies alles stört aber weder ihn noch andre. Er affektiert nichts, was er nicht weiß und will, giebt also keine Blößen, giebt sich unbefangen wie er ist und was er ist, mit Recht glaubend, es sei dies schon genug. Im Charakter überwiegen die schlimmen Seiten. Wächter ist zwar nicht ungutmütig, nicht neidisch, gönnt jedem alles Gute, vorausgesetzt, daß es nicht mit seinen eignen Interessen streitet; aber er ist ein hartgesottener Egoist, welcher rücksichtslos über alles weggeht, was ihm im Wege steht, und von Zuverlässigkeit ist so wenig die Rede als von einer ernstlichen Ueberzeugung. Zehnmal in seinem Leben hat er seine politische Richtung geändert, wie eben der Wind ging, denn zum Märtyrer findet er sich nicht berufen. Wenn ihm eine Stelle unangenehm ist oder sie ihm bedenklich zu werden scheint, so wirft er sie kurzerhand weg, ohne Rücksicht, was man davon denken mag. So zum Beispiel legte er nach der Julirevolution, als das einfältige Gerücht ging, die Bauern haben den Odenwald angezündet, seine Stelle als Vizekanzler nieder, trotz der ernstlichsten Bitte der Regierung, welcher eine solche Fahnenflucht ein übler Anfang zu sein schien; er wolle, sagte er mir, der ich von meinem Vater, damals Kultusminister, an ihn geschickt war, in solcher Zeit nicht irgendwie in Evidenz stehen. Merkwürdig ist das Glück, welches er zu allen Zeiten gehabt hat. Wo jeder andre zehnmal den Hals gebrochen hätte, fiel er immer wieder auf die Füße. War durch seine Schuld eine Stellung nicht mehr haltbar, so eröffnete unerwartet ein Todesfall eine andre, bessere. Wenn es in dem einen Lande gar nicht mehr gehen wollte, wurde er in ein

andres berufen. Als er in den dreißiger Jahren zum Kanzler berufen wurde und damit in die Ständeversammlung einzutreten hatte, war die Beratung eines Strafgesetzbuches im Gange, bei welcher er sich von der ersten Stunde an auszeichnen konnte und es auch wirklich in dem Grade that, daß es ihm die Wahl zum Präsidenten eintrug, welches Amt er in aller Bequemlichkeit und mit doppelt hoher Besoldung zwölf Jahre lang bekleidete; wäre er in einen Finanzlandtag eingetreten, so hätte er kein Wort zu sagen gehabt. Aus diesen Elementen setzte sich denn der Ruf, die Wirksamkeit Wächters und unser Verhältnis zu ihm zusammen. Er war und ist in allen Stellungen, welche er eingenommen hat, hochangesehen wegen seiner ungewöhnlichen Brauchbarkeit; war oft und lange gehätschelt, weil er bequem und nicht von unnötigen Skrupeln belästigt war oder mit solchen belästigte; für uns war er ein angenehmer und nützlicher Genosse und Förderer. Allein eine wahre sittliche Achtung hatte er wohl bei niemand, welcher ihn genauer kannte — und er hielt eigentlich nie hinter dem Busche —, je genossen. Unser „leichtsinniger" Wächter (falls nicht etwa ein härteres Wort gebraucht wird) ist noch jetzt eine stehende Bezeichnung. Einen wahren Freund hat er schwerlich je gehabt, aber auch keinen gesucht. Er braucht nur Bekannte und ist sein eigner Freund.

Eine ganz anders angelegte Natur war Karl Wächter (auch er ist kürzlich [1]) gestorben; schon länger von den Schwächen des Alters gebrochen und völlig zurückgezogen von Geschäften und von der Welt). Ohne Zweifel war er lange nicht so begabt wie sein Vetter, auch hat er niemals als Gelehrter hoch gestanden; sein eigentliches Talent war ein rhetorisches. Schon auf der Schule war er berühmt als Redner bei den Feierlichkeiten, und er erhielt diesen Ruf auch auf der Universität als Sprecher der Burschenschaft. Seine allgemeine Bildung war ganz achtungswert, er selbst ein gutmütiger, wohlwollender aber schwacher Mann. Die Laufbahn als Lehrer war nicht glücklich. Sie hatte schon keine eigentliche Grundlage, ein bestimmtes Fach. Vom Römischen Rechte, in welchem er noch als junger Beamter einen guten Anlauf genommen hatte, wendete er sich, als er einen Lehrauftrag erhalten hatte, zum philosophischen Rechte, in welchem er jedoch über die landläufige Kantsche Lehre und die zeitgemäßen naiv-liberalen Anschauungen nicht hinauskam, auch schwerlich je hinausgekommen wäre. Als Professor übernahm er das Deutsche Recht, wozu er keine besonderen Studien gemacht hatte. Der anfänglich, freilich von seiner ehemaligen Verbindung, der Burschenschaft, in Scene gesetzte sehr große Zulauf hörte gar bald auf, was ihm sowie seiner Frau, worauf viel ankam, nicht behagte. Daher benutzte er auch schon nach wenigen

---

[1]) Am 21. September 1874 im 77. Lebensjahre.

Jahren die schnell gewonnene Gunst des Ministers Maucler, um in die praktische Laufbahn zurückzutreten, in welcher er unter diesem Patronate rasch emporstieg. Er wurde Ministerialrat, Staatsrat, Mitglied der Ersten Kammer, Justizminister, Minister der auswärtigen Angelegenheiten,[1] im übrigen ohne besondere Hervorragung. Er ließ sich auch den Freiherrntitel geben und kaufte ein kleines Rittergut.[2] Daß eine demokratische Kammer eine Anklage gegen ihn beim Staatsgerichtshofe nach dem Jahre 1849 anstellte, war eine lächerliche Farce, welche auch mit einer Freisprechung endigte, nebenbei die vollkommen verfehlte Organisation des württembergischen Staatsgerichtshofes in so helles Licht setzte, daß er wohl nie wieder in Bewegung gesetzt werden wird. Später war Wächter nur noch als Mitglied der Ersten Kammer thätig. Wir unsersteils, und ich insbesondere, sind während seines Verweilens an der Universität immer sehr gut mit Karl Wächter gestanden, und er hat getreulich mit uns gemeinsame Sache gemacht. Unmöglich kann man übrigens von ihm sprechen, ohne seiner ersten Frau, einer Tochter des Historikers und nachmaligen Ministers Spittler, zu gedenken, so vorherrschend war sie, so unbedingt bestimmend für ihn. Sie war in der That ein Phänomen an scharfem Verstande, an Kunst der Menschenbehandlung, an kecker Entschlossenheit. Sie machte die Pläne für ihres Mannes Laufbahn, sie gab die Mittel dazu, sie erwarb die dazu nötige Gunst. Und letzteres war ihr nicht eben leicht gemacht: von der Natur von Jugend auf an Skrofeln leidend, war sie in einem Grade unschön, daß es Ueberwindung kostete, sich ihr zu nähern; allein sie wußte dies vergessen zu machen durch Liebenswürdigkeit, Witz, Schmeichelei. Jede Rolle spielte sie meisterhaft: die der naiven jungen Frau, der sorgsamen Hausmutter, der besorgten Gattin des hart arbeitenden Gelehrten, der Kokette, der Dame von Welt; am besten wohl letztere. Nur den Fehler beging sie, daß sie ihre Ueberlegenheit im Haus nicht verbarg, natürlich nicht zu ihres Mannes Gewinn. So hieß er denn bald nur der „Lili" Wächter oder kurzweg der „Lili"; und als er den Titel eines Freiherrn v. Wächter-Spittler annahm, fand dies jedermann nur ganz in der Ordnung. Sie starb noch in jungen Jahren.

Nicht so hervorragend an Geist oder Gelehrsamkeit war Scheurlen, Professor der Prozesse und des Kirchenrechtes, allein ein Mann von seltener Herzensgüte, Geradheit und Freundlichkeit. Es war ein Fehler, daß er sich zum Professor hatte machen lassen, nach dem damals befolgten Systeme württembergischer Inzucht anstatt der Berufungen. Er hatte in kurzer

---

[1]) Die Reihenfolge der hohen Aemter, welche Wächter-Spittler übertragen wurden, findet man in Klüpfel, Die Universität Tübingen . . ., 137.

[2]) Das Rittergut Horn im Oberamt Biberach.

Laufbahn als Richter sich Achtung erworben,[1]) während ihm zum Gelehrten die allgemeine Bildung und der ideelle Schwung abging. Nicht daß es ihm an gesundem Verstande und an richtigem Urteile gefehlt hätte, allein seine ganze Sinnesweise war prosaisch und nüchtern; er kannte das positive Gesetz und lehrte es sorgfältig und gewissenhaft; allein darüber hinaus ging er keinen Schritt. Wir hingen alle an ihm wegen seiner vortrefflichen Charaktereigenschaften und räumten ihm gern das Recht ein, unser strafendes Gewissen zu sein, wenn wir einmal über die Stränge geschlagen hatten, aber uns zu leiten verstand er nicht, begehrte es auch keineswegs. Er blieb, obgleich ihn im ganzen das Gefühl drückte, nicht an der richtigen Stelle zu sein, eine ziemliche Anzahl von Jahren in Tübingen, trat aber endlich zurück in den praktischen Dienst und starb als Präsident des Konsistoriums, eine Stelle, welche für ihn wie geschaffen war, da er Theologie und Kirche sehr hoch hielt. Er hätte verdient, in manchen andern Verhältnissen glücklicher zu sein.

Ich weiß nicht, ob es mir gelingen wird, eine richtige und anschauliche Schilderung von Widenmann[2]) zu entwerfen; er war ein Mann von großen Eigenschaften, aber auch von nicht geringen Fehlern. Es war nicht möglich, einen gesunderen Verstand und ein klareres Urteil zu sehen; niemand konnte ferner von Flunkern und Schwindeleien sein; er wußte genau, was er wollte, und machte sich keinerlei Täuschungen über Möglichkeit, Schwierigkeit oder Hoffnungslosigkeit eines Unternehmens; hatte er sich aber entschlossen, zu handeln, dann ging er auch mit eiserner Festigkeit vorwärts. Er hatte ohne Zweifel etwas Tüchtiges gelernt als Forstmann, allein an eine wissenschaftliche Laufbahn dabei nicht entfernt gedacht, war er doch in das Corps der reitenden Feldjäger eingetreten; aber da er nun, ich erinnere mich nicht mehr durch welchen Zufall, für eine akademische Lehrstelle bestimmt worden war, so entschloß er sich auch, ein Gelehrter zu werden und erreichte dies wirklich durch Talent und unermüdlichen Fleiß, nicht bloß in seinem Hauptfache, sondern ebenso in den anliegenden Wissenschaften. Mit vollkommener Klarheit kannte er sowohl die allgemeinen württembergischen Zustände als die der Universität und berechnete danach seine Pläne mit seltener Ruhe und Sicherheit, in der Regel dann auch mit Glück. Für Hebung der Universität hatte er offenen Sinn und griff frisch bei allen unsern Bemühungen ein. Fast ohne Beispiel war seine Selbstbeherrschung, seine Mißachtung von Schmerzen,

[1]) Schon vier Jahre (vgl. oben S. 176) nach seiner Ernennung zum Oberjustizassessor in Ulm wurde C. Scheurlen (geb. 1798) im Jahre 1823 o. Professor in Tübingen, 1839 Obertribunalrat in Stuttgart, 1842 Konsistorialdirektor, starb 1850 (Klüpfel a. a. O.).

[2]) Von Widenmann hat der Verfasser schon oben S. 167 gesprochen.

seine Ruhe und Besonnenheit gegenüber einem unvermeidlichen und qualvollen Tode. Als er zum Beispiel das Unglück hatte, seinen einzigen Sohn, an welchem er sehr hing, an den Blattern zu verlieren, erhielt er, der sich während der Krankheit aus dem gesperrten Hause hatte ausschließen lassen, um seine Vorlesungen nicht unterbrechen zu müssen, die Nachricht von dem Tode des Knaben, in unsrer Begleitung von einem Spaziergange zurückkehrend. Schweigend ging er weiter, offenbar gewaltsam seine Gefühle unterdrückend, setzte aber seinen Weg ununterbrochen fort in die Vorlesung. Ein andres Mal (er wohnte schon nicht mehr in Tübingen, sondern als Forstmeister in Bebenhausen) war er beim Nachhausereiten mit dem Pferde gestürzt und hatte den Arm gebrochen; als nun der erst nach Stunden aus der Stadt kommende Arzt eintraf, traf ihn dieser ruhig in seinem Arbeitszimmer die Zeitung lesend. Er litt jahrelang an einer unheilbaren, höchst schmerzlichen Unterleibskrankheit, welche ihn allmählich zum Skelette abmagerte und aller Kräfte beraubte. Dies hielt ihn aber nicht nur von der Versehung seines Amtes bis zum letzten Augenblicke nicht ab, sondern er fuhr noch, als er nicht mehr reiten konnte, in die Stadt zu jeder ihm gebotenen Zusammenkunft mit Freunden, namentlich ohne Ausnahme zu dem wöchentlichen Kaffee. Wenige Tage noch vor seinem Tode, als er schon so schwach war, daß er aus dem Wagen getragen und auf ein Kanapee gelegt werden mußte, nahm er teil an einer solchen Zusammenkunft bei mir und beteiligte sich lebhaft an dem Gespräche. Als wir endlich nach seinem Tode uns zu seiner Beerdigung nach Bebenhausen begeben hatten, wurden wir ersucht, bei dem Leichenschmause zu bleiben, und als wir dieses ablehnten, wurde uns eröffnet, er habe dieses vorausgesehen und daher verordnet, uns zu sagen, daß eine Teilnahme unsrerseits seine letzte Bitte an uns sei. Nun war freilich eine Weigerung außer Frage, und wir fanden eine nach seinen eignen Angaben eingerichtete Verteilung sämtlicher Leidtragenden nach Kategorien, also Freunde, höheres Forstpersonal, niedere Forstdiener und so fort, in verschiedenen Gemächern. Als ich mich an irgend einen Platz setzen wollte, wurde mir ein andrer mit dem Bemerken angewiesen, der Verstorbene habe, in Erinnerung, daß ich immer eine bestimmte Gattung seiner Weine vorgezogen habe, für mich von dieser aufstellen lassen. Beim Weggehen aber übergab mir die Witwe ein an mich von seiner Hand überschriebenes Paket, in welchem sich seine für den Schwäbischen Merkur bestimmte Todesanzeige mit Offenlassung des Todestages, sodann ein für dasselbe Blatt bestimmter Nekrolog, beides von ihm selbst geschrieben, befand, mit einer an mich gerichteten Bitte, es einzusenden. In dem Nekrolog waren ausführlich und ganz objektiv sein Lebensgang und seine Pläne und Absichten in den verschiedenen von ihm eingenommenen Stellungen geschildert.

Dabei darf ich allerdings nicht verschweigen, daß auch starke Schatten in dem Bilde waren. Widenmann war keine edle Natur. Er war in hohem Grade egoistisch, hatte dessen gar kein Hehl und nahm es mit den Mitteln für seine Zwecke nicht genau. So ließ er sich in die Zweite Kammer wählen lediglich in der gegen uns ausgesprochenen Absicht, sich hier persönlichen Einfluß zu verschaffen, diesen aber zur Ebnung der von ihm gehegten Pläne im Staatsdienste auszunützen, was ihm denn auch vollkommen gelang. Er war in wirtschaftlich beschränkten Verhältnissen aufgewachsen und hatte sich vorgenommen, reich zu werden. Als kürzesten Weg dazu erachtete er eine entsprechende Heirat, und eine solche schloß er denn auch, obgleich sie ihm wenigen sonstigen Reiz und Genuß in Aussicht stellen konnte. Von einer Fügsamkeit in die auf solche Weise geschaffenen Verhältnisse war dann aber insofern wenigstens keine Rede, als er nicht nur die Verwaltung des Vermögens, sondern auch die ganze Ordnung des Haushaltes fest in die Hand nahm, nur nach seinen Ansichten leitete, selbst in der Voraussicht eines frühen Todes und in Würdigung der Eigenschaften seiner Frau jahrelang vorher Vorkehrungen für einen Witwensitz seiner Hinterlassenen traf, welche diesen nicht sehr genehm sein konnten, ihm aber notwendig erschienen. Auch in andern Beziehungen hätte ein feiner fühlender Gatte anders gehandelt. Im Dienste war er nicht bloß streng, sondern auch rauh, wie er denn überhaupt nicht bloß gegen sich selbst hart war, sondern auch gegen andre; der sympathische Nerv kam bei ihm nicht viel in Thätigkeit. Wenn er bei längerem Leben, was gar nicht unmöglich gewesen wäre, das Ziel seines Ehrgeizes, die Stelle eines Finanzministers, erreicht hätte, würde er ohne Zweifel die Verwaltung sachlich sehr gut geführt, Mißbräuche ohne Schonung ausgerottet, unfähige Beamte beseitigt haben; aber Rücksichten, auch billige und menschliche, hätte er schwerlich genommen und wohl mehr Haß als Dank geerntet. Am nächsten von uns allen fand er sich zu dem ihm in manchen Eigenschaften verwandten Riecke hingezogen, der denn auch bewundernd zu ihm aufsah. — Daß Widenmann in der Mitte der dreißiger Jahre [1]) die Universität verließ, zu deren großem Bedauern, ist bereits angedeutet; wir blieben jedoch in regelmäßigem Verkehre mit ihm bei der erreichbaren Nähe seines Wohnsitzes Bebenhausen.

Außer den bisher besprochenen waren aber noch manche jüngere Männer an der Universität thätig, teils mit uns in gleichem Alter, teils allmählich, als auch wir vorrückten, nach uns eintretend; unter ihnen mehrere von hervorragender Bedeutung. In die evangelisch-theologische Fakultät traten Landerer und Beck ein. Die katholisch-theologische

---

[1]) Im Jahre 1836, s. oben S. 167 Anm. 2.

Fakultät hatte das Glück, sich mit Möhler, Kuhn, Mack, Hefele zu ergänzen, lauter mehr oder weniger ausgezeichnete Männer. Möhler wurde bald hochberühmt als Kirchenhistoriker; Kuhn, ein ernster Mann von vornehmer Haltung, ein geschätzter, wenngleich vorsichtiger Dogmatiker, später Mitglied der Ersten Kammer;[1]) Mack, eine joviale und leichtlebige Persönlichkeit, welcher zu unser aller Bedauern, ich erinnere mich nicht mehr weshalb, mit der Regierung in Zwiespalt geriet[2]) und auf eine Pfarrei versetzt wurde, später auch in der Ständeversammlung eine Art von klerikal-liberaler (keineswegs jesuitischer) Opposition machte; endlich Hefele,[3]) jetzt Bischof von Rottenburg, berühmt durch seine großen geschichtlichen Werke, durch seine Stellung auf dem vatikanischen Konzil, später viel angefochten wegen seiner allerdings nur sehr bedingten Unterwerfung unter die von ihm so heftig angegriffenen Beschlüsse, als junger Mann fröhlich und ein liebenswürdiger Gesellschafter. — Die Juristen erhielten Reyscher und Reinhold Köstlin. — In die medizinische Fakultät trat in der Mitte der dreißiger Jahre mein Bruder Hugo ein, völlig einverstanden mit unsern Plänen für die Universität, aber bald immer mehr in sein einsiedlerisches Leben sich versenkend und in demselben vereinzelnd. Griesinger und Roser versprachen schon als Anfänger Großes; ließen ihr Selbstbewußtsein freilich auch etwas durchblicken. An Quenstedt gewann die philosophische Fakultät eine höchst eigentümliche Persönlichkeit; anfänglich ein ziemlich ungeschliffener Edelstein, aber von unermüdlicher Thätigkeit, allmählich weit und breit berühmt; als Philosophen traten ein Fischer (auf kurze Zeit[4]) und Reiff. Außerdem war, dauernder oder vorübergehend, eine reiche Anzahl von sehr bedeutenden Privatdozenten in dieser Fakultät: Strauß, allerdings eigentlich Repetent

---

[1]) Joh. v. Kuhn wurde 1861 zum lebenslänglichen Mitglied der Ersten Kammer ernannt.

[2]) Jos. Martin Mack wurde wegen seiner Erklärung, daß die Katholiken keine gemischte Ehe eingehen dürfen, und daß das von der Regierung gestellte Verlangen der kirchlichen Einsegnung einer solchen ein unleidlicher Gewissenszwang für den katholischen Geistlichen sei, 1840 unter Vorbehalt seines Titels und Ranges auf die Pfarrei Ziegelbach versetzt (Klüpfel, Geschichte ..., 449—450).

[3]) Karl Jos. v. Hefele wurde 1869 zum Bischof von Rottenburg erwählt; sein Hauptwerk war die „Conciliengeschichte", die er in sieben Bänden bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts fortführte. Das Rundschreiben vom 10. April 1871, in welchem er seine Unterwerfung unter das Infallibilitätsdogma aussprach, steht in der Allgemeinen Zeitung 1871, S. 2000; vgl. dazu die scharfe Zurückweisung in dem „Offenen Brief" des Professors Michelis a. a. O. 2158.

[4]) Friedrich Fischer, der 1830—1832 Privatdozent in Tübingen war, oder K. Philipp Fischer, welcher 1833—1841 dem Lehrerkollegium angehörte? (Klüpfel Die Universität ..., 145.)

im Stifte; Vischer, der Aesthetiker; Zeller, Philosoph und Theolog; der leider bald verstorbene Historiker Schwegler;[1]) die Philologen Keller, Moritz Rapp, Teuffel, Holland. Die staatswirtschaftliche Fakultät endlich erneuerte sich durch Schott von Schottenstein, Knaus, Fallati, Schüz, Hofmann. — Ich kann, um nicht allzu ausführlich zu werden, nur von einigen etwas Näheres beifügen; von meinem Bruder ist anderweit die Rede gewesen. Niemand, der Möhler gekannt hat, wird sich an denselben erinnern ohne eine wohlthuende Empfindung. Schon seine äußere Erscheinung war höchst gewinnend. Eine hohe, schlanke Gestalt, ein Kopf von klassischer Schönheit, von einem sanften, weichen, melancholischen Ausdrucke, einem heiligen Johannes ähnlicher, als ich sonst jemand gesehen habe.[2]) Diesem Ausdrucke entsprach denn auch völlig sein feines, stilles Benehmen. Daß sich im Gesichte und in seinem ganzen Wesen ein tiefes Leiden aussprach, machte ihn nur um so interessanter. Einerseits litt er schon früh auf der Brust; andrerseits hatte er eine leidenschaftliche unglückliche Liebe zu einer verheirateten Frau.[3]) Ich habe ihn, da ich mit der Familie eng und von Jugend auf befreundet war, oft in dem Hause gesehen und bemitleidet. Dabei war er von einer fast kindlichen Unschuld. Es ist ihm seinerzeit hart verübelt worden, daß er durch die Herausgabe seiner Symbolik den ersten Anstoß zu konfessioneller Trübung in Tübingen gegeben habe, wozu denn freilich Baur, welcher den Handschuh heftig aufhob, das Seinige weiter beitrug. Daß Möhler die Schrift mit vollem Bewußtsein ihrer möglichen Folgen veröffentlichte, weiß ich aus Aeußerungen von ihm gegen mich noch vor deren Erscheinen, und daß sein Schritt allgemein bedauert wurde, ist richtig.[4]) Allein so viel ist mir auch unzweifelhaft, daß nicht Unduldsamkeit die bewegende Ursache war. Dies beweist mir Möhlers ganzes sonstiges Verhalten und sein Umgang hauptsächlich mit Protestanten. Ich schreibe es vielmehr einem freilich übel beratenen Bedürfnis zu, den Beweis zu liefern, daß die so lange zurückgebliebene katholische Theologie wissenschaftlich jetzt der protestantischen ebenbürtig geworden sei und weder nur eine Masse von

---

[1]) Schwegler ist, 38 Jahre alt, im Jahre 1857 gestorben.

[2]) Vgl. das der von Wörner verfaßten Biographie Möhlers beigegebene Bildnis.

[3]) Die von Mohl berichtete Episode aus dem Leben J. Ad. Möhlers finden wir sonst nirgends erwähnt. Bekannt sind die von Dav. F. Strauß herausgegebenen „Erinnerungen an Möhler“. Aufgezeichnet von einer verstorbenen Protestantin (Sigel) in „Gesammelte Schriften II. 219—238“. Doch die hier berichtete Begegnung des Theologen mit einer Dame kann nicht gemeint sein, da letztere unverheiratet war und er ihr nur in einem Badeorte näher trat.

[4]) Auch die württembergische Regierung gab ihrer Unzufriedenheit in einem amtlichen Erlaß an den Professor Ausdruck (Wörner, Möhler 27).

unverteidigbaren Dogmen zu vertreten habe, noch die protestantische ihr gegenüber hoch über allen Angriffen stehe. Wie dem nun aber sein mag, der durch sein Auftreten entstandene Lärm war Möhlers feinem Wesen sehr unangenehm, und ich glaube, daß das Mißbehagen hierüber, freilich vielleicht auch der endlich gefaßte Entschluß, durch Entfernung seiner unglücklichen Leidenschaft Herr zu werden, ihn zur Annahme eines Rufes nach München bewog, wo sein Platz in geistiger Beziehung nicht war, und dessen rauheres Klima für ihn nicht taugte.[1]) Er starb auch bald dort, wie man sagt, seinen Entschluß tief bereuend.

Eine zweite erfreuliche Persönlichkeit war Fallati, Professor der Statistik und neueren politischen Geschichte, später auch, in höchst löblicher Weise, Oberbibliothekar. Ich sah seinen Eintritt in die staatswirtschaftliche Fakultät sehr ungern, da ich durch denselben bloßgestellt wurde in einer von mir geführten Verhandlung mit dem jungen Professor Zachariä in Heidelberg,[2]) dem Sohn Karl Salomo Zachariäs (welcher über den bevorstehenden Ruf seines Sohnes so erfreut war, daß er mir, zum Erstaunen der Stadt, ein glänzendes Diner in Schwetzingen gab). Die Sache war um so verdrießlicher für mich, als ich nur in dem bestimmtesten Auftrage des Ministers Schlayer gehandelt, dieser aber bei meiner Rückkehr die einzige von Zachariä gestellte Bedingung, vor Antritt des Amtes erst noch eine Reise in den Orient machen zu dürfen, da er Europa sonst schon bereist habe, mündlich genehmigt hatte. Warum er nun, als der Senat gegen meinen Antrag auf Vorgehen der Juristen, welche eine ihnen in Fallati drohende Mitwerbung abzuwenden wünschten, sich für dessen Uebersiedlung zu uns aussprach, sein zwar nicht schriftlich und juristisch bindendes, wohl aber moralisch bestehendes Versprechen brach, ist mir nicht bekannt; allein geschworen habe ich damals, mir nie wieder von Schlayer einen Auftrag geben zu lassen als schwarz auf weiß. Im übrigen söhnte ich mich bald mit der Thatsache aus, als ich Fallati kennen lernte, und es ist mir sehr zweifelhaft, ob die Universität nicht entschieden besser mit ihm als mit Zachariä fuhr. Jedenfalls war Fallati eine sehr schätzenswerte Erwerbung, und wir sind, obgleich er wohl zehn Jahre

---

[1]) Die erste Auflage der Symbolik erschien 1832; dem 1835 nach München ergangenen Rufe leistete Möhler in demselben Jahre Folge; drei Jahre später starb er dort (Wörner a. a. O. 56—57). Das Gerücht, daß es ihm in München nur wenig gefallen habe, bestreitet der Nekrolog in der Theologischen Quartalschrift 1838, 588—589. Es liegen aber Aeußerungen vor, aus denen erhellt, daß sich der zartbesaitete Mann aus dem Umgange mit seinen Kollegen und andern gern zurückzog (Kihn, Möhler 51).

[2]) Karl Eduard Zachariä von Lingenthal wurde, nachdem er die oben im Text erwähnte große Reise ausgeführt, 1842 a. o. Professor in Heidelberg (Allgem. dtsch. Biogr. XLIV. 654). — Ueber seinen Vater vgl. oben S. 107—108.

jünger war,[1]) vertraute Freunde geworden. Ich habe mich in reiferen Jahren an niemand mehr so angeschlossen als an ihn; er war mir durchaus sympathisch. Schon sein Aeußeres nahm für Fallati ein. Er war der sprechende Typus eines Lombarden (er stammte aus Rovigo, wo er noch Besitzungen hatte), dabei hatte er, der auch viel gereist hatte, ganz Haltung und Sitte eines Gentleman. Kaum zu bemerken war, daß einer seiner Füße etwas entstellt war, was ihn zwar am Tanzen, nicht aber am Reiten und selbst an Fußreisen hinderte, ihm aber, der eitel war, großen Kummer verursachte. Seine Bildung war eine sehr allgemeine und gewählte. Er sprach die wichtigeren neuen Sprachen geläufig; war in der schönen Litteratur der Kulturvölker gut bewandert, machte auch selbst gelegentlich hübsche Gedichte, verstand sich auf Gemälde. Daß er anfänglich viel von seinen Fächern gewußt und überhaupt eine tiefe Gelehrsamkeit besessen hätte, will ich nicht gerade behaupten; allein sein Talent und sein Ehrgeiz ließen ihn bald das Notwendigste für Vorträge erwerben, und er wurde ein sehr beliebter Lehrer, da ihm namentlich Rednergabe zur Seite stand. Später ist er auch nicht ohne Glück als Schriftsteller im Fache der Statistik und des Völkerrechtes aufgetreten. In der Fakultät und im Senate war er ein höchst nützliches Element bei seiner allgemeinen Bildung und seinem lebendigen Interesse an der Blüte der Universität und ihrer Anstalten. — Ich bin mit ihm im Frankfurter Parlamente wieder zusammengetroffen und saß sogar mit ihm im Reichsministerium. Er war unter Duckwitz Unterstaatssekretär im Handelsministerium und nahm seinen Posten sehr wichtig und ernsthaft.[2]) Ich glaube nicht, daß sich ein andrer von uns allen so ungern von unsrer Regierung der Insel Barataria[3]) zurückzog als er. Kurz nachher starb er auf einer Reise nach Holland an der Cholera, auch von mir schmerzlich vermißt. Er war nicht verheiratet; auch er litt an einer unglücklichen Leidenschaft.

Eine weniger angenehme Erinnerung hat mir Reyscher hinterlassen. Teils war er, ohne daß ich ihm, sei es eine allgemeine, sei es eine besondere Veranlassung gegeben hätte, wiederholt ungezogen gegen mich, einmal selbst in recht häßlicher Weise; teils und hauptsächlich aus ganz objektiven Gründen. Er ist eine der Mittelmäßigkeiten, welche den Mangel

---

[1]) Johannes Fallati war geb. 1809 und trat 1837 als bezahlter Privatdozent in die Tübinger staatswirtschaftliche Fakultät, in welcher er 1838 a. o. und 1842 o. Professor wurde. Mohl hat sein Bild der Nachwelt überliefert in einem Nekrologe, den wir als ein biographisches Kunstwerk bezeichnen möchten (Zeitschrift f. d. ges. Staatswiss. 1855, 669—685).

[2]) Vgl. unten den Abschnitt „Deutsches Parlament".

[3]) Märcheninsel = Trugland.

an Begabung durch Selbstüberschätzung ersetzen und um so mehr Ansprüche machen, als sie zu keinem berechtigt sind; dabei hartnäckig und eigensinnig bis zum Unerträglichen. Es war ganz sprichwörtlich geworden, daß wenn in der ganzen Windrose der Gedanken ein recht verkehrter sei, Reyscher denselben aufgreife. Oft genug habe ich erlebt, daß er im Senate einen ganz unhaltbaren Satz trotz des Widerspruchs von allen Seiten bis zur höchsten Belästigung verteidigte und schließlich eine namentliche Abstimmung als sein Recht verlangte, bei welcher er denn alle Stimmen außer seiner eignen gegen sich hatte. Dabei ist er, wie bei solchen Naturen gewöhnlich, von Neid erfüllt gegen alles Hervorragende. Reyscher hat sich in vielerlei versucht, immer nur mit sehr mittelmäßigem Erfolge. Als Lehrer ist er geistlos und langweilig gewesen, als Schriftsteller wenig beachtet worden, in Ständeversammlungen hat er sich lästig und aufdringlich erwiesen, ohne Einfluß zu erlangen, als Rechtsanwalt mit seiner gewöhnlichen Verkehrtheit unhaltbare Sätze hartnäckig verteidigt. So zum Beispiel in dem bekannten Streite der meiningenschen Landstände mit dem Herzoge,[1]) wo er in dicken Büchern eine Lehre aufstellte, welche eines Rechtsgelehrten unwürdig war und die bei keinem Gerichte durchschlagen konnte. In Tübingen kam er nicht sehr lange nach meinem Abgange in Zerwürfnis mit König Wilhelm. Dieser hatte, was weder verteidigt noch nur entschuldigt werden soll, in dem thatsächlich unbegründeten Verdachte, daß entweder Fallati oder Reyscher einen ihm mißfälligen Zeitungsartikel verfaßt habe, diese durch Kabinettschreiben auffordern lassen, bei ihrem Ehrenworte zu erklären, ob sie Verfasser seien. Fallati antwortete fest, aber in anständiger Form, daß er zwar die Zulässigkeit einer solchen Befragung nicht anerkennen könne, jedoch sich dahin erkläre, daß er den fraglichen Artikel nicht geschrieben habe. Reyscher aber erwiderte in zwei Zeilen, daß er so viel Ehre habe, um eine solche Frage nicht zu beantworten. Der König ließ nun in einem amtlichen Erlasse das Schreiben Reyschers für „unverschämt" erklären und versetzte ihn in ein Verwaltungsamt. Reyscher nahm den Abschied und erwartete Rufe auf andre Universitäten, welche aber nicht kamen, so daß er sich auf eine Art von konsultativer Advokatenpraxis zurückzog.

---

[1]) Es handelte sich um die Domänen des Herzogtums Sachsen-Meiningen. — A. L. Reyscher gehörte der Universität Tübingen von 1829—1851 als Lehrer an. In seinen „Erinnerungen aus alter und neuer Zeit" S. 205—208 wird der Konflikt, der an Ostern 1851 zu seiner Strafversetzung an die Kreisregierung in Ulm führte, eingehend dargestellt. Wenige Monate nach seinem Austritt aus dem Staatsdienst erhielt er einen Ruf an die Universität Kiel, den er aber nicht annahm (a. a. O. 208—209). In andrer Beleuchtung als bei Mohl erscheint Reyscher in der Allgem. dtsch. Biogr. XXVIII. 360—368.

Noch möchte ich gern, wenn ich nicht fürchten müßte, zu ermüden, von mehreren der jüngeren Männer ausführlicher berichten. So von dem gelehrten und unermüdlichen Kenner der mittelalterlichen Litteratur Adalbert Keller, meinem tüchtigen Gehilfen auf der Bibliothek,[1]) welchem ich glücklich genug war, einige wesentliche Dienste zu leisten, und mit dem ich noch jetzt freundlich verbunden bin; von dem originellen Quenstedt, welcher sich vom Schäferjungen zu einer der ersten Autoritäten in seinem Fache heraufarbeitete; von einem grundehrlichen, übereifrigen, unruhigen landwirtschaftlichen Kollegen in der staatswirtschaftlichen Fakultät, Knaus,[2]) welcher viel zu früh starb; von dem Philosophen und Theologen Zeller, dem kenntnisreichen, streitfertigen und fleißigen Anhänger Baurs (später seinem Schwiegersohn), der zwar nur seine ersten Dozentenjahre in Tübingen verlebte, dann aber in aufsteigender Linie durch vier schweizerische und deutsche Universitäten nach Berlin seinen Weg fand, wo er jetzt in hohem Ansehen steht.[3]) Aber zwei kann ich, obgleich mit diesen persönlich weniger vertraut, nicht unbesprochen lassen, da sie einen so großen Namen in der Welt sich erworben haben, daß eine Bekanntschaft mit ihnen immerhin zu den Lebensmerkwürdigkeiten gehört, nämlich Strauß und Vischer.

Beide haben manche gemeinschaftliche Eigenschaft, mancherlei ähnliche Schicksale, sind echt württembergische Gestalten, Typen des „Stiftlers“, aus deren Mitte so viele ausgezeichnete Männer hervorgegangen sind. Beide sind Schüler Baurs, schon in Blaubeuren, dann in Tübingen, ihm bleibend mit Achtung und Anhänglichkeit zugethan; bei beiden sind ungewöhnliche Geistesgaben trefflich ausgebildet worden in der unvergleichlichen Schule der Seminare; beide haben sich vorübergehend in politischer Laufbahn versucht, freilich in widerstreitender Richtung, Strauß zu großer Verwunderung in konservativer, Vischer, weniger überraschend, mehr in demokratischer; beide endlich haben früh die Aufmerksamkeit auf sich gezogen, allerdings durch sehr verschiedene Leistungen; beide sind mit kirchlichen und staatlichen Behörden in üble Zusammenstöße geraten, nur daß diese sich später wohl bei Vischer, nicht aber bei Strauß in Wohlgefallen aufgelöst haben. Endlich haben beide so unkluge und mit Notwendigkeit zu einem übeln Ausgange bestimmte Ehen geschlossen, wie sie nur welt-

---

[1]) S. oben S. 157.

[2]) Die ordentliche Professur für Land- und Forstwirtschaft bekleidete K. Ch. Knaus nur vier Jahre, er starb 1844. Vgl. über ihn Zeitschrift f. d. ges. Staatswiss. 1844, S. 792—799.

[3]) Ed. Zeller, Privatdozent der Theologie in Tübingen 1840—1847, Professor der Theologie in Bern 1847, Professor der Philosophie in Marburg 1849, in Heidelberg 1862, in Berlin 1872, tritt 1894 in Ruhestand und nimmt seinen Aufenthalt in Stuttgart.

und menschenunkundige Zöglinge des Tübinger Stiftes einzugehen imstande sind, dadurch aber ihr ganzes häusliches Leben tief geschädigt.[1]) Daß neben diesen äußeren und inneren Aehnlichkeiten auch Verschiedenheiten stattfänden, ist natürlich und soll nicht geleugnet werden.

Strauß habe ich erst kennen gelernt, als er, ein noch ganz junger Mann, sein Leben Jesu und, wenn ich mich recht erinnere, auch schon seine Streitschriften wenigstens teilweise geschrieben,[2]) damit aber nicht bloß die theologische, sondern die ganze gebildete Welt in Aufruhr und Kriegsgetümmel versetzt hatte. Das große Werk habe ich mit Staunen, wenn auch mit Mißbehagen gelesen; die Streitschriften mit ungemischter Bewunderung des Talentes und der Kunst der Darstellung. Die von den geistlichen Behörden gegen den Lehrer an einem theologischen Seminare ergriffenen Maßregeln begriff ich, wenngleich ich die Entfernung einer so großen Kraft von ihrem naturgemäßen Wirkungskreise, der Universität, nur bedauern konnte. Meine erste Begegnung mit Strauß hatte keine angenehme Veranlassung. Die Studenten nahmen selbstverständlich Partei für Strauß; es gärte gewaltig unter ihnen, und schließlich wurde beschlossen, öffentliche Kundgebungen zu seinen Gunsten zu machen, Fackelzüge und dergleichen. Dies war nun den Universitätsbehörden sehr unlieb; sie fürchteten Unfug, die Notwendigkeit von Einschreiten und Strafen, Unzufriedenheit der Regierung. Ich war gerade Rektor und erhielt den Auftrag, womöglich vorzubeugen. Daß ich mit einem Verbote nur Oel ins Feuer gießen würde, war mir klar; ich entschloß mich also, mit Strauß persönlich zu verhandeln und den Versuch zu machen, ihn zu bewegen, daß er selbst die ihm zugedachten Ovationen ablehne. Ich fand den jungen Mann sehr verständig und ruhig, aber anfänglich wenig geneigt, auf meine Anmutung einzugehen. Es sei doch viel verlangt, daß er selbst, der so hart betroffen und dessen ganzer Lebensgang bedroht sei, Zeichen der Teilnahme und Billigung verhindern solle. Doch am Ende gewann ich durch Vorstellungen über die nicht bloß möglichen, sondern höchst wahrscheinlichen Folgen seine Zustimmung. Ich habe ihm dies immer hoch angerechnet. Hundert andre hätten es nicht gethan, am wenigsten, glaube ich, sein Freund Vischer. — Später bin ich mit Strauß noch verschiedentlich zusammengetroffen, in Heidelberg und in München, und habe mich immer seines geistreichen, sarkastischen und doch im Innersten ernsten Wesen erfreut. Meine Bemühungen, ihn häufiger in mein Haus zu

---

[1]) Strauß war mit der Opernsängerin Agnes Schebest verehelicht, Vischer mit Thekla Heinzel, einer österreichischen Lehrerstochter; nach kurzer Ehe lebte jeder getrennt von seiner Frau.

[2]) Dav. F. Strauß ist geb. 1808. „Das Leben Jesu, kritisch bearbeitet“ erschien 1835; drei Hefte der „Streitschriften“ zwei Jahre später.

ziehen, scheiterten an seinen einsiedlerischen Launen. Tief beklagt habe ich immer, daß in der That das ganze so Reiches versprechende Leben des hochbegabten Mannes gebrochen worden und er zu einem menschenscheuen, unstät unzufriedenen Herumwandern gebracht worden ist, obgleich ich, ehrlich gestanden, die Grundansicht der Baurschen Schule, daß Theologie wie jede andre Wissenschaft, namentlich ihre geschichtliche Grundlage, denselben Regeln der Kritik unterworfen sei, wie Urkunden überhaupt, nie für richtig gehalten habe. An der Theologie hängt untrennbar die Religion, in dieser aber nur zu zerstören, ohne neu aufzubauen, erschien mir und erscheint mir noch immer ein unheilvolles Beginnen. Es giebt Wahrheiten, welche man nicht preisgeben darf, wenn man sie auch verschlossen in der Hand hat. Und daß alles, was Baur und seine Schüler lehren, wirklich auch Wahrheit ist, erscheint mir noch keineswegs festzustehen. — Von dem Rufe, aber auch von der Verurteilung der Tübinger Schule habe ich in England einmal ein ergötzliches Beispiel erlebt. Ich geriet auf der Eisenbahn mit einem Geistlichen ins Gespräch, der mich denn, wie fast alle Welt im Lande, fragte, ob ich Strauß kenne. Auf meine bejahende Antwort fragte er weiter: ob auch Baur. Als ich ihm nun sagte, dieser sei sogar mein Schwager, rückte der bisher sehr freundliche Mann mit einem konvulsivischen Rucke so weit von mir weg als er nur konnte.

Vischer habe ich etwas genauer gekannt, bin mit ihm häufiger zusammengetroffen, auch in Unfrieden. Er ist eine höchst eigentümliche, aber nicht sehr bequeme Natur. Daß er ein hochbegabter, allseitig gebildeter Mann, ein vortrefflicher Lehrer und Redner, kurz ein geistig sehr bedeutender Mensch ist, bedarf nicht erst meiner Anerkennung. Allein ebenso unzweifelhaft ist es auch, daß schwer mit ihm zu leben ist. Er ist einerseits höchst rücksichtslos in Angriffen auf alles und alle, streitsüchtig mit und ohne Grund; auf der andern Seite sehr empfindlich, wenn er sich beleidigt oder auch nur nicht gehörig anerkannt erachtet, und dann außer Rand und Band, unversöhnlich. Ich pflegte halb im Scherze, halb im Ernste zu sagen, das Unglück sei, daß er nicht um einen halben Schuh länger sei; dann würde er nicht immer notwendig finden, vor seiner Ehre Schildwache zu stehen. Bekanntlich seien die kleinsten Studenten und Offiziere die größten Krakehler. — Schon als angehender Student hatte Vischer die allgemeinste Aufmerksamkeit auf sich gezogen durch ein Bänkelsängerlied über die Hinrichtung eines Geistlichen, welches ich noch heute für ein Meisterwerk von Humor und von glücklichem Treffen des Tones eines Volksliedes halte.[1]) Später, als junger Dozent, wußte er die Stadt fort

[1]) Das bekannte Schartenmayergedicht vom „Leben und Tod des Joseph Brehm, gewesten Helfers zu Reutlingen", entstanden im Jahre 1829.

und fort mit sich zu beschäftigen. Bald waren es witzige Einfälle; bald unbegreifliche Streitigkeiten; bald eine Wunderlichkeit in Kleidung oder Benehmen, welche vom „Schartenmayer“ (dies war sein allgemeiner Name von jenem Liede her) zu reden gaben. Vor allem schien er begreiflich machen zu wollen, daß er kein „Magister“ sei, sondern ein Mann von Welt, was ihm denn eben deshalb wenig gelang. Kurz, er war eine stehende Figur in der kleinen Stadt, halb gefürchtet, halb belacht. Ich persönlich hatte weniger Umgang mit ihm, doch habe ich unglaubliche Dinge von ihm erlebt. Einmal sah ich in einem befreundeten Hause, wo ihm und seiner jungen Frau zu Ehren eine große Gesellschaft gegeben wurde, somit gewiß keine Absicht einer Beleidigung vorlag, daß er in völligem Mißverständnisse eines Winkes in betreff der Bedienung plötzlich seine Frau am Arme in die Höhe riß und mit ihr, den Hut auf dem Kopfe, aus dem Zimmer stürzte. Ein andres Mal beklagte sich einer meiner Bibliothekare über ein ganz impertinentes Schreiben von ihm in gewöhnlicher Geschäftsroutinesache. Unter anderm schrieb er: man würde sich dergleichen freilich nicht gegen ihn erlauben, wenn er nicht ein armseliger Extraordinarius wäre. Dabei hatte er auch in der Sache vollkommen unrecht. Als ich ihm nun amtlich, aber in ganz höflicher Form das Verhältnis auseinandersetzte und um andere Mitteilungsweise für künftig bat, kam er ganz außer sich, verlangte, ich solle ihm Abbitte thun und zwar schriftlich und von demselben Schreiber geschrieben, welcher meinen Brief kopiert habe und so fort. Es gingen Jahre darüber hin, und ich hatte die ganze Geschichte längst vergessen; als ich ihn aber, der eben von einer Reise nach Griechenland zurückkam, freundlich begrüßen wollte, kehrte er mir den Rücken, ohne eine Antwort zu geben. Natürlich ließ ich ihn von da an laufen. Mit seiner Fakultät lebte er in beständigem Hader, verlangte leidenschaftlich, in den Senat einzutreten, hielt dann aber, als dies endlich erreicht war, an Stelle der gewöhnlichen Eintrittsrede in der Aula eine wahre Philippika gegen den Senat und kündigte ihm einen Kampf auf Leben und Tod an.[1]) Dies führte zu seiner Suspension während zweier Jahre, der er sich, meiner Ansicht nach, ohne Würde unterwarf. Ich kam darüber von Tübingen weg; Vischer ging auch nach Zürich, und ich habe ihn dann erst wieder im Frankfurter Parlamente gesehen, wo er mir jedoch zu weit links ging, um mit ihm viel zu ver-

---

[1]) Die Mehrheit des Senats hatte gegen die Ernennung F. Vischers zum Ordinarius ein Gutachten abgegeben. Ueber die Rede, welche ein offenes Bekenntnis zum Pantheismus ist, und über ihre Folgen für den Redner ist viel geschrieben worden (vgl. Klüpfel, Geschichte u. s. w., 384—385). Wenig bekannt ist die beachtenswerte gutachtliche Aeußerung des Kanzlers Wächter in „Wächter, Karl Georg v. Wächter, 59—61“.

kehren,[1]) später nur einmal, hier dann aber von einer sehr vorteilhaften Seite — kennen gelernt. Baur war, kurz vor seinem Tode,[2]) sehr krank in Baden: Vischer besuchte ihn und war bei dieser Gelegenheit gegen den grämlichen, kaum mehr recht zurechnungsfähigen Mann in liebenswürdigster Weise teilnehmend, sanft und fast in Frauenart um ihn besorgt. Auch ich lebte dann mit ihm in Friede und Freundschaft.

Nun nur noch einige Worte über eine Persönlichkeit, welche zwar nicht zur Universität gehörte, mit welcher wir aber, meine Freunde und ich, viel verkehrten und ohne deren Schilderung das Bild der damaligen Tübinger Verhältnisse unvollkommen wäre. Es ist dies der Stadtdirektor Strölin. Er hatte als junger Mann die Feldzüge als Auditor bei einem Reiterregimente mitgemacht und dabei, wenn es Gelegenheit gab, wacker mit eingehauen, wurde später Oberamtmann in Cannstatt, wo er viel mit König Wilhelm in Berührung kam, der eine Freude an seiner frischen und barschen Soldatenart hatte, und kam endlich nach Tübingen in die genannte Stelle, wo er viele Jahre blieb, bis er nach kurzer Zurruhesetzung starb. Er war im ganzen Lande bekannt wegen seiner kecken Eigentümlichkeit. Gelernt hatte Strölin so gut wie gar nichts, und ich bezweifle, ob es ihm je einfiel, ein Buch zu lesen; allein er war geistig ein merkwürdiger Mensch: der kerngesundeste Verstand, ohne alle Phrase und Heuchelei; schlagend witzig, so daß noch jetzt zahlreiche salse dicta von ihm im Umlauf sind, freilich nicht in Damenkreisen; ehrlich im Amte und bei der Hand, wenn es galt; gutmütig und wohlwollend; dabei freilich roh im Ausdrucke und kurz angebunden, um den äußeren Anstand unbekümmert, obgleich er, wenn er wollte, die Manieren eines Mannes von Welt zeigen konnte. Daß er keiner Vergnügungspartie aus dem Wege ging, auch wenn es etwa ein Gelage war, versteht sich bei einem solchen Manne von selbst. In seiner Jugend wohl wild genug, war er ein guter, freilich nicht überfeiner Familienvater geworden und hatte, was auch nichts schadete, eine reizende Tochter. Trotz seiner Unwissenheit war er kein schlechter Beamter; es half Verstand, guter Wille und lange Erfahrung nach; nur mußte man freilich von ihm keine Neuerungen und weit aussehende Pläne verlangen. Mit der Universität stand er, namentlich auch uns zuliebe, gut und leistete bereitwillig Hilfe, wenn man sie von ihm verlangte. In bürgerlichen Verhältnissen habe ich kaum je eine solche Erscheinung gesehen, das gerade Gegenteil von einem Philister; eher dann und wann unter alten Offizieren.

---

[1]) Vischer gehörte, wie Mohl, Fallati und andre, in Frankfurt dem linken Zentrum, dann, nachdem diese Partei sich gespalten hatte, dem Klub des Württemberger Hofes an.

[2]) Baur starb am 2. Dezember 1860.

Im täglichen Umgange war er, eben seiner Verschiedenheit wegen, für uns viel wert und ein gutes Ferment.

Fast fürchte ich, wenn ich das Vorstehende überblicke, daß ich durch die Schilderung der Parteien, in welche während meines Aufenthaltes in Tübingen die Universität zerfiel, durch die Aufzählung der Gruppen, welche sich hieraus und aus natürlichen Ursachen bildeten, durch die Andeutung der Kämpfe, welche wir in Universitätsangelegenheiten durchmachten, endlich durch die Betonung der Sympathien und Antipathien unter den einzelnen insofern einen falschen Begriff von dem geistigen Leben in dieser Zeit gegeben haben könnte, als man versucht sein möchte, zu glauben, es sei darin all unser Interesse aufgegangen und der Hauptzweck einer Hochschule, die Lehre und die Weiterfortbildung der Wissenschaften, versäumt worden. Eine solche Annahme wäre vollkommen unrichtig. Allerdings spielten diese Bestrebungen ihre Rolle und gestalteten das äußere Leben; allein sie nahmen doch keineswegs eine ungebührliche Zeit in Anspruch. Vielmehr war man im allgemeinen — einzelne Ausnahmen giebt es ja überall — sehr fleißig und eifrig. — Die Vorlesungen wurden sehr regelmäßig gehalten. Selten nur erfüllte ein ordentlicher Professor nicht die statutenmäßige Verpflichtung, zwei volle, das heißt fünfstündige Vorlesungen zu halten. Die Ferien waren eher zu kurz zu völligem Ausruhen oder größeren Reisen, beziehungsweise zur ungestörten Bearbeitung einer Aufgabe. Die täglichen Erholungsstunden maßen sich die meisten knapp zu, nichts auf müßige Zerstreuungen verwendend. Auch die Studierenden waren im ganzen und wesentlichen fleißig, obgleich nicht nur dem frischen jugendlichen Treiben, sondern auch bei manchen dem hergebrachten Unfuge Platz gelassen wurde. Der einzige bemerkenswerte Mißbrauch war etwa das häufige Aussetzen von einzelnen Vorlesungsstunden. Die Anschläge von „hodie non legitur" wurden ohne großes Bedenken gemacht oder aufgenommen. Einzelne trieben es sogar sehr bunt; so daß zum Beispiel einmal dem freilich überhaupt nichtsnützigen Michaelis ein Anschlag unterschoben wurde, er werde künftig zu allseitiger größerer Bequemlichkeit anschlagen, wenn er lese. Diese Unsitte war so allgemein und fiel so wenig auf, daß ich äußerst erstaunt war, als ich in Heidelberg fand, es können solche Unterbrechungen auch gar nicht vorkommen, und man könne ein ganzes Halbjahr lesen, ohne nur einmal auszusetzen, daß sogar ein Anschlag immer besorgte Nachfragen nach der Ursache veranlaßte.

Daß viel gearbeitet wurde, bewies auch der starke Gebrauch der Bibliothek seitens der Professoren und der Studierenden, trotz ihrer nicht bequemen Lage auf dem Schlosse. Das Ausleihegeschäft nahm einen gewandten Mann vollkommen in Anspruch, und ich mußte mit Strenge darauf halten, daß täglich die Ausleiheregister vollständig geführt, die



(Gemalt von Kornbeck.)

Hugo von Mohl.

Aus dem Werke: „Das neunzehnte Jahrhundert in Bildnissen“;
Berlin, Photographische Gesellschaft.

Originalgemälde in der Aula der Universität Tübingen.

zurückgegebenen Bücher abends wieder aufgestellt wurden. Dazu kamen dann noch die Privatbibliotheken der Professoren, von welchen nicht wenige ganz bedeutende Sammlungen hatten und sie auf dem Laufenden erhielten. Ein neues wichtiges Werk, falls der Preis nicht die Kräfte eines Privatmannes überstieg, wurde sicher nicht vergeblich gesucht. Auch die Unterhaltung in freien Stunden war vorherrschend wissenschaftlichen Inhaltes. Der große Vorteil einer Universität, in jeder, auch der entferntest liegenden Wissenschaft Auskunft über eine einzelne Frage oder einen Begriff von dem gegenwärtigen Stande im allgemeinen erhalten zu können, blieb keineswegs ungenützt. Endlich war die schriftstellerische Thätigkeit eine sehr bedeutende und zwar fast in allen Fächern.[1]) In der protestantisch-theologischen Fakultät war Baur und seine Schule, bis in ihre Verzweigungen in die philosophische Fakultät, außerordentlich produktiv. Auch Steudel schrieb viel; was, ist eine andre Frage. Sodann Ewald, solange er Tübingen angehörte. Von den Katholiken traten Möhler, Kuhn, Hirscher und Hefele als bedeutende Schriftsteller auf. Von den Juristen war freilich Schrader ganz versenkt in sein unglückliches corpus juris, allein K. G. Wächter arbeitete sehr fleißig an seinem Strafrecht, später an dem württembergischen Privatrecht, zwei Werken von staunenswerter Belesenheit und Gründlichkeit. Auch Reyscher trat, wenn schon nicht mit demselben Erfolge, mit umfassenden Schriften vor das Publikum.

Bei den Medizinern war Schübler ein unermüdlicher Sammler; nach ihm schrieb mein Bruder zahlreiche klassische Abhandlungen über Pflanzenphysiologie und Mikroskopie; Rapp war nicht ganz steril; Wunderlich und Roser veröffentlichten Aufsehen machende neue Ansichten über Heilkunde. — In der philosophischen Fakultät war, außer der Baurschen Schule, also Zeller, Vischer, Schwegler, als Schriftsteller vorzüglich thätig Quenstedt, nachdem er sich allmählich auch dazu befähigt hatte, und zwar mit vielem Glücke; Tafel arbeitete mit an der Ausgabe der Byzantiner; Keller veröffentlichte fleißig Texte mittelalterlicher Dichtungen und trat später an die Spitze des großen Unternehmens, welches unter dem Namen „Bibliothek des litterarischen Vereins“ noch fortgesetzt wird; Moritz Rapp gab Uebersetzungen, freilich zum Teil wunderlicher Art, heraus. In der staatswirtschaftlichen Fakultät war ich nicht unthätig; Fallati und Schüz lieferten einige gute kleinere Schriften; Göriz ein geschätztes Werk über Landwirtschaft; Poppe that des Guten nur zu viel. Zu allen diesen (und es ist natürlich keine vollständige Aufzählung gegeben oder beabsichtigt) kam eine ganz bedeutende Anzahl von wissenschaftlichen Zeitschriften, welche entweder

---

[1]) Zur Ergänzung vgl. auch den Exkurs über die litterarische Thätigkeit der Tübinger Hochschule in „Statistik der Universität Tübingen“ (1877) 122—123.

in Tübingen herausgegeben, zum großen Teile denn auch von Tübinger Professoren geschrieben wurden, oder an welchen, wenn auswärts erscheinend, solche sich wenigstens bei der Redaktion beteiligten. Unter Zellers Leitung erschien eine Zeitschrift für Theologie und Philosophie[1]) im Geiste der Baurschen Schule, an welcher dieser selbst fleißig mitarbeitete. Die katholisch-theologische Fakultät gab eine noch heute fortdauernde geschätzte Zeitschrift[2]) heraus. In unsrer ersten Zeit, als ich selbst noch in der Juristenfakultät war, gaben wir sechs Jahrgänge einer kritischen Zeitschrift für Rechtswissenschaft heraus; Wächter beteiligte sich später bei dem Kriminalarchive. Mein Bruder Hugo redigierte lange Zeit eine botanische Zeitung;[3]) Wunderlich und Roser ein medizinisches Journal.[4]) Die staatswirtschaftliche Fakultät endlich veranlaßte ich zum Beginne der seit länger als 25 Jahren noch fortgehenden Zeitschrift für Staatswissenschaften.[5]) (Außerdem schrieb ich eine bedeutende Anzahl von Abhandlungen für die deutsche Vierteljahrschrift.) — Wir haben uns also sicherlich geistig gerührt, und ich darf von mir sagen, daß ich nicht der letzte dabei war.

Im großen und ganzen kann ich denn auf die 22 Jahre in der besten Zeit meiner Kraft, welche ich an der Universität Tübingen zubrachte, nur mit Befriedigung zurückblicken. Die Mittel zur Ausbildung in meiner Wissenschaft und in Liebhabereien standen mir zu Gebote, und ich habe sie redlich benützt. Ich habe als Lehrer und als Schriftsteller nach Kräften gewirkt und dafür Anerkennung gefunden, vielleicht über Verdienst. Es ist mir gelungen, bei Verbesserung der Universität und ihrer Anstalten und bei Erwerbung eines regeren und frischeren geistigen Lebens erfolgreich mitzuwirken, sei es auch zuweilen fehlgehend. Ich habe in belehrender, geistreicher und gebildeter Gesellschaft gelebt. Vorlesungen zu halten war allerdings nie eine Leidenschaft von mir; allein es war einmal mein Amt, welches mir die Mittel gewährte zur Betreibung sympathischerer Arbeiten und zur Gründung eines glücklichen Hauswesens. Dies anzuerkennen war ich verständig, darnach zu handeln gewissenhaft genug. Wollte sich Rost ansetzen in dem Leben einer kleinen Stadt, so konnte ich ihn wieder abschleifen durch Reisen. Leicht möglich, daß ich ohne die Dazwischenkunft der unglücklichen Wahlkatastrophe immer in Tübingen geblieben, dann ohne Zweifel die Stelle des Kanzlers erhalten hätte. Wäre dies ein Glück für mich gewesen? Nicht so viel gelebt hätte ich dann jedenfalls; ob glücklicher, weil ruhiger und meines Schicksales mehr eigner Herr? Wer weiß es?

[1]) Tübinger Zeitschrift für Theologie 1828—1840.

[2]) Theologische Quartalschrift; steht 1901 in ihrem 83. Jahrgang.

[3]) Botanische Zeitung.

[4]) Archiv für physiologische Heilkunde.

[5]) Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft. 57. Jahrgang. 1901.

II.
Die Professur in Heidelberg
von 1847—1861.

In Heidelberg bin ich im Herbst 1847 eingetreten, nachdem ich im Frühjahr über den Ruf mit Mittermaier in Straßburg, wo er sich in den Ferien aufhielt, verhandelt, dann mit dem Minister Bekk in Karlsruhe abgeschlossen, auch dem Großherzog Leopold mich vorgestellt, endlich noch eine ausbedungene Reise den Sommer über nach England gemacht hatte. Mein Austritt aus dem Universitätsverbande zum Behufe der Uebernahme des Postens eines Bundestagsgesandten erfolgte im Sommer 1861.

Von dieser Dienstzeit sind jedoch erhebliche Abzüge zu machen wegen Krankheit und politischer Geschäfte.

Schon wenige Tage nach dem Neujahr 1848 befiel mich eine Rippenfellentzündung, an welcher ich mehrere Wochen zwischen Leben und Tod schwebte, dann aber noch einige Monate lang Bett und Zimmer hüten mußte. Mein erster Ausgang war die Reise zum Vorparlamente, welchem ich aber wegen noch andauernder Schwäche nicht bis zum Schlusse anwohnen konnte. Zum Mitglied des Parlamentes gewählt, eine Berufung, deren Annahme nicht nur nach meiner, sondern auch nach dem Urteile meiner Freunde und selbst der Regierung unerläßliche Pflicht war, hatte ich in Frankfurt ununterbrochen fort zu verweilen bis Ende Mai 1849, wo ich aus der Versammlung austrat. Da aber in dieser Zeit der Aufstand in Baden seine höchste Höhe erreicht hatte und die Heere sich am Neckar gegenüberstanden, so war an eine Rückkehr nicht zu denken, sondern ich ging mit meiner Familie, welche mit knapper Not und mit dem letzten von Mannheim abgehenden Dampfboote sich hatte entfernen können, den Sommer über nach Mehlem in der Nähe von Bonn. Ich bedurfte der Erholung von den Aufregungen und der übermäßigen Arbeit so sehr, daß ich erst im Spätsommer nach Heidelberg zurückkehren, meine Vorlesungen also erst im Wintersemester 1849—50 wieder aufnehmen konnte, also nach fast zweijähriger Unterbrechung. — Im Jahre 1859 wurde ich vom Senate zum Mitgliede der Ersten Kammer gewählt, was denn wieder, wenn auch keine völlige Unterbrechung, so doch eine empfindliche Störung der Vorlesungen zur Folge hatte, namentlich während des wichtigen Landtages von 1860, wo ich den ausführlichen Bericht über die Aufhebung des Konkordates und die neue hieran sich knüpfende Gesetzgebung verfaßte.

Im übrigen waren meine Vorlesungen im wesentlichen dieselben wie in Tübingen: Encyklopädie der Staatswissenschaften, Polizei, Politik. Nur das Staatsrecht mußte ich ändern, da natürlich württembergisches

Staatsrecht in Heidelberg nicht am Platze war; ich vertauschte es daher mit einem allgemeinen Staatsrecht.

Von Wirksamkeit und Erlebnissen an der Universität Heidelberg habe ich weniger zu verzeichnen als dies in betreff Tübingens der Fall war. Dies aber aus verschiedenen Ursachen.

Einmal war mein Aufenthalt in Heidelberg ein bedeutend kürzerer, und es gingen von demselben noch einige Jahre thatsächlich ab durch Abwesenheit und Krankheit. Sodann war ich älter, nahm mit weniger Lebhaftigkeit an Parteiungen und Streitigkeiten, an welchen es allerdings auch nicht fehlte, Anteil. Manchen persönlichen und sachlichen Verhältnissen stand ich ganz fern und hatte also kein Interesse für sie. Meine Vorlesungen zuerst, welche wenigstens teilweise neu waren und auf welche ich auch formell nach den hier bestehenden Forderungen größere Sorgfalt verwenden mußte, sodann die große und langwierige Arbeit für meine Geschichte und Litteratur der Staatswissenschaften nahmen mich sehr in Anspruch. Endlich gab die Organisation der Universität, welche sich nicht selbst in korporativer Weise regierte, sogar einen großen, aus allen ordentlichen Professoren bestehenden Senat als regelmäßige Behörde gar nicht kannte, wenig Veranlassung, sich mit allgemeinen Fragen zu beschäftigen. Das Meiste und Wichtigste wurde nur innerhalb der betreffenden Fakultät und zwischen dieser und der Regierung verhandelt, in dem kleineren Kreise also ruhiger und stiller.

Ich fand, teils auf den ersten Blick, teils bei näherer Bekanntschaft, wesentliche Verschiedenheiten zwischen der Universität, welcher ich bisher angehört, und der, an welcher ich jetzt zu leben und zu wirken hatte.

Schon die ganze äußere Physiognomie von Heidelberg war eine andre, das Ganze vornehmer. Zwar bildete die Universität in der größeren und gewerbereicheren Stadt und bei der schon damals bedeutenden Anzahl von wohlhabenden Fremden, welche ihren kürzeren oder längeren Aufenthalt hier zu nehmen pflegten, nicht den allein maßgebenden Mittelpunkt des ganzen Lebens; auch war der Umfang der Anstalt kleiner, da nur eine theologische Fakultät und keine staatswirtschaftliche bestand; auch war der äußere Zuschnitt der öffentlichen Anstalten im ganzen kein sehr glänzender, allein es war ein größeres, reicheres Leben in mehr als einer Beziehung. Die häuslichen Einrichtungen waren stattlich und vielfach kostbar, wozu denn auch die vielen schönen Wohnungen beitrugen, ehemalige Herrenhäuser aus kurpfälzischer Zeit. (Ich selbst wohnte in einem solchen ausnehmend gut.) Bei gesellschaftlichen Zusammenkünften herrschte viel Luxus und ein feiner geselliger Ton, zu welchem denn namentlich die Fremden beitrugen. Fehlten auch die fatalen großen Gastereien nicht ganz, so waren doch die leichteren Formen, Bälle, musikalische Abende und dergleichen, vorherrschend.

Immer aber wurde entschiedenes Gewicht gelegt auf gute Weine und entsprechender Aufwand hierfür gemacht. Endlich zeigte die Erscheinung und das Verhalten der Studenten, daß dieselben zu gutem Teile hochgestellten und reichen Familien angehörten. Heidelberg war überhaupt ein teurer Ort, und Aermere suchten es daher nicht leicht auf; namentlich war, hauptsächlich aus dieser Ursache, wenn auch nicht allein, die theologische Fakultät schwach besucht; so drängten sich denn die wohlhabenden und wohl selbst sehr verschwenderisch lebenden Juristen, meistens aus Norddeutschland und aus den russischen Ostseeprovinzen stammend, in den Vordergrund. Daß dabei der Fleiß und die Sitten gewonnen hätten, will ich nicht behaupten; ich rede nur von dem Aeußeren und von dem Beitrage zu dem ganzen Bilde.

Aber auch der Geist und die Richtung der Universität als Lehranstalt waren sehr abweichend. Heidelberg war keine Landesuniversität, wollte es nicht sein und sollte es nach dem Willen der Regierung selbst nicht sein. Um badische Bedürfnisse, namentlich zum Beispiele um badisches Recht, bekümmerte man sich so gut wie gar nicht. Dazu war Freiburg vorhanden. Heidelberg hatte die Aufgabe, eine allgemeine deutsche Hochschule zu sein, Zuhörer aus allen Ländern, aus je mehreren je besser, anzuziehen, ihnen also Entsprechendes zu bieten. Dies hatte denn tief und weit greifende Folgen, gute und schlimme. Vor allem war die Universität und der einzelne Lehrer mit der Regierung sehr wenig in einer organischen Verbindung. An Staatsprüfungen hatten weder die Fakultäten noch die einzelnen irgend einen Anteil, was denn allerdings die Befreiung von einer großen Last und Zeitversäumnis mit sich brachte (eine Erleichterung, welche niemand besser zu würdigen wußte als ich, der ich in Württemberg an Staatsprüfungen in drei Ministerien teilzunehmen gehabt hatte), aber auch die Folge hatte, daß die Professoren gar keine mittelbare Einwirkung auf Fleiß und Kenntnisse der Studierenden ausüben konnten. Die erste Eigenschaft, auf welche bei einem Lehrer Rücksicht genommen wurde, und zwar von seiten der Universität sowohl als bei der Regierung, ja selbst bei der Bevölkerung der Stadt, war sein Ruf überhaupt, ob er also fremde Studierende anzog und ob er große Auditorien hatte. So standen denn früher Thibaut, vielleicht damals auch Chelius, hoch in Ansehen; jetzt war Vangerow der große Mann; etwas später, wenngleich in geringerem Grade, da es doch nicht so viele Chemiker gab als Juristen, Bunsen; auch Häusser, wegen seiner vielen Zuhörer, wenn sie auch wohl nicht seinetwegen kamen; ferner Renaud. Man verlangte also vor allem einen guten Vortrag und Beliebtheit und Tradition in der Studentenwelt; eigentlich wissenschaftliches Verdienst kam erst in zweiter Linie und zwar eigentlich nur wegen seines Einflusses auf den Ruf. Für Gelehrte, welche ihrer Fächer wegen nur wenige Zuhörer haben konnten,

war Heidelberg kein befriedigender Aufenthalt. Natürlich machte diese Auffassung auch die ausgedehnteste Anwendung des Berufungssystems zur Notwendigkeit; man wollte nicht nur fertige Männer, sondern solche haben, welche bereits auf Universitäten bekannt und beliebt seien. Daher war man denn auf das liberalste in der Zulassung von Privatdozenten; es befanden sich zuweilen derselben ganze Scharen da; auch mochte der eine oder der andre, welcher sich auszeichnete, etwa den Titel und einen kleinen Gehalt als außerordentlicher Professor erhalten: aber auf ein allmähliches Vorrücken in Heidelberg selbst zu rechnen, wäre Thorheit von ihrer Seite gewesen. Sie mußten suchen, Rufe nach auswärts zu erhalten. Bei der Besetzung einer erledigten Stelle verstand sich eine Umschau auf andern Universitäten zum Behufe eines Rufes von selbst, so daß es seltene Ausnahme war, wenn ein ordentlicher Professor in Heidelberg selbst seine akademische Laufbahn begonnen und bis zu diesem Erfolge durchgeführt hatte. Ganze Fakultäten hatten nicht ein einziges Mitglied dieser Art. Von bekannteren Männern weiß ich mich nur Häussers, Zöpfls, Bährs zu erinnern. Mehrere wurden aus dem Auslande zurückberufen, nachdem sie sich dort einen Namen gemacht hatten. Davon, daß die Regierung jüngere Beamte, welche sie in praktischen Geschäften als tüchtig kennen gelernt hatte, zur Universität versetzt hätte, wie dies in Tübingen häufig geschah, war nie und nimmermehr die Rede. Es hätte als eine nicht zu ertragende Ungeheuerlichkeit Aufruhr hervorgerufen. Ein solches System hatte auf der Hand liegende Vorteile, war aber unbestreitbar auch die Quelle von Unbilligkeiten, von Schätzungen und Unterschätzungen, welche einer Hochschule nicht würdig waren, von Hindrängung auf äußerlichen Aufputz und auf unangemessenes Bemühen um Beliebtheit bei den Studenten. Im großen und ganzen ging aus demselben eine glänzende, aber nicht in gleichem Grade wissenschaftlich tiefe Universität hervor.

Eine weitere Eigentümlichkeit fand ich in dem persönlichen Verhalten der Professoren zu einander. Es war natürlich, daß sie sich ferner standen, als ich dies in Tübingen gewöhnt war. Waren sie doch aus allen vier Weltgegenden zusammengekommen, gewöhnlich schon als Männer von reiferem Alter und mit ausgebildeten Gewohnheiten. Jugendfreundschaften mit gemeinschaftlichen früheren Erlebnissen und Erinnerungen daran waren selten; es fehlte die genaue Bekanntschaft mit den Familien und sonstigen Verhältnissen, also auch ein allseitiges Interesse an persönlichen Begebnissen. Das objektive Urteil über die Persönlichkeit, wie sie nun einmal fertig dastand, mochte dabei gewinnen, allein nicht die feinere innigere Beziehung. Der Verkehr unter Gleichgesinnten war allerdings lebhaft; es war jedoch mehr das leichte pfälzische Leben, welches zusammenbrachte und den Ton gab, als die Gewohnheit des gemeinschaftlichen Seins. Ich habe bereits

angedeutet, daß es auch in Heidelberg an Parteiungen nicht fehlte, und zum Teil waren sie leidenschaftlich genug; ihre Grundlage und ihre Art war jedoch wesentlich verschieden von denen, in welchen ich bisher gelebt und mitgewirkt hatte. Zum großen Teile drehten sie sich, wenigstens bei meinem Eintreten, um Personalfragen, besonders wenn ein Lehrer den Anforderungen an Ruf und Universitätsbeliebtheit nicht entsprach, dadurch aber auch andern schadete. Dabei mochte denn freilich der Unterschied in den Altersstufen und den hieraus sich ergebenden Anschauungen eine Rolle spielen. Man warf sich gegenseitig stumpfes Hängen an ungenügendem Alten und pietätloses Vorgehen gegen frühere Verdienste vor. Meinungsverschiedenheiten über Verbesserungen der allgemeinen Zustände oder einzelner Anstalten lagen den Trennungen seltener zu Grunde. Die Zustände waren durch die ganze Richtung der Universität in der Hauptsache gegeben und wenig daran zu ändern; zu bedeutenden Hebungen von Instituten fehlte es Baden, welches zwei Universitäten und daneben das große Polytechnikum in Karlsruhe zu erhalten hatte, an den Mitteln. Und wenn von Zeit zu Zeit etwas geschah, wie zum Beispiel für Bunsen ein großes chemisches Laboratorium errichtet, später für Helmholtz eine physiologische Anstalt erbaut, dann aber auch zu einem großen Raume für sonstige naturwissenschaftliche Zwecke erweitert wurde, so war dies hauptsächlich mit der Regierung von den Betreffenden oder höchstens von der einschlagenden Fakultät zu verhandeln, nicht mit der ganzen Universität. Dagegen gaben in den Jahren 1848 und nach dem Aufstande im Jahre 1849 die politischen Ansichten zu scharfer Scheidung von Parteien Veranlassung, die sich denn um so leidenschaftlicher entgegenstanden, als sie sich mit konfessionellen Sympathien und Antipathien verquickten. Das gesellige Leben litt darunter, doch in den größeren Verhältnissen der Stadt nicht sehr fühlbar. Was mich betrifft, so schloß ich mich selbstverständlich an die liberale Partei an; zu den Stimmführern gehörte ich aber nicht und wollte ich nicht gehören. Meine Interessen lagen vorzugsweise auf wissenschaftlichem Felde, und was ich etwa an Teilnahme für Staatssachen nach den Erfahrungen und Aufregungen der letzten Jahre noch besaß, konnte ich in der Ersten Kammer, in welche ich später gewählt wurde, zur Genüge befriedigen; auch waren die hier vorliegenden Aufgaben nicht in Heidelberg durchzufechten.

Endlich war noch ein merklicher Unterschied zwischen Tübingen und Heidelberg in dem Verhalten der Studenten zu bemerken. Die Heidelberger waren eleganter in ihrer Erscheinung, allein auch kecker und übermütiger. Sie kamen zu einem guten Teile nach Heidelberg nicht sowohl im wahren und letzten Grunde, um eifrige Studien zu treiben, sondern angezogen durch die berühmte Lage der Stadt, durch die große Freiheit,

welche man dem Burschenleben hier gewährte durch Universitätstradition. Sie wollten sich einige Semester ihres Lebens freuen in dem schönen Lande, und der Ruf der Lehrer mag oft genug nur die Rechtfertigung gegenüber den Vätern gewesen sein. Daher wechselten sie auch sehr häufig; es gehörte zu den Ausnahmen, wenn einer seine ganze Studienzeit hier zubrachte. Von einer allmählichen Heranziehung von Schülern konnte wenig die Rede sein; der Fleiß war bei vielen sehr gering, außer etwa in den Pandekten, welche der Hauptbeweggrund oder doch der Vorwand des Anherkommens waren. Das öffentliche Gebaren der Studenten, namentlich der Corpsmitglieder, war oft laut und anmaßend; doch bin ich persönlich nie in eine unangenehme Berührung mit ihnen gekommen.

Die Dinge lagen also vielfach anders, als ich es eigentlich gewünscht hätte und gut fand; allein so waren sie einmal. Ich mußte mich darein finden und that es auch. Obgleich enttäuscht in einer wesentlichen Erwartung, welche ich freilich bei genauer Kenntnis der Verhältnisse niemals gehegt hätte, und trotz mancher Störung meiner Gesundheit habe ich doch im ganzen gern in Heidelberg gelebt und im wesentlichen angenehme Erinnerungen an den Aufenthalt. Ich hatte das Glück, gut bei meinem Eintritt aufgenommen zu werden, und zwar von allen Seiten, und wußte mir auch in der Hauptsache ein solches Verhältnis zu bewahren durch Vermeidung jeder leidenschaftlichen Teilnahme an Streitigkeiten und Meinungsverschiedenheiten. Meine Stellung war zwar keine glänzende, aber eine geachtete und genügende; mein Name als Schriftsteller stieg bedeutend in dieser Zeit. Mit der Regierung stand ich, mit einigen vorübergehenden Ausnahmen, gut und in wachsendem Vertrauen. Die geselligen Verhältnisse waren sehr angenehm, und ich konnte die mir zusagende wählen. In der Familie erlebte ich nur Erfreuliches: die Verheiratung meiner beiden Töchter, die Eröffnung der Laufbahn meines älteren Sohnes, und hatte in der ganzen Zeit keinen Verlust eines Näherstehenden zu erfahren.

Im einzelnen mag aber nachstehendes aufgezeichnet sein.

Die oben angedeutete Enttäuschung bestand darin, daß sich die Erwartung eines sehr zahlreichen Auditoriums und einer daraus sich ergebenden großen Einnahme nur unvollkommen erfüllte. Die Zahl der die Rechte Studierenden war zwar, wenn auch mit Schwankungen und unter längeren Nachwirkungen des Aufstandes, eine sehr bedeutende, übertraf die allen übrigen Fakultäten miteinander zufallende beträchtlich; allein eine bedeutende Menge derselben kam, wie ich bald fand, für mich nicht in Betracht. Heidelberg war nicht nur wesentlich eine Juristenfakultät, sondern insbesondere eine Pandektenuniversität. Vangerow zu hören war für sehr viele der Zweck ihres Aufenthaltes. Nun las dieser aber im Winter drei Stunden täglich, vom neuen Jahre an mehr, gegen das Ende

fünf und sechs Stunden. Daß daneben nun keine weiteren Vorlesungen gehört wurden, war natürlich, um so mehr, als er selbst davon abriet. Und auch im Sommer las er wenigstens zwei Stunden Institutionen und Rechtsgeschichte, welche auch wieder sehr viele besuchten. So blieben für uns übrige alle zusammen nur die Minderzahl, welche Pandekten noch nicht hörten oder schon gehört hatten und doch in Heidelberg blieben, und diese verteilten sich natürlich wieder unter uns. Da nun Mittermaier und bald auch Renaud einen großen Ruf hatten und wichtige Berufskollegien hielten, so war der mir schließlich zufallende Anteil, nach dem Maßstabe von Heidelberg, kein bedeutender. Dazu kam noch, daß ich nach dem Jahre 1848 bei der preußischen konservativen Partei in dem Rufe eines Liberalen stand, welcher nur schädliche Grundsätze lehren könne. Ich kann mich kaum erinnern, je einen aus dem Corps der Saxo-Borussen, also der Verbindung, welcher die vornehmen Preußen angehörten, in meinen Kollegien gesehen zu haben. Vielleicht war auch meine von der ortsüblichen Art abweichende Methode des Vortrages in etwas schuld an der minderen Beliebtheit. Es bestand nämlich allgemein die meiner Meinung nach grundfalsche und verderbliche Gewohnheit, Sätze zu diktieren und über diese dann zu sprechen. Der eine oder der andre that dies weniger plump; so zum Beispiel Vangerow mit großer Kunst, welche den Zuhörern den Glauben einer Selbstthätigkeit beim Nachschreiben ließ; allein im Erfolge kam es auf das Gleiche heraus. Es war denn auch diese Behandlungsweise sehr bequem für die Studierenden. Sie konnten schwarz auf weiß nach Hause tragen und sich über eine in studentischem Unfuge verlorene Zeit damit trösten, daß sie einst bei der Vorbereitung für die Prüfungen immer noch ihr Heft besitzen. Diese Art des Vortrages war nun nicht die meinige; ich hatte sie in Tübingen nie geübt und konnte mich, freilich zu meinem Schaden, nicht dazu verstehen, sie gegen bessere Ueberzeugung jetzt noch einzuführen. So kam es denn, daß ich, der ich in Tübingen in der ersten Reihe der meistbesuchten Lehrer war, in Heidelberg zurückstand, und zwar wesentlich in ganz denselben Vorlesungen. Stieg auch in dem Staatsrechte die Zahl meiner Zuhörer auf etwa hundert, auf oder ab, so waren ihrer doch in den übrigen Vorlesungen nur fünfzig bis siebzig oder achtzig. Ich leugne nicht, daß mir dies fortwährend ein Aerger war, und daß es mit dazu beitrug, das Halten von Vorlesungen, welches ohnedem nie meine vorherrschende Leidenschaft gewesen war, zu entleiden. Es war der Hauptgrund, welcher mich bewog, das allerdings in keiner Weise von mir hervorgerufene oder auch nur geahnte Anerbieten der Stelle am Bundestage anzunehmen. Ich war mir bewußt, meine Stelle auszufüllen so gut als ein andrer, mein Ruf als Schriftsteller stand höher als der meiner Mitbewerber, und ich konnte mich nicht daran gewöhnen, in zweiter Reihe

zu stehen. Nur wenig vermochte an diesem Verhältnis zu ändern, daß ich mit einigen akademischen Nebenbeschäftigungen mehr Ursache hatte zufrieden zu sein. So mit der mir bald übertragenen Direktion der sogenannten Bau- und Oekonomiekommission, das heißt der Finanzverwaltung der Universität, ein Geschäft, welches ich gern besorgte und, wie ich glaube, gut besorgte. Sodann mit der Teilnahme an den juristischen Doktorenpromotionen, welche in Heidelberg nicht nur einen gar nicht zu verachtenden Zuschuß zu dem Einkommen gewähren und überdies in der zwar wunderlichen, aber ebenfalls nicht zu verwerfenden Weise vorgenommen werden, daß die an sich ganz ernsthafte Prüfung an einer gut besetzten Abendtafel im Hause des jeweiligen Dekans stattfindet. Es waren dies doch allzu untergeordnete Punkte, als daß sie die Stimmung im allgemeinen hätten beeinflussen können.

Ein andrer Uebelstand, welcher mich während des Aufenthaltes in Heidelberg vielfach peinigte, waren mehrfache Störungen meiner Gesundheit. Kurz nach meinem Eintritt befiel mich eine schwere und lange Krankheit, welche eine große Störung in meiner kaum begonnenen Wirksamkeit nach sich zog. Weniger in Anschlag brachte ich einige leichte Anfälle von Podagra. Allein ein wenn auch nicht gefährliches, so doch höchst lästiges Uebel war ein während meines ganzen Aufenthaltes mehr oder weniger vorhandenes Jucken der Haut auf dem größeren Teile des Körpers, welches oft, namentlich gegen Abend, bis zum beinahe Unerträglichen ging. Ohne daß eine Ursache aufzufinden gewesen wäre, ohne daß auch nur irgend etwas auf der Haut zu sehen war, widerstand der krankhafte Zustand allen äußeren und inneren Heilversuchen, kalten und warmen Waschungen, Badekuren. Nur wenn ich geistig sehr in Anspruch genommen war, zum Beispiel während der Parlamentszeit, verschwand das Jucken, um aber mit eintretender Beruhigung des Nervensystems wieder zu erscheinen. Später ist das Uebel, ohne daß etwas Neues dagegen unternommen worden wäre, fast ganz verschwunden; allein es war ein schlimmer Begleiter meiner Heidelberger Zeit. Endlich und schlimmstens zog ich mir durch übermäßige Anstrengung mit Lesen und Schreiben, namentlich zum Behufe der Ausarbeitung meiner Geschichte der Staatswissenschaften, eine Augenkrankheit zu, welche in stetigem Zunehmen mit dem vollständigen Erlöschen der Sehkraft des einen Auges endigte. Natürlich sehr besorgt um das andre, wenigstens verhältnismäßig noch gesunde, gab ich, mit Ausnahme des Notwendigsten, alles Lesen auf und diktierte, was geschrieben werden mußte. Glücklicherweise fand ich gleich bei dem ersten Suchen einen vortrefflichen älteren Mann, bisher Schriftsetzer, welcher nicht nur eine sehr hübsche und mir angenehme Hand schrieb, sondern auch die schätzenswertesten sittlichen Eigenschaften hatte, Fleiß, Bescheidenheit, Zuverlässigkeit,

höchste Diskretion. Ich konnte ihm, als ich nach Frankfurt kam, eine behagliche Stellung geben aus den Kanzleiaversen von Waldeck und Holstein, und er blieb bei mir bis zu meiner Abberufung. Als ich ihm aber gar für München die Stelle eines Gesandtschaftskanzlisten mit 1200 Gulden Gehalt (ein Peru für ihn) hatte verschaffen können, erkrankte er auf der Reise dahin und starb. Ich habe ihm meine späteren schriftstellerischen Arbeiten alle diktiert und nur Ueberarbeitungen und Verbesserungen mir selbst vorbehalten. Die dem gesund gebliebenen Auge drohende Gefahr verzog sich allmählich wieder, und seit Jahren gebrauche ich es wieder ohne Beschwerde und nur mit leichter Schonung. Meinem guten treuen Oelschlegel einen Nachfolger zu geben, habe ich mich nicht entschließen können.

Diese Anlässe zu Verstimmungen ließ ich im übrigen keineswegs so auf mich wirken, daß ich nicht lebhaftesten Anteil an dem reichen geistigen Leben genommen hätte, welches zu jener Zeit in Heidelberg blühte und auch immer wieder aufs neue entstand, wenn es durch ein Mißgeschick, eine Zeitlang namentlich auch durch stupide Verfolgungen der Minister Wechmar[1]) und Meysenbug[2]) oder vielmehr dessen bösartigen Ratgebers Uria, einen Schaden zu nehmen drohte. Es war damals ein wirklich seltener Kreis von geistig bedeutenden Männern versammelt, dessen Mittelpunkt durch eine Anzahl von Professoren der liberaleren Partei gebildet war, an welchen sich jedoch auch nicht wenige der Universität nicht angehörige Männer mehr oder weniger anschlossen. Jenen Kern bildeten, als ich in Heidelberg eintrat, oder vielmehr, als sich nach der Niederwerfung des Aufstandes die Verhältnisse wieder ordneten, die beiden Mediziner Pfeufer und Henle, nach des letzteren Abgang Helmholtz, die Historiker Gervinus und Häusser, der Jurist Vangerow, der Physiker Jolly, der Chemiker Bunsen, später Kirchhoff, ebenfalls Physiker, einige jüngere Männer, von welchen sich Jolly, ein Bruder des Genannten, damals ein angehender Privatdozent, in kurzer Zeit zu einer bedeutenden politischen Stellung emporschwang. Die sich Anschließenden aber waren Heinrich v. Gagern, der frühere Minister der auswärtigen Angelegenheiten Dusch, Karl Theodor Welcker, der russische Staatsrat Blum, früher Professor in Dorpat, Postmeister Eberlin, Dr. Pagenstecher. Wir kamen, namentlich solange die politischen Ereignisse in dem Vordergrunde waren, täglich nach Tisch in

---

[1]) F. v. Wechmar war von 1851 an Justizminister und von 1853 an zugleich Minister des Innern; 1856 trat er in Ruhestand. Vgl. die kurze Charakteristik in v. Weech, Badische Biographien, II. 434—435.

[2]) Wilhelm Rivalier v. Meysenbug, 1856 Staatsminister des großherzoglichen Hauses und der auswärtigen Angelegenheiten und Ministerpräsident, fiel 1860 mit seinem Werk, dem Konkordat (v. Weech a. a. O. 78—80).

einem neben der Eisenbahnstation gelegenen Hotel (Schrieder), wo die Neuigkeiten aus erster Hand zu vernehmen waren, zum Kaffee zusammen; außerdem war wöchentlich ein gemeinschaftliches Nachtessen im Museum, welches, durch übersprudelnden Witz und Humor belebt, nur leider allmählich zu üppig und besonders im Genusse feiner Getränke luxuriös wurde, dadurch aber doch für einzelne zu kostspielig, für andre auf die Dauer gesundheitsschädlich. Angestrengtest arbeiten und daneben in gut Pfälzer Art bis tief in die Nacht hinein schwärmen, hieß das Licht an beiden Enden anzünden. Häusser, Vangerow, wohl auch Pfeufer haben es mit schweren Leiden und frühem Tode gebüßt.[1]) Zunächst war es aber unmöglich, in einer angenehmeren, geistig regsameren, für alles empfänglicheren Gesellschaft zu leben, und ich riß mich immer, da mir das späte Aufsitzen und Trinken in keiner Beziehung paßte, nur mit Bedauern los. Ich werde weiter unten Gelegenheit nehmen, von einzelnen ausführlicher zu reden.

Außer diesem, um ihn kurz zu bezeichnen, liberalen Kreise bestand aber in Heidelberg auch noch eine andre Gesellschaft, welche von ihm in politischer und teilweise in konfessioneller Beziehung geschieden war; abgesehen von denen, die Gewohnheit oder Stellung fernhielt, wenn sie auch an sich mit uns im wesentlichen einverstanden waren. Zu jenen gehörten denn namentlich der Kurator Dahmen, ein wohlmeinender und liebenswürdiger, mir sehr geneigter Mann; der konfuse Roßhirt; Chelius, damals auf der Höhe seines ärztlichen Rufes, auch mein Arzt, dem ich noch heute dankbar und verbunden bin; der Eisenbahndirektor v. Weiler. Aus andern Gründen abgesondert lebten Mittermaier, im Uebermaße beschäftigt und nur in der Familie sich erholend; der Nationalökonom Rau, dessen etwas pedantischer Strenge die pfälzische Lustigkeit wohl zu laut war, und der kein Verständnis für ihren Humor hatte; ebenso einige Theologen aus denselben Gründen; der schon sehr alte, ehrwürdige, immer aber noch frische und derbe Schlosser;[2]) endlich Bunsen, der preußische Diplomat, welcher nach seiner Abberufung von London eine Reihe von Jahren bei Heidelberg[3]) lebte und hier in seinem Hause viele Menschen sah, aber wenig ausging. Ich für meine Person stand, da ich mir von Anfang an die Vermeidung jeder schroffen Parteistellung zum Grundsatze gemacht hatte, auch mit den zuerst Genannten auf leidlichem, zum Teile selbst auf ganz gutem Fuße. Mit den letzteren ohnedem.

---

[1]) Häusser starb im 48., Vangerow im 63., Pfeufer im 62. Lebensjahre, alle drei nach längeren Leiden.

[2]) Friedrich Christoph Schlosser, geb. 1776.

[3]) Mehr von Bunsen berichtet der Verfasser weiter unten.

Ich habe von Verfolgungen gesprochen, welchen die liberalen Professoren eine Zeitlang ausgesetzt gewesen seien. Glücklicherweise dauerte diese Richtung nicht lange, aber es wurden doch der Universität schwere Wunden geschlagen. Ein solches Vorgehen liegt nicht in der Handlungsweise der badischen Regierung, aber der Aufstand von 1849 hatte eine finstere Reaktion heraufbeschworen. Der Großherzog, damals Prinzregent, war noch sehr jung und unerfahren und hatte tiefe Eindrücke von den Uebeln anarchischer Zustände erhalten. Seine damaligen Ratgeber waren fanatische Reaktionäre und haßten die Gemäßigtliberalen fast noch mehr als die Aufrührer, obgleich dieselben der Revolution nach Kräften widerstanden und unter ihr schwer gelitten hatten. So konnte denn Uria, der begabteste aber auch der bösartigste und verbissenste von der ganzen Bande, ein geborener Spanier, welchen mit seiner Mutter ein badischer Offizier in das Land gebracht hatte, den berüchtigten Prozeß gegen Gervinus wegen dessen Einleitung in die neueste Geschichte veranlassen. Uria war damals Stadtdirektor in Heidelberg und benutzte seine Stellung zu allen Arten von Chikanen und Ungezogenheiten gegen die Liberalen; hier glaubte er denn wohl einen Hauptschlag zu führen. Dieser mißlang zwar, Gervinus wurde freigesprochen, und eine Flut von Hohn und Tadel ergoß sich über die schlecht beratene Regierung aus ganz Deutschland; allein der Universität ging doch der Nachteil zu, daß Gervinus, welcher nur unbesoldeter Honorarprofessor war, die Lust, Vorlesungen zu halten, ganz verlor und nie wieder las.[1]) Ein zweites, ähnliches Stück war die Vertreibung des jungen Philosophen Kuno Fischer von der Universität. Derselbe hatte sich, noch Privatdozent, in sehr kurzer Zeit einen ganz ungewöhnlichen Beifall erworben durch sein großes oratorisches Talent und sein geistreiches Wesen. Seine Vorlesungen waren außerordentlich besucht. Plötzlich wurde ihm ohne amtliche Angabe eines Grundes die venia legendi vom Ministerium entzogen; wie privatim angegeben wurde, wegen der unchristlichen Richtung seiner Philosophie.[2]) Daß der schleichende, die dumpfste Orthodoxie begünstigende Ullmann, welcher Prälat und Mitglied des Oberkirchenrates in Karlsruhe geworden war, die Maßregel veranlaßt habe, stand bei niemand im Zweifel;

---

[1]) Das Mannheimer Hofgericht hatte eine partielle Verurteilung ausgesprochen, das Oberhofgericht aber dieses Urteil kassiert. Daraufhin entzog die Regierung dem gefeierten Historiker die venia docendi, von der er aber schon vorher seit Jahren keinen Gebrauch gemacht hatte (Weber a. a. O. 206—207).

[2]) Kuno Fischer wirkte nur drei Jahre, 1850—1853, als Privatdozent in Heidelberg, wohin er 1872 als Ordinarius zurückkehrte. Schenkel beschuldigte den Gemaßregelten des Pantheismus und suchte in der Presse die Regierung zu rechtfertigen, wodurch er in böse Streitigkeiten mit Fischer geriet (v. Weech a. a. O. IV. 390—391).

allein unbegreiflich war, daß sich Schenkel dazu entschlossen hatte, in der Sache Partei zu ergreifen. Was diesen beweglichen Mann zu einer solchen Handlung brachte, steht dahin; ob der Wunsch, sich im Kirchenregimente Einfluß zu verschaffen oder sonst etwas, wer weiß es? Aber sicher ist, daß die Universität nicht nur eine ungewöhnliche Lehrkraft verlor, sondern auch empfindlichen Schaden an ihrem Rufe litt. Sie suchte mit allen Kräften zu widerstreben, allein ohne Erfolg. Ich war gerade Prorektor und ging selbst nach Karlsruhe, um bei Minister Wechmar Vorstellungen zu machen, ebenfalls ohne etwas zu erreichen. Die Belohnung ist mir jedoch geworden, von möglichen Ministern ohne alle Frage den stupidesten gesehen zu haben. Noch nachteiliger wirkte das eine Zeitlang folgerichtig gehandhabte System, einem liberal gesinnten Professor, und wäre er der bedeutendste Mann, jede Anerkennung zu versagen, namentlich einen an einen solchen ergangenen Ruf nur zu einer kalt abweisenden oder gar höhnischen Antwort zu benutzen, in der Hoffnung, ihn dadurch wegzutreiben. So verlor Heidelberg kurz hintereinander Pfeufer, Henle, Jolly; namentlich bei dem letzteren, welcher die Ruhe und Loyalität in Person war, ganz unbegreiflicherweise. Auch mir wurde die Auszeichnung zu teil, daß ich auf die Anzeige, ich habe einen Ruf als Kanzler nach Tübingen und einen andern an die Universität Wien erhalten, beide jedoch bereits abgelehnt und wolle nur von den Thatsachen Kenntnis geben, die Antwort bekam: man habe sich nie mit der Hoffnung geschmeichelt, mich lange zu besitzen. Ich war jedoch stumpf genug, den hinreichend deutlichen Wink nicht zu verstehen und blieb. Nach wenigen Jahren war man froh an mir geworden und suchte es nun als ein Mißverständnis zu erklären, wenn ich über die unvermutet erfüllte Hoffnung scherzte.

Ueber die allgemeine Richtung der Heidelberger Hochschule habe ich oben bereits gesprochen; um nun aber die aus einer solchen Auffassung sich ergebenden Leistungen und Zustände kennen zu lehren, ist ein näheres Eingehen in das Innere der einzelnen Fakultäten nötig. Die Korporation als ein Ganzes kommt wenig in Betracht, da sie nach der bestehenden Organisation zu wenig Gelegenheit hat zu eignem Handeln. Unter den Fakultäten aber war zur Zeit meiner Beteiligung bei der Universität ein großer Unterschied.

Die juristische Fakultät war bei weitem die vorwiegende nach Zahl ihrer Zuhörer und, wie schon diese Thatsache bewies, die in Deutschland bekannteste, denn nur ein kleiner Teil dieser Studierenden gehörte dem Lande selbst an. Inwiefern sie diesen Ruf verdiente, mag sich aus der Schilderung der einzelnen Mitglieder ergeben, welche ich nach bestem Wissen und Gewissen sine ira et studio zu entwerfen versuchen werde.

Vangerow übte unbestreitbar die hauptsächlichste Anziehungskraft aus. Er war denn auch in formeller Beziehung unbedingt, in sachlicher mit geringen Einschränkungen ein Ideal von einem Lehrer. Sein Vortrag war durchaus geordnet, klar, sehr künstlich berechnet auf eine Scheinthätigkeit der Zuhörer beim Nachschreiben, sehr eindrucksvoll auf die jungen Leute durch die große Wichtigkeit, welche der Vortragende selbst augenscheinlich auf den Gegenstand legte. Dazu besaß er ein prächtiges Organ. Dem Inhalte nach war die volle Beherrschung des Stoffes und die Bekanntschaft auch mit dem Neuesten in der Wissenschaft außer aller Frage; Vangerow war eine ganz ausnahmsweise auf einen Juristen angelegte Natur, von unwandelbarer Logik, scharfsinniger Dialektik. Geistreich war er allerdings nicht, auch hatte er keine Kenntnis von andern Rechtssystemen und -Gedanken als von dem römischen; daher gab er auch keine gelegentlichen Hinweisungen auf die Rechtsinstitute andrer Völker, kein vergleichendes Urteil. Das Römische Recht, ausschließlich, vollständig, aber auch nur dieses, gab er; dieses selbst in seinen längst nicht mehr anwendbaren Teilen. Besonders begabte und in ihrem Studium auf einer höheren Stufe stehende Zuhörer waren deshalb auch nicht in demselben Grade von ihm entzückt wie der Mittelschlag und wie Anfänger. Nicht wenig zu seinem großen Einflusse auf die jungen Leute trug auch die ungeteilte Achtung bei, in welcher er seinem ganzen Wesen nach bei ihnen stand. Diese aber verdiente er auch in vollem Grade durch sein Wohlwollen, seine Freundlichkeit, seine unbestechliche Redlichkeit. Es war kein Falsch in ihm; er erzeigte sich immer anständig, gastfrei, offenhändig. Selbst seine Schwächen waren nur von der Art, daß sie nur ihm selbst schadeten, keinen dritten verletzten; so seine Neigung zu Wohlleben in Speise und Getränk, sein tägliches Sitzen am Kartentische in wenig gewählter Gesellschaft, seine unbegreifliche, ja völlig unverantwortliche Nachsicht gegen einen namenlos liederlichen und verkommenen Sohn. Wer ihm näher stand, wußte freilich, daß Vangerow kein Mann von ungewöhnlichen Geistesanlagen war, abgesehen von seiner juristischen Spezialität; daß seine allgemeine Bildung sich nicht weit und nicht tief erstreckte und er für weniges Interesse hatte; daß er in seiner Lieblingsunterhaltung, über Politik, lediglich den Standpunkt des liberalen Durchschnittsbürgers einnahm: allein dies war in weiteren Kreisen nicht bekannt, beeinträchtigte das sittliche Wesen des Mannes nicht, machte seiner außerordentlichen Nützlichkeit keinen Eintrag.[1])

---

[1]) Ein Seitenstück zu der aus der Feder des Kollegen stammenden Schilderung C. Adolf v. Vangerows ist der Nekrolog, den Stintzing seinem Lehrer widmet (v. Weech a. a. O. II. 382—385).

So verschieden als nur möglich von Vangerow war ein zweites berühmtes und eigentlich weit berühmteres Mitglied der Fakultät, **Mittermaier**. Ohne Zweifel hatte er manche gleichartige Charaktereigenschaften; auch er war ein Ehrenmann in allen Beziehungen, wohlwollend, freundlich, freigebig, ungeziert und ohne Anmaßung. Allein schon seine Gelehrsamkeit war wesentlich verschiedener Art. Seine Belesenheit war staunenswert, wohl ohne ihresgleichen, und zwar erstreckte sie sich über die Litteratur aller Kulturvölker; auch verfolgte er alle neuen Erscheinungen fast mit Hast. Seine Bücher strotzen von Citaten, welche man nirgends anderswo trifft, wenigstens nicht nebeneinander. Auch seine allgemeine Bildung dehnte sich über ungewöhnlich viele Fächer aus. Dagegen fehlte ihm der scharfe und bestimmte juristische Sinn, die Fähigkeit, unzweifelhafte Sätze kurz zu formulieren, vor allem aber ein eignes und selbständiges Urteil. Das Neueste war immer für ihn das Richtige; er folgte jeder frisch auftretenden Richtung, namentlich wenn sie sich als ein Fortschritt ankündigte oder einen menschenfreundlichen Zweck angab. Aus Schwankungen, Berichtigungen und Zurücknahmen kam er nicht heraus. Sein Verdienst als Lehrer bestand unter diesen Umständen nicht in der Erziehung zu streng logischem Denken und zu juristischem Sinne, sondern in einer Bekanntmachung mit Büchern, Meinungen, Tendenzen, von denen die jungen Leute niemals etwas gehört hatten und ohne ihn niemals etwas gehört haben würden, freilich oft genug ohne daß eine Unkenntnis ihnen Schaden gebracht hätte. Es war eine nützliche Erweiterung des zu engen Wissens und Gedankenkreises, in welchem sie Vangerow schulte; allein es gehörte eifriger Fleiß und ein klarer Kopf dazu, um sich zurecht zu finden und alles zu ordnen. Er wurde viel gehört und liebte es, durch unentgeltliche Vorlesungen über kleinere pikante Gegenstände große Massen um sich zu versammeln, deren Lachluft der alte Mann nicht immer auf anständige Weise zu kitzeln suchte. Ich will seine Verdienste nicht unterschätzen, weder in der Richtung, daß er die deutschen Rechtsgelehrten überhaupt nötigte, sich doch auch um die ihnen früher sehr wenig bekannte fremde Litteratur zu bekümmern, noch insbesondere insofern er die Bildung der Studierenden erweiterte und freier machte; aber dagegen muß Verwahrung eingelegt werden, wenn er im Auslande wohl als der erste aller deutschen Juristen betrachtet wurde, als das Vorbild eines akademischen Lehrers. Dies war in Deutschland selbst sein Ruf nicht, insbesondere auch in Heidelberg selbst keineswegs.[1]) Ein dritter für die Fakultät sehr

---

[1]) Vielleicht sah sich Mohl zu der Warnung vor einer Ueberschätzung C. Ant. Jos. Mittermaiers durch den von Goldschmidt verfaßten Nachruf (Archiv für die zivilistische Praxis L. 417—442) veranlaßt.

bedeutender Mann war Renaud, vor allem im deutschen Rechte und im Zivilprozesse thätig und hoch anerkannt. Er war jung nach Heidelberg berufen worden,[1]) bildete sich aber rasch aus. Die Natur hatte ihn zum Juristen angelegt, mit fester Logik, sicherem Urteil ausgestattet; vielleicht war er selbst auch in der Wissenschaft, wie im Leben, zu kalt und schroff. In der Benutzung fremder Litteratur hielt er die richtige Mitte ein; seine Arbeitsamkeit und seine Arbeitskraft verdienten vollkommenste Anerkennung. Seine Vorlesungen fanden nach und nach große Beteiligung, so daß sie im deutschen Privatrechte der Frequenz der Vangerowschen Pandekten kaum nachstanden. Daß er den Studierenden sehr sympathisch gewesen wäre und überhaupt durch seine Persönlichkeit und sein Entgegenkommen einen günstigen Einfluß auf sie ausgeübt hätte, ist mir nicht bekannt. Es lag dies nicht in seiner Art und in seinen Zwecken. — Um eine starke Stufe tiefer stand Zöpfl, sowohl in dem Nutzen für die Universität als in der allgemeinen Achtung. An letzterem trug er schuld durch seine Wankelmütigkeit in staatlichen und kirchlichen Dingen und weil niemand an aufrichtige Ueberzeugung bei ihm glaubte. Er hatte mit Frivolität in beiden Beziehungen begonnen, war dann Anhänger der unbeschränkten Fürsten- und Kirchengewalt geworden, hatte im Jahre 1848 einen raschen Anlauf zu Beliebtheit bei den Massen und zu fast revolutionärem Gebaren gemacht (ich selbst sah ihn mit einem großen Säbel umgürtet und mit der dreifarbigen Binde auf der Brust auf dem Katheder der Aula stehen[2]) und höchst freisinnige Reden haltend); später fand er für geraten, wieder einzulenken zur Lehre von der Autorität, diente der eben am Ruder befindlichen Richtung treulichst während mehrerer Landtage in der Ersten Kammer und mußte nun, wohl oder übel, obgleich die Berechnung fehlgeschlagen hatte und die Regierung nicht bei der Reaktion beharrte und schließlich sogar das Konkordat mit Rom aufkündigte, bei der Partei bleiben, welche ihm jetzt nicht nur nichts nützen konnte, sondern nur Mißachtung, auch von seiten der Regierung, eintrug. Er war ein sehr eifriger Anhänger des Bundestages und hat ausführlicher als irgendwer sonst über ihn geschrieben. Besser wurde natürlich nichts dadurch gemacht, daß

---

[1]) Achilles Renaud, geb. 1819, folgte 1853 einem Rufe an die Universität Heidelberg. Ueber seine schriftstellerische Bedeutung und seine Lehrthätigkeit vgl. auch den von Karlowa verfaßten Nekrolog in v. Weech a. a. O. IV. 342—347. Zu den Worten, mit denen v. Mohl in sichtlicher Zurückhaltung die Persönlichkeit des sich abschließenden, stutzerhaften Professors schildert, liefert Weber a. a. O. 245—247 willkommene Ergänzung. Als einen Virtuosen des akademischen Lehrvortrages bezeichnet ihn Hausrath in seiner Schrift „Alte Bekannte. 1. Zur Erinnerung an Julius Jolly". S. 45: „Er besaß die unbezahlbare Gabe, in einer Weise zu diktieren, als ob er nicht diktiere, sondern eine feurige Ansprache halte" u. s. w.

[2]) Die Scene schildert auch Weber a. a. O. 235.

er dem öffentlichen Urteile durch eine lächerliche Aufgeblasenheit entgegentreten zu können glaubte, welche bei seiner falstaffähnlichen Erscheinung [1]) sich besonders komisch ausnahm. Wenn nun aber meine Freunde ihre Verurteilung auch auf sein Wissen übertrugen, so hatten sie doch nur zum Teil recht. Er war unleugbar fleißig und erwarb sich allmählich ganz anerkennenswerte Kenntnisse. Man darf, um dieses einzusehen, nur die ersten Ausgaben seiner Bücher, so zum Beispiel seiner deutschen Staats- und Rechtsgeschichte und seines Staatsrechtes, mit den späteren vergleichen. Jene waren freilich ärmliche Wische oder plumpe Plagiate; allein sie wurden allmählich sehr brauchbare und stoffreiche Bücher. Auch seine Gutachten für Standesherren, deren gesuchter Vertreter er in allen ihren Forderungen allmählich geworden war, zeugen von Wissen und juristischer Geschicklichkeit. Und er hatte auch so viel Verstand, sich von einem Felde zurückzuziehen, auf welches ihn seine Eitelkeit verlockt hatte, auf welchem aber nicht zu Hause zu sein ihm sehr eindringlich nachgewiesen worden war, nämlich von Untersuchungen über frühmittelalterliche Rechtsinstitute. Seine Stellung als Lehrer war eine unsichere. Wenn ein geachteterer Mann eines seiner Fächer ebenfalls vortrug, so wurde er rasch verlassen, kam dann aber, wenn dieser aus irgend einer Ursache sich zurückzog, wohl wieder in die Höhe. Seine sichersten Anhänger waren die norddeutschen Konservativen. Soweit konnte man ihm nicht bestreiten, daß er eine Stelle oder, vielleicht richtiger gesagt, eine Lücke an der Universität ausfüllte; aber zur Hebung des sittlichen Tones der Anstalt und zur Verbreitung richtiger Grundsätze trug er allerdings nicht bei. — Sehr tief standen zwei andre Mitglieder der Fakultät, wenn auch aus sehr verschiedenen Ursachen, nämlich Roßhirt und Morstadt. Jener war als sehr junger Mann, Gott weiß durch welche übel beratene Empfehlung, nach Heidelberg von einer bayrischen Universität berufen worden, [2]) allein seine Unfähigkeit zeigte sich bald, und niemand erlöste natürlich von ihm. Sein Wissen war sehr oberflächlich, und oft gab er sich arge Blößen; er trieb sein Wesen in allerlei Fächern, im Römischen Recht, im Strafrechte, Kirchenrechte und so weiter, ohne irgendwo sich eine Geltung zu

---

[1]) „Ich und das Heidelberger Faß bleiben immer dieselben," antwortete Zöpfl, als ihn einer seiner ehemaligen Zuhörer mit der Bemerkung begrüßte, daß er sich gar nicht verändert habe (Weber a. a. O. 236). — Die wissenschaftliche Bedeutung Zöpfls wird auch gewürdigt von Strauch in v. Weech a. a. O. III. 208.

[2]) Konrad Eugen Franz Roßhirt, geb. 1793, wurde 1818 von Erlangen, wo er 1817 zum a. o. Professor ernannt worden war, als o. Professor an die Hochschule Heidelberg berufen, der er bis zu seinem Tode 1871 angehörte. Die von ihm während der Heidelberger Zeit verfaßten Schriften sind verzeichnet bei v. Weech a. a. O. II. 197.

verschaffen; am Ende wurde er, als auch noch Schwäche des Alters dazu kam, förmlich zum Spotte seiner Zuhörer, welche sich mit Dazwischenreden, Fragen und so fort Unfug aller Art erlaubten. Er schrieb unaufhörlich; allein seine Bücher wurden anstatt besser immer elender und unbrauchbarer, am Ende litterarische Ungeheuerlichkeiten. Er war somit für die Universität ein wahrer Schaden, nicht sowohl durch das, was er that, denn davon nahm niemand Notiz, sondern indem er eine ordentliche Professur versperrte. Im übrigen war Roßhirt kein ungutmütiger oder unehrenhafter Mann; sein starres katholisches Kirchentum war aufrichtige Ueberzeugung und nicht intolerant. — Nicht an Begabung und Wissen fehlte es Morstadt; allein er war ein Halbnarr, ein Ausbund von Gemeinheit und ein dem Trunke ergebener Asot. Glücklicherweise wurde er nicht alt[1]) (ich habe ihn kaum noch gekannt); er würde die Fakultät durch und durch vergiftet, der Universität zu schreiender Unehre gereicht haben. Es war eine große Schwäche von der Regierung und von der Universität, daß man ihn nicht lange vor seinem Tode mit Schimpf und Schande weggeschickt hatte, insbesondere aber war es unverzeihlich von den übrigen Mitgliedern der Fakultät, daß sie sich ruhig von ihm auf das roheste beleidigen ließen. Sie hätten einfach die Wahl stellen sollen: entweder er oder wir. Was sich dieser Mensch erlaubte und welche Schamlosigkeiten er beging, mögen einige Fälle unter unzähligen beweisen. Eines Tages zeigte er den Zuhörern ein neues Buch und sagte: „Es ist so schlecht, daß Mittermaier es geschrieben haben könnte, aber Zöpfl hat es gethan.“ Dann warf er es vom Katheder auf den Boden und spuckte darauf. Ein andermal nannte er den verstorbenen Großherzog Ludwig auf dem Katheder seinen „Schwager“. Dieser hatte nämlich in dem Rufe gestanden, mit der Schwester Morstadts, der später sehr berühmten Schauspielerin Haizinger, ein Verhältnis gehabt zu haben. In gleichem Tone waren seine Schriften geschrieben, in der Regel ungezogene Angriffe auf die Anhänger einer bestimmten wissenschaftlichen Ansicht. Daß nichts bei ihm zu lernen gewesen sei, soll nicht gesagt sein; er war scharfsinnig und nicht ohne Kenntnisse; allein der von ihm angerichtete sittliche Schaden überwog bei weitem.

Wieviel nun ich zur Unterstützung, Ergänzung und Verbesserung der Fakultät beigetragen habe, ist nicht meine Sache, zu beurteilen. Die Ausdehnung und den äußeren Erfolg meiner Leistungen habe ich oben angegeben.

---

[1]) Karl Eduard Morstadt, geb. 1792, gest. 1850. Eine Blütenlese seiner Worte und Thaten hat Weber a. a. O. 230 f. zusammengestellt. Ueber seine ewigen Händel mit Fakultät, Senat und Regierung, mit Gott und Welt giebt Scherrer in Allgem. dtsch. Biogr. XXII. 329—339 sehr weitläufig Auskunft; vgl. auch dessen Artikel „Morstadt“ bei v. Weech a. a. O. IV. 271—274.

Neben den ordentlichen Mitgliedern der Fakultät war denn immer auch eine bald größere, bald kleinere Anzahl von außerordentlichen Professoren und Privatdozenten vorhanden, welche Lücken ausfüllten, Nebenvorlesungen hielten, Privatissima und Examinatorien hielten und sich so mannigfach nützlich machten. Doch trugen sie in der Hauptsache zur Blüte des juristischen Studiums nicht viel bei. Die besseren erhielten gewöhnlich bald Rufe auf andre Universitäten; die geringeren, mehr eine Plage als eine Hilfe, verschwanden denn auch wieder in der Stille. Nur einen habe ich als ausgezeichnet besonders zu nennen, Goldschmidt, das jetzige Mitglied des Reichsoberhandelsgerichtes in Leipzig. Seine Vorlesungen über Römisches Recht und Handelsrecht galten für vorzüglich, und es wurden große Hoffnungen auf ihn gesetzt. Obgleich Jude, rückte er zum ordentlichen Professor vor (nach meiner Zeit); allein eine schwache Brust ließ ihn eine andre Laufbahn einschlagen.[1])

Die Gründe, warum die theologische Fakultät nicht viel zur Blüte der Universität Heidelberg während meiner Beteiligung an dieser beitrug, sind oben bereits angedeutet; und es wird immer so bleiben, wenn nicht wesentliche Aenderungen in den für die studierenden Theologen bestimmten Unterstützungen vorgenommen werden. Heidelberg war immer ein zu kostspieliger Aufenthalt für sie und ist es mehr und mehr geworden, seitdem es, überhaupt nicht zum Vorteile für die Universität, ein überfüllter Luxusaufenthalt für reiche und müßige Fremde aus allen Weltgegenden geworden ist. Eine große theologische Schule kann hier nicht bestehen, außer wenn etwa, in der Art der Tübinger Seminare, ein großes Konvikt für Theologen während ihrer ganzen Studienzeit errichtet würde. (Das jetzt bestehende sogenannte Seminar ist eine schwächliche Maßregel, welche nur dazu dient, unzureichende Stipendien beschwerlichen Bedingungen zu unterwerfen.) Auch ganz tüchtige Lehrer können an dieser harten Thatsache nichts ändern. An solchen gebrach es nun zu meiner Zeit keineswegs, wenn vielleicht auch keine vollständige innere Harmonie bestand. — Ullmann war ein geschätzter Kirchenhistoriker, welcher mit Gewandtheit die Ergebnisse freier Forschung mit der orthodoxen Kirchenlehre zu verbinden suchte. Seinen sittlichen Fehlern, welche bei späterer Leitung des badischen Kirchenwesens grell genug hervortraten,[2]) konnte er als Professor wenig Wirkung geben. — Umbreit war zwar wohl nur ein sehr mäßiger Orientalist; allein eine feine und poetisch angelegte Natur,

---

[1]) Dem Almanach der Universität Heidelberg für 1886 entnehmen wir S. 87 die Daten: Goldschmidt, Levin, Privatdozent 1855, a. o. Professor 1860, o. Professor 1866—1870. Vgl. auch „Levin Goldschmidt, ein Lebensbild in Briefen". Berlin 1898.

[2]) Ueber die Wirksamkeit, die K. Ullmann, seit 1856 Oberkirchenratsdirektor, im Kirchenregimente entfaltete, findet man Aufschluß bei v. Weech a. a. O. II. 377.

ein allgemein gebildeter Mann, ein liebenswürdiger, vorzüglicher Mensch. War er somit auch wohl nicht dazu angethan, tiefe Gelehrte zu bilden, so hatte er doch die nötigen Eigenschaften, um die ideale Seite des theologischen Studiums und Lebens hervorzuheben.[1]) — Ein Mann von hoher Bedeutung und vortrefflichen Eigenschaften war Rothe. Ein frommer Christ ohne alle äußere Spur von Pietismus oder starrer Orthodoxie; mild, ausgleichend, ein seltener Prediger, welcher auch dem Gebildeten zu denken und zu bedenken gab; als Gelehrter und Schriftsteller hochgeachtet, auch mit den allgemein menschlichen, selbst staatlichen Verhältnissen wohl bekannt, wie sowohl sein berühmtes Werk über Moral als seine spätere, von allen Seiten anerkannte Thätigkeit in der badischen Ersten Kammer bewies. Leider war sein Aufenthalt in Heidelberg eine Reihe von Jahren unterbrochen, da ihn seine mehr als halb geisteskranke Frau in ihrer Unruhe nach Bonn trieb, von wo sie denn nach kurzer Zeit wieder zurückverlangte.[2]) Selten ist der Tod eines Menschen so allgemein beklagt worden als der seinige. — Ein nicht glückliches und schwer in kurzem zu schilderndes Element in der Fakultät war Schenkel. Ein veränderlicher, unruhiger, dabei höchst leidenschaftlicher Mann, machte er fort und fort andern und sich selbst Verdruß. Er kam mit dem Rufe, wohl auch wegen desselben, ein unerschrockener Vorkämpfer des Protestantismus gegen den Katholizismus zu sein, von Schaffhausen, wo er Hurter als heimlich übergetreten entlarvt und vertrieben hatte. In dieser Richtung geriet er denn auch bald in Heidelberg in bitteren Streit mit dem rohwitzigen Alban Stolz in Freiburg, bei welchem letzterer nicht immer den Kürzeren zog. Anfänglich schloß sich Schenkel an Ullmann an, und es ist bereits erwähnt,[3]) daß er in dieser Verbindung den unverantwortlichen Fehler beging, auf Kuno Fischers Ausschließung von der Universität zu dringen. Später trennte er sich aber von den Orthodoxen, sprach sich als Hauptführer des Protestantenvereins gegen die verbindende Kraft der symbolischen Schriften aus, schrieb sein Leben Jesu, eine wunderliche Verquickung von süßlicher Frömmigkeit und Anschluß an die freieren geschichtlichen Forschungen, und wurde dadurch endlich den Strenggläubigen unter der Geistlichkeit so verhaßt, daß sie einen gemeinsamen Sturm zu seiner Entfernung von dem theologischen Seminare der Universität unternahmen (eine freilich von

---

[1]) Wie treffend F. W. C. Umbreit von Mohl beurteilt wird, zeigt der von Kamphausen verfaßte Artikel „Umbreit" in Herzog, Realencyklopädie . . . 2. Aufl., XVI. 162—165.

[2]) Richard Rothe, o. Professor 1837—1849 in Heidelberg, 1849—1854 in Bonn und von da bis zu seinem Tode 1867 wieder in Heidelberg. — Das erwähnte klassische Werk führt den Titel „Theologische Ethik".

[3]) Vgl. oben S. 228.

dieser Seite nicht verdiente Vergeltung seines Benehmens gegen Fischer), was jedoch an der Weigerung der Regierung scheiterte [1]). Später wurde er, auch kränklich geworden, ruhiger. Seine Thätigkeit als Schriftsteller war sehr groß und er immer kampfbereit; allein es waren doch mehr polemische Flugschriften als gründliche gelehrte Werke, welche er zu Tage förderte. Auch als Lehrer war er thätig, unruhig; ob er aber einen andern guten Einfluß auf die Studierenden hatte, als daß er sie anregte, muß ich dahingestellt sein lassen. Zum wahren Gedeihen des theologischen Studiums und zum Heile der Fakultät trug er wohl wenig bei. Auch in allgemeinen Universitätsverhältnissen wußte man nicht recht, woran man mit ihm war; nur war unzweifelhaft, daß er sich in der Schweiz zu einem guten Geschäftsmanne ausgebildet hatte. — Von Hitzig, dem Nachfolger Umbreits, weiß ich wenig aus eigner Kenntnis zu sagen. Er galt für einen ehrenwerten, etwas derben Alemannen und tüchtigen Gelehrten. [2]) — Die jüngeren Männer, Holtzmann, Nippold und so fort, sind erst nach meinem Abgange von Heidelberg bei der Universität eingetreten. Soviel ich aber bemerken kann, ist es auch ihnen, trotz unleugbarer Bedeutung als Gelehrte, nicht gelungen, die hemmenden äußeren Verhältnisse zu neutralisieren. — Mit einem Worte, Heidelberg war zu meiner Zeit, sowie früher und nachher, als theologische Bildungsanstalt nicht hervorragend und konnte sich in dieser Beziehung mit Tübingen, Halle oder Erlangen nicht messen.

Eine ähnliche Bewandtnis hatte es mit der medizinischen Fakultät, jedoch aus andern Ursachen. In kurz vorhergegangener Zeit war die medizinische Schule in Heidelberg berühmt und sehr besucht gewesen. Chelius galt als einer der ersten Chirurgen Deutschlands; Tiedemann war hochberühmt als Anatom und Physiolog; Leopold Gmelin konnte mit Recht wenigstens den Ruf eines gelehrten und fleißigen Chemikers in Anspruch nehmen. Schwächer waren allerdings Puchelt als Patholog und Nägele als Geburtshelfer. [3]) Die Sache ging jedoch allmählich

---

[1]) Die Bewegung, welche die Schrift Dan. Schenkels „Charakterbild Jesu" 1864 zunächst unter den Orthodoxen in Deutschland hervorrief, erfaßte die weitesten Kreise: man zählte 6284 protestierende Pastoren. Dazu kamen die Angriffe, welche die Radikalen gegen den „Halben" richteten, und die Abwendung so mancher, die ihm früher näher standen (vgl. v. Weech a. a. O. IV. 395—397 und Weber a. a. O. 274).

[2]) Ferdinand Hitzig, geb. 1807 zu Hauingen bei Lörrach im badischen Oberlande, folgte 1861 einem Rufe an die Universität Heidelberg, der er in jeder Hinsicht zur Zierde gereichte.

[3]) Ein hochangesehener Schüler der hier genannten Heidelberger Professoren der Medizin, Kußmaul, schildert letztere in seinen „Jugenderinnerungen eines alten Arztes" ebenso anschaulich wie pietätsvoll, und zwar (3. Aufl.): Friedrich Tiedemann S. 193; Maximilian Joseph v. Chelius S. 221; Friedrich August Benjamin

rückwärts, und die Frequenz fiel tief. Alle diese Männer waren alt geworden, hatten mit der Wissenschaft mehr oder weniger, zum Teil völlig, abgeschlossen, ruhten auf ihren Lorbeeren oder trieben vorzugsweise eine sehr reichlich lohnende Praxis. Der Zug der Studierenden nach Heidelberg hörte auf, die Tradition auf den Universitäten, dieses so wichtige Element für den Besuch einer Hochschule, verlor sich. Zu spät suchte man zu helfen durch Berufungen jüngerer, bedeutender, zum Teil hochberühmter Männer; es verfing nicht mehr. Einerseits blieben doch auf einigen wichtigen Lehrstühlen die alten Inhaber, die Reform war nur eine teilweise; andrerseits blieben manche der Berufenen nicht lange genug, um eine Wirkung auch auf die Ferne auszuüben. Pfeufer, Henle, Hasse, Duchek[1]) hatten keine Lust, den verfahrenen Wagen langsam aus dem Sumpfe zu ziehen, namentlich da die Regierung sie nicht im mindesten hielt oder gar aufmunterte. Selbst Helmholtz[2]) brachte keine wesentliche Verbesserung zuwege und verließ endlich die hoffnungslose Aufgabe. Friedreichs großes Verdienst entwickelte sich erst langsam; Arnold als Anatom füllte seine Stelle aus, aber hatte keine Anziehungskraft.[3])

In den verwandten Naturwissenschaften gelang es freilich, etwas Großes und Bleibendes zu schaffen, wozu Bunsen und Kirchhoff den Grund legten; allein einen unmittelbaren Einfluß auf die Medizin hatte es doch nicht. Man suchte dann das Uebel in den angeblich unzureichenden Hospitälern;[4]) eine Mitwerbung mit dem Juliusspital in Würzburg, mit dem Allgemeinen Krankenhause in Wien, mit der Charité in Berlin sei nicht zu bestehen. Nach verschiedenen kleineren Verbesserungen und Versuchen entschloß sich dann endlich auch die Regierung, welche für die Naturwissenschaft schon mehrere große Anstalten erbaut hatte, zur Errichtung eines sehr umfassenden Krankenhauses, um den Klagen und Forderungen ein Ende zu machen. Dasselbe ist in dem Augenblicke der Niederschreibung

---

Puchelt S. 210; Franz Karl Nägele S. 233; Leopold Gmelin S. 203. Vgl. Weber a. a. O. 183.

[1]) Karl Pfeufer (vgl. S. 225 u. 239) blieb in Heidelberg 1844—1852; F. Gust. Jakob Henle ebensolang; Karl Ewald Hasse 1852—1856; Adalbert Duchek 1856 bis 1858 (Almanach für 1886 S. 89 f.). Ueber die durch die politischen Verhältnisse beeinflußte Stimmung in den Heidelberger Universitätskreisen in den fünfziger Jahren erfährt man einiges aus „Merkel, Jakob Henle, 269".

[2]) Hm. Helmholtz war 1858—1871 Professor in Heidelberg.

[3]) Nikolaus Friedreich trat 1857 als o. Professor in die medizinische Fakultät ein, der F. Arnold, geb. 1803, von 1852—1873 angehörte.

[4]) Beispielsweise mag angeführt werden, daß die Klinik, welche Pfeufer 1844 übernahm, zwei kleine Säle mit je acht Betten und zwei Dachkammern für Hautkranke umfaßte (Kußmaul a. a. O. 246).

dieser Bemerkungen noch nicht vollendet,[1]) und erst die Zukunft kann zeigen, ob das Mittel ausreicht und ob es das richtige ist, Heidelberg wieder zu einem berühmten und gesuchten Sitze medizinischer Studien zu machen. Soviel ist zunächst nur richtig, daß während meines ganzen Aufenthaltes in Heidelberg der Zustand kein befriedigender war und daß, wie überhaupt, so namentlich bei Universitäten, es weit leichter ist, einen Ruf zu verlieren, als einen verlorenen wieder herzustellen. Daß es nicht Schuld der einzelnen war, außer daß sie zum Teil die Geduld nicht hatten, gute aber langsam reifende Früchte ihrer Leistungen und Talente abzuwarten, mag die kurze Schilderung einiger der bedeutendsten unter ihnen beweisen. — Chelius[2]) stand, als ich nach Heidelberg kam, in der Mitte der Fünfziger, ein noch schöner Mann, eine elegante Erscheinung von sicher vornehmer Haltung, welterfahren, der gar vieles erlebt und gesehen hatte. Sein Ruf als Arzt, und zwar nicht bloß als Chirurg, war ein mehr als europäischer. Kranke aus allen Ländern strömten seinetwegen nach Heidelberg und blieben wohl monatelang (ich habe zum Beispiel den Serbenfürsten Milosch bei ihm gesehen, eine Riesengestalt, bedeckt mit Orden und Diamanten, aber des Lesens und Schreibens unerfahren und keiner Sprache als der serbischen und türkischen mächtig). Für diese zum Teil sehr verwöhnten und anspruchsvollen Kranken mußten entsprechende Vorkehrungen in Heidelberg getroffen werden, der Anfang des jetzt bis zum Uebermaße ausgebildeten Hotel- und Pensionswesens; ihr Einfluß auf die Gesellschaft war sehr bemerklich. Chelius wurde sehr reich durch diese Praxis; man sprach von Millionen. Er war auch mein Arzt, und ich bin ihm den größten Dank schuldig für sorgfältige, freundliche, unermüdete Hilfe in schweren und leichten Fällen; wir standen auf das beste. Das jüngere Geschlecht hat ihm seine ärztlichen Verdienste bestreiten wollen; ich glaube ungerechterweise. Es mag sein, daß er neuen Methoden und Entdeckungen allmählich weniger folgte; allein wie wenige vermögen dies bis in das höhere Alter zu thun. Er konnte zu seinem Namen nicht ohne Ursache gekommen sein, und ich wenigstens habe ihn immer sehr verständig und klar am Krankenbette gefunden. Auch als Schriftsteller war er berühmt; nicht umsonst erlebte sein Handbuch der Chirurgie acht oder zehn Auflagen und Uebersetzungen in alle Sprachen.[3]) Daß er, früher hauptsächlich als Augenarzt geschätzt, durch die Entdeckung des

---

[1]) Das neue akademische Krankenhaus wurde am 1. Oktober 1876 eröffnet (Almanach 26).

[2]) Chelius, geb. 1794, gest. 1876. Neben Kußmaul (s. oben) mag über ihn noch auf Weber a. a. O. 181 verwiesen werden.

[3]) Die letzterschienene Auflage ist die achte, aus dem Jahre 1857. Uebersetzt wurde das Werk in elf Sprachen.

Augenspiegels und durch Gräfes Umwälzung des ganzen Heilzweiges überholt wurde, war nicht seine Schuld. Er hat kein glückliches Alter gehabt. Allmählich weniger gesucht zu werden, schmerzte ihn. Sein Lieblingswunsch (unglücklicherweise der gleiche bei vielen Professoren), einen Sohn zu seinem Nachfolger heranzuziehen, mißlang; der junge Mann wurde ein trefflicher Operateur, allein kein Lehrer.[1]) Die Frau starb, und so lebt noch jetzt (1875) der alte Mann sehr vereinzelt und trübselig in seinem großen Hause.[2]) — Fast in allen Dingen ein Gegensatz von Chelius war Pfeufer; damals ein Mann in der vollen Kraft der Jahre, untersetzter und wenig gepflegter Gestalt, von Zierlichkeit in allem weit entfernt. Auf jeden mußte der sprühende Geist und die Lebendigkeit des ganzen Wesens einen bedeutenden Eindruck machen. Er soll ein vortrefflicher Lehrer, namentlich als Kliniker, gewesen sein; an Schriftstellerei hinderte ihn seine rasch anwachsende Praxis. In Sympathien und Antipathien war er leidenschaftlich und nicht immer gerecht; und ein so angenehmer Gesellschafter er im Kreise seiner Freunde war, so machte ihn sein Witz, seine Rücksichtslosigkeit und seine Schlagfertigkeit zu einem gefährlichen, natürlich dann auch gefürchteten und gehaßten Feinde. Ich habe ihn in München später wieder getroffen und bin ihm sehr nahe gekommen. Er war nicht nur mein vortrefflicher Arzt, sondern ich verdankte ihm, der in den ersten Familien gekannt war und Personen und Dinge mit scharfem Auge beobachtete, auch sehr wertvolle Mitteilungen über politische Zustände. Sein durch einen Herzschlag auf einer Reise in den Alpen plötzlich erfolgter Tod erschütterte auch mich tief, abgesehen davon, daß derselbe von schauerlichen Umständen für die unglückliche Frau und Tochter, welche allein in seiner Gesellschaft waren, begleitet wurde.[3]) — Sein unzertrennlicher Freund Henle, mit welchem er schon in Zürich zusammengelebt hatte, war das Musterbild eines Semiten. Klein, geschmeidig, quecksilbern lebendig, war er einer der geistreichsten, namentlich witzigsten Menschen, welche ich je gekannt habe. Dabei hatte er keine der jüdischen Unarten. Er war nicht anmaßend, nicht zudringlich, hatte sehr gute Manieren, war ein vortrefflicher Gesellschafter, nur nicht eben sehr gutmütig und friedfertig.[4]) Auch er war von Gegnern gehaßt und gefürchtet

---

[1]) Franz v. Chelius, Privatdozent in Heidelberg 1847, a. o. Professor 1852 bis 1873.

[2]) Vgl. oben S. 238, Anm. 2.

[3]) Karl v. Pfeufer starb 1869. Auf einer Wasserfahrt, die er mit Frau und Tochter unternommen hatte, war er tot im Kahn zusammengesunken; vgl. Merkel, Jakob Henle, 342—343. Von seiner Heidelberger Zeit erzählt auch Weber a. a. O. 247—249 und Kußmaul 242—247.

[4]) „Ihr erfahrt aus der Deutschen Zeitung, daß wir hier wie Katzen und Hunde

wie das Feuer. Wie er, der früher sehr national und freisinnig gewesen war, überdies ein geborener Preuße ist, in seinen alten Tagen hat in Göttingen zum fanatischen welfischen Partikularisten werden können, ist mir ein völliges Rätsel. Da er nicht praktischer Arzt war, konnte er als Schriftsteller thätig sein. — Helmholtz ist später[1]) mein Schwiegersohn geworden; dies kann mich aber nicht abhalten, seine Bedeutung unbefangen zu würdigen, soweit ich dies vermag. Daß er an der Spitze der lebenden Naturforscher steht, giebt jeder zu. Seine Werke über Akustik und Optik sind klassisch, haben ganz neue Bahnen eröffnet; sein Augenspiegel ist ein Segen für Tausende, hat die ganze Augenheilkunde umgewandelt; seine Messungen der Schnelligkeit der Gedanken- und Willensbewegungen in den Nerven sind Muster von Feinheit und Beobachtung. Er ist ein höchst wunderbar organisierter Kopf. Zur Mathematik ist er so angelegt, daß er, wie ein andrer sich an Luftschlössern oder Erinnerungen von angestrengtem Arbeiten erholt, beim Spaziergange sich mathematische Aufgaben setzt. Daneben besitzt er den feinsten Sinn für Thatsachen, gleichen Scharfblick in ihrer Beobachtung und Erklärung, wunderbar gute Sinne. Er ist aber auch eine poetische und musikalische Natur, hat ein großes Verständnis für die Schönheiten der Sprache. Im Leben einfach, ohne Ziererei, ernsthaft, eifrig für das, was er als gut erkannt hat, von äußerster Mäßigkeit. Kurz, ein seltener Gelehrter und Forscher, ein seltener Mensch.

Was endlich die philosophische Fakultät betrifft, so ist über diese ein allgemeines Urteil nicht zu fällen. Sie bestand und besteht noch in Heidelberg wie auf der großen Mehrzahl der deutschen Universitäten aus einer anorganischen Anhäufung von Vertretern aller möglichen Wissenschaften. Weder die Staatswissenschaften noch die Naturwissenschaften waren zu eignen Korporationen ausgeschieden; es stand also neben der Chemie und Physik die Philologie jeder Art, neben der Mineralogie, Geologie, Botanik die Philosophie, neben der Geschichte die Mathematik, und so fort. Selbstredend war hierbei an gemeinschaftliche Interessen oder auch nur an ein gegenseitiges Verständnis derselben gar nicht zu denken, und die geschäftliche Zusammenfassung so ganz verschiedener Fächer hatte die notwendige Folge, daß in jeder einzelnen Frage die überwiegende Mehrzahl der Stimmenden nichts von dem verstand, um was es sich

---

hintereinander sind", schreibt Henle im Jahre 1849 an die Seinen (Merkel a. a. O. 252). Mit der gewaltsamen Lösung der deutschen Frage 1866 konnte sich der aus seinem Göttinger Stillleben aufgescheuchte Gelehrte aus verschiedenen Gründen nicht befreunden; nach 1870 war er wenigstens mit der inneren Politik Bismarcks unzufrieden (Merkel a. a. O. 338, 345, 349).

[1]) Im Jahre 1861 vermählte sich Hermann Helmholtz mit Anna v. Mohl.

handelte. In einem solchen Chaos war es denn nicht nur denkbar, sondern kaum anders möglich, daß einzelne Wissenschaften glänzend vertreten waren, andre, vielleicht naheliegende, höchst ungenügend. So war denn zu meiner Zeit, um nur in ganz allgemeinen Umrissen zu zeichnen, der Zustand ungefähr folgender. Vortrefflich waren Chemie und Physik versehen; jene nach Gmelins Tod durch Bunsen, welcher eine große chemische Schule gründete, die ihresgleichen kaum irgendwo hat und bei welcher allmählich eine ganze Reihe von Lehrern aller Art und Abstufung notwendig wurde; Physik zuerst durch Jolly, dessen klarer Vortrag und Reinlichkeit der Versuche unübertrefflich waren, nach seinem Abgange durch Kirchhoff, welcher in ganz jungen Jahren einen weltberühmten Namen errang, nebenbei auch ein trefflicher Lehrer war. Glänzend war die Geschichte vertreten, wenn auch nur durch einen einzigen Mann, durch Häusser (denn Schlosser war am Ende seines Lebens angelangt, Gervinus hielt keine Vorlesungen mehr). Mittelmäßig war es um die Staatswissenschaften bestellt, soweit sie in der philosophischen Fakultät eingeteilt waren, nämlich durch den Nationalökonomen Rau, einen fleißigen Ehrenmann, welcher den ungerecht harten Spruch Lists, daß er zu nichts tauge als seine Schüler zu stultifizieren, nicht verdiente, aber allerdings, geistlos und langweilig, am Ende auch veraltet, wenig Interesse bei denselben zu erwecken verstand. In der Philosophie sah es, nachdem Kuno Fischer vertrieben war und ehe Zeller weit später kam,[1]) bunt und ungenügend genug aus. Reichlin-Meldegg war ein armseliger und geistig wie dem Charakter nach niedrig stehender Mann;[2]) Schliephake ein Krausianischer Dilettant; Röth ohne Zweifel ein Mann von großem Talente, aber unverständlich für die Studierenden, voll wunderlicher Schrullen, bald auch kränklich bis zu seinem frühen Tode.[3]) Mathematik lehrten nacheinander zwei bedeutende Männer, Schweins und Hesse;[4]) allein sie klagten beide über geringe Wirksamkeit, weil die Studierenden auf den Gymnasien zu wenig vorgebildet werden; die Studenten aber beschwerten sich, daß man sich nicht zu ihrem Standpunkte herablasse. Wahrscheinlich hatten

---

[1]) Also in der Zeit zwischen 1853 und 1862, vgl. S. 227 Anm. 2 und 209 Anm. 3.

[2]) Das Urteil Mohls über Karl Alex. v. Reichlin-Meldegg befremdet, wenn man liest, was Weber a. a. O. 190—193 über den Mann berichtet. Man wird erinnert an das auch von Weber 255 überlieferte Wort eines Heidelberger Professors, Mohl habe ein kurzes Lexikon.

[3]) Eduard Maximilian Röth, geb. 1807, gest. 1858. Er leitete die griechische Philosophie aus der ägyptischen und zoroastrischen Glaubenslehre und Spekulation ab. Weber a. a. O. 200 f. schildert ihn näher.

[4]) Franz Ferdinand Schweins war von 1811—1856 Professor in Heidelberg. — Sein Nachfolger Ludwig Otto Hesse nahm 1868 einen Ruf an das Polytechnikum zu München an.

beide Teile recht. Hesse ging denn auch später an eine polytechnische Schule. In der Philologie war viel zu vermissen. Die klassische Philologie litt seit Creuzers und Spengels[1]) Rücktritt an Leben und Geist, wenn auch nicht an Kenntnissen; die orientalische war zum Teil etwas dilettantisch vertreten, durch Holtzmann im Sanskrit, teils wenig gesucht, so gut Weil auch Arabisch verstand, welches er im Orient gelernt hatte, und Hanno wartete vergebens im Hebräischen auf Schüler; altdeutsche Sprache und Litteratur war noch am besten besorgt durch Holtzmann. Mäßig endlich war es bestellt mit der Naturgeschichte: Mineralogie verpfuschte der alte Leonhard, ein dilettantischer Charlatan,[2]) und wußte später der gute und gewissenhafte Blum nicht in die Höhe zu bringen;[3]) Petrefaktenkunde verstand zwar Bronn in ungewöhnlichem Maße und widmete sich ihr auch mit Eifer, allein die ihm zu Gebote stehenden Mittel waren ungenügend, auch war er von andern, ganz heterogenen Aufgaben in Anspruch genommen, so von Forstwissenschaft. In die Zoologie kam erst allmählich Schwung durch den jungen Pagenstecher. Wer Botanik zu lehren hatte, kann ich mich nicht entsinnen; etwas Hervorragendes kann also nicht geleistet worden sein.[4]) — Im ganzen war also, wie man sieht, die Leistung so bunt und ungleichartig, als es die Zusammensetzung der Fakultät war; auch war deren Bedeutung für die Universität nicht groß, mit Ausnahme der chemischen Schule, welche Bunsen zu verdanken war, der begeisternden Vorträge Häussers über neue Geschichte und des vortrefflichen Unterrichts in der Physik durch Jolly und Kirchhoff. Manches andre war noch gut und brauchbar, aber es ragte nicht hervor, zog nicht an, erhielt kaum die aus sonstigen Gründen Gekommenen.

Ich kann hier nur von einigen Mitgliedern der philosophischen Fakultät eine besondere Schilderung geben, muß mich auch dabei kurz fassen. — Bunsen stand, als er kurz nach mir dem Rufe nach Heidelberg folgte,[5]) in seinen besten Jahren. Er hatte die Erbauung

[1]) Georg Friedrich Creuzer war 1804—1844, Leonhard Spengel 1842—1847 Professor in Heidelberg.

[2]) Karl Cäsar v. Leonhard, geb. 1779, gest. 1862, Professor in Heidelberg seit 1818. Gümbels Urteil über den Fachgenossen findet man bei v. Weech a. a. O. 21; die Persönlichkeit und das außeramtliche Leben schildert Weber a. a. O. 185—190.

[3]) Ueber die Lehrerfolge des J. Reinhard Blum spricht der Verfasser seines Nekrologs in v. Weech IV. 34.

[4]) Die Vertreter der Botanik während der Heidelberger Zeit Mohls waren Gottlieb Wilhelm Bischoff bis 1854, dann bis 1863 J. Anton Schmidt.

[5]) Robert Wilhelm Bunsen, geb. 1811, kam fünf Jahre nach Mohl nach Heidelberg, nämlich 1852. Das neue chemische Institut bezog er 1855; vom Lehramt trat er 1889 zurück und starb 1899. Vgl. den Nekrolog im Biograph. Jahrbuch IV. 1900.

einer großen chemischen, mit allen neuesten Einrichtungen ausgestatteten und für Selbstarbeiten einer bedeutenden Anzahl von Schülern Raum gewährenden Anstalt zur Bedingung gemacht und begann alsbald seiner Wissenschaft einen ganz neuen Schwung zu geben. Noch jetzt bringt er den größten Teil des Tages mitten unter den jungen Leuten zu, jeden einzelnen beobachtend und belehrend. Der Andrang wurde bald so groß, daß der reichlich bemessene Raum nicht ausreichte; es wurden immer weitere Hilfslehrer nötig, und so ist denn in Heidelberg eine chemische Schule entstanden, wie wohl keine zweite besteht. Bunsen lebt bloß seiner Wissenschaft; seine einzige Erholung besteht, wunderlich genug, im Lesen von Kriminalgeschichten und im Umgang mit Freunden, welchem er nicht aus dem Wege geht innerhalb einer kurzen dazu bestimmten Zeit. Doch macht er von Zeit zu Zeit große Reisen, wobei jedoch ebenfalls wissenschaftliche Zwecke verfolgt werden. Es ist unmöglich, eine ehrenwertere und liebenswürdigere Persönlichkeit zu sehen. Bunsen ist ein echter Gentleman in Gesinnungen und Handlungen, dabei bescheiden, fast schüchtern, ohne alle Anmaßung; zu heiterem Scherze aufgelegt und ihn ertragend; von einer kaum glaublichen Gutmütigkeit und Naivität. Seine Einfachheit und Bedürfnislosigkeit streift an das Wunderbare. Eine schöne Amtswohnung zum Beispiel hat er (er ist unverheiratet) nur so weit eingerichtet, als es zum Arbeiten und Schlafen knapp notwendig ist. Doch ist dies alles nicht so zu verstehen, als sei Bunsen ein willenloser und charakterschwacher Mensch. Er weiß recht fest aufzutreten, wo es sich um ein wissenschaftliches Interesse handelt oder seiner Ansicht nach eine Ungerechtigkeit begangen werden soll; und er ist ein unverhüllter, scharfer Feind aller Charlatanerie und Aufgeblasenheit. — Sein Freund und wissenschaftlicher Genosse Kirchhoff hat viele Aehnlichkeit mit ihm. Auch er ist ein trefflicher Lehrer, ein sehr bedeutender Gelehrter, nur seinen Forschungen gewidmet. Seine große Entdeckung der Spektralanalyse, welche er mit Bunsen gemeinschaftlich ausarbeitete, hat dem jungen Manne [1]) einen großen Namen gemacht in allen gesitteten Ländern; allein dieser Ruhm hat seine Bescheidenheit, Liebenswürdigkeit, Einfachheit nicht im mindesten beeinträchtigt. Ebenso hat schmerzliches häusliches und persönliches Unglück [2]) weder seine Freudigkeit noch seine Arbeitskraft gebrochen.

S. 192—198 und die Gedächtnisrede, welche Theodor Curtius bei der akademischen Trauerfeier zu Heidelberg am 11. November 1899 hielt (gedruckt Heidelberg 1900).

[1]) Gustav Robert Kirchhoff, geb. 1824, gehörte als o. Professor dem Heidelberger Lehrkörper von 1854—1875 an. Von seiner epochemachenden Entdeckung gab er 1861 in den Abhandlungen der Königlich preußischen Akademie der Wissenschaften Nachricht.

[2]) Im Jahre 1868 zog sich Kirchhoff durch einen Fall ein schweres, lange andauerndes Fußleiden zu; 1869 starb seine Frau (v. Weech a. a. O. IV. 219).

Er übernahm als Nachfolger Jollys keine leichte Aufgabe, allein er hat sie glücklich gelöst. Erreichte er diesen vielleicht nicht ganz in der mustergültigen Gemeinverständlichkeit des Vortrages, so war er dagegen in streng wissenschaftlicher Beziehung produktiver. — Wie dem nun aber sein mochte, jedenfalls war die Verdrängung Jollys[1]) von Heidelberg eine sich schwer rächende Gewaltmaßregel des reaktionären Ministeriums, nicht nur wenn man seine Leistungen für die Universität, sondern namentlich auch die ganze Loyalität, ruhige Verständigkeit, fleckenlose Ehrenhaftigkeit des Mannes ins Auge faßte. Ich kenne niemanden, dessen Charakter ich höher stellte, dessen Urteil ich unbedingter vertraute. Ich habe später in München fünf Jahre lang vertrauten Umgang mit ihm gehabt und immer aufs neue mich an den Vorzügen des Mannes erfreut. Es gehörte viel dazu, daß er, den verhaßten Berufenen angehörig, überdies Protestant, sich in Bayern eine durchaus unangefochtene und geachtete Stellung erwarb und erhielt. Dies konnte er, abgesehen von der Tüchtigkeit im Amte, nur durch unverbrüchliche Ehrlichkeit und Geradheit, feinfühligen Takt, Fernhaltung von aller Intrigue und von jedem Bemühen um eignen Vorteil erreichen. Es machte denn doch Eindruck, daß er zu allen besonderen Aufträgen bereit war, aber nur unter der Bedingung, keinerlei besondere Belohnung oder Auszeichnung dafür zu erhalten. So etwas ist überall selten, in dem kleinlichen und ränkevollen Münchener Treiben zehnfach.

Geradezu unersetzlich war Häussers früher Tod. Unter Millionen findet sich eine so glücklich begabte Natur nicht wieder. Seine Arbeitskraft war, sowohl nach Leichtigkeit als Ausdauer, bewundernswert; seine Beredsamkeit, sei es auf dem Katheder, sei es im Ständesaale, ersten Ranges; seine Wissensgegenwart und sein Gedächtnis bewundernswert; sein Patriotismus ebenso verständig als warm. Dazu denn eine Fülle von Humor, Witz, Schlagfertigkeit, eine Leichtlebigkeit von reizender Anmut, so daß ein angenehmerer Gesellschafter nicht gefunden werden konnte. Ich habe mehrere Reisen in seiner Gesellschaft gemacht und in ihm das Ideal eines Reisemarschalls kennen gelernt. Für alles war gesorgt, alles vorgesehen; dabei beständige, glückliche Laune, eine unvergleichliche Gewandtheit in Beseitigung aller Schwierigkeiten. Leider mutete er sich im Gefühle seiner Kraft zu viel zu. So wie er während einer Ständeversammlung oft an einem Wintertage mit einem Frühzuge von Heidelberg nach Karlsruhe fuhr, hier in der Versammlung saß und vielleicht eine große Rede hielt, aus der Sitzung weg wieder mit einem Eilzuge nach Heidelberg zurückkehrte, um zwei Vorlesungen zu halten, und schließlich,

---

[1]) Philipp Jolly wurde 1854 an die Universität München gerufen; das badische Ministerium that nichts, um ihn zu halten.

wenn etwa eine Vorbesprechung oder Parteisitzung es erforderte, in der Dunkelheit wieder in Karlsruhe eintraf: so arbeitete er im täglichen Leben auf das angestrengteste, hielt im Museum eine stundenlange Revision des Kellers als Hausbeamter und blieb bis tief in die Nacht in munterer und keineswegs trocken sitzender Gesellschaft. Dies hatte er dann freilich in seinen besten Jahren mit langen, qualvollsten Leiden und mit einem frühen Tode zu büßen. So stark und gewissenhaft aber war der wohl von Gegnern frivol gescholtene Mann, daß er, der seit Monaten die Nächte im Lehnstuhle aufrecht sitzend zubringen, nach Atem ringen mußte, noch am Abend vor seinem Tode eine Vorlesung hielt, in welcher er, unter ernsthafter Hinweisung auf die Pflichten gegen Vaterland und Wissenschaft, Abschied von seinen Zuhörern nahm, der am wenigsten Bewegte von allen. [1])

Endlich noch ein Wort über Rau. Dieser war denn allerdings andrer Art. Sicherlich rechtschaffen und ehrenhaft, arbeitsam und gelehrt, allein von mäßiger Begabung, pedantisch und schwer beweglich im Leben und in der Wissenschaft. Er hatte in jungen Jahren den glücklichen Wurf gethan, ein besser als bisher gegliedertes und bei Vorlesungen nach seiner äußeren Einrichtung bequem verwendbares Handbuch der Nationalökonomie [2]) zu schreiben und sich dadurch einen Namen gemacht. Bei dieser Leistung blieb er denn aber stehen, das Buch durch immer ausführlichere Anmerkungen und statistisches Material eher verschlechternd als weiter führend; den Ruf nahm er sehr ernstlich, sehr empfindlich gegen alle Anfechtungen. Er war eine enge Natur, durch Trockenheit und Ungewandtheit selbst zu der nächsten Aufgabe, Vorlesungen zu halten, nur mittelmäßig geeignet, was zu glauben er freilich weit entfernt war.

Heidelberg hat vor den übrigen in kleineren Städten befindlichen Universitäten den großen Vorzug, daß sich neben der akademischen Bevölkerung auch zahlreiche sonstige gebildete Familien daselbst aufhalten. Teils sind sie durch die Schönheit der Gegend, das milde Klima, den leichten Verkehr veranlaßt, sich hier niederzulassen, wohl anzubauen; teils aber halten sie sich nur vorübergehend, wenn auch auf längere Zeit, auf,

---

[1]) Ludwig Häusser starb 1867 in seinem 48. Lebensjahre. — Mit besonderer Wärme spricht über ihn Weber a. a. O. 257—271. — Die Abschiedsworte, mit denen der gefeierte Historiker seine letzte Vorlesung schloß, sind überliefert bei v. Weech I. 346.

[2]) Das Werk erschien 1826 unter dem Titel „Lehrbuch der politischen Oekonomie“ I. in erster und ein Jahr vor des Verfassers 1870 erfolgtem Tode in achter Auflage. C. H. Rau erhielt einen längeren Nekrolog bei v. Weech II. 147—160, womit zu vergleichen ist Weber a. a. O. 164—167, seine wissenschaftliche Bedeutung würdigt Roscher, Geschichte der Nationalökonomik, 847—854.

aus Gesundheitsgründen oder der Annehmlichkeit wegen. (Von den ungezählten Scharen der bloß flüchtig Durchreisenden ist hier nicht die Rede; diese sind mehr eine Last als eine Freude.) Die erstere Klasse besteht zum größten Teile aus Deutschen, unter den letzteren finden sich Angehörige aller Nationen, namentlich Engländer, Russen, Amerikaner; Franzosen natürlich selten, diese reisen ja nicht, höchstens in die Spielbäder. Man will die Bemerkung gemacht haben, daß in den letzten Jahren die Art dieser Fremden sich verschlechtert habe; wie dem sei, zur Zeit meines Aufenthaltes waren unter denselben viele, namentlich englische, sehr gebildete und zum Teil hochstehende Familien, deren Umgang mir und den Meinigen vielen Genuß gewährte. — Es ist begreiflich, daß sich die Mehrzahl dieser Ausmärker beiderlei Gattung vielfach an die Universitätsangehörigen anzuschließen suchen, umgekehrt viele der letzteren sich gefallen in dem Verkehre mit einem Kreise, in welchem sie auch fremde Zustände und Anschauungen kennen lernen.

Eine vollständige Aufzählung aller derjenigen zu machen, welchen ich während eines vierzehnjährigen Aufenthaltes näher gekommen bin, wäre weder möglich noch hätte es einen Zweck; allein eine Anzahl, und zwar sowohl unter den Seßhaften als unter den Vorübergehenden, ist doch zu erwähnen. Ihre Nennung trägt bei zur Zeichnung meiner eignen Zustände und giebt einen Begriff, wie Heidelberg damals überhaupt beschaffen war.

Von den ansässigen Familien hatte sich eine Anzahl auf dem rechten Neckarufer, also dem schönen Panorama der Stadt, des Schlosses und des Gebirgskessels gegenüber, in schönen Landhäusern und Berggärten in kleiner Entfernung voneinander angesiedelt, so schön, als Menschen überhaupt wohnen können. Unter sich waren sie freilich sehr verschiedener Art. — Unter diesen verkehrten wir viel mit der Familie Dahmen. Geheimrat Dahmen war zur Zeit meines Eintreffens in Heidelberg Kurator bei der Universität, eine Stelle, welche er jedoch nach einigen Jahren niederlegte.[1]) Meine Freunde hatten viel an ihm auszusetzen, wie ich glaube, mit Unrecht. Er war ein feingebildeter, wohlwollender, für die Universitätsinteressen lebhaft besorgter Mann; aber seine Stellung war eine falsche. Die Universität sah das ganze Amt ungern, als eine unnötige und verletzende Einmischung in ihre Angelegenheiten, welche sie in unmittelbarem Verkehre mit dem Ministerium selbst besorgen könne. Dazu hatte er allerdings weder durch überwiegende Geisteskräfte noch wenigstens durch voran-

---

[1]) Jos. Alex. Dahmen bekleidete 1832—1844 die Stelle eines Regierungsdirektors des Unterrheinkreises und wirkte 1845—1849 als Kurator der Universität Heidelberg (v. Weech I. 156—157).

gegangene große Leistungen oder hohe Aemter im Staatsdienste Gewicht. Es kamen auch noch persönliche Mißverhältnisse dazu, deren Erörterung hier nicht weiter nötig ist. So wurde er als fünftes Rad am Wagen betrachtet und hatte auch wohl selbst allmählich ein gleiches Gefühl. Er zog sich demgemäß zurück, und die Stelle eines Kurators ist auch nicht wieder besetzt worden. Ob zum wirklichen Wohle der Universität, mag zweifelhaft sein. Ich meinesteils habe mich dies alles nicht anfechten lassen. Ich war sehr zuvorkommend von Dahmen aufgenommen worden und blieb in bestem Verkehre mit ihm. Seine sehr kluge und welterfahrene Frau wußte dem namentlich musikalisch belebten Hause wohl vorzustehen. — Ein naher Nachbar war K. Th. Welcker. Ich verdankte seinem ersten (und besten) Werke: „Die letzten Gründe von Recht, Staat und Strafe" außerordentlich viel zu meiner eignen Ausbildung; verfolgte auch seine Thätigkeit in der badischen Abgeordnetenkammer, wenn auch nicht immer mit Billigung, so doch mit großem Interesse; war somit sehr für ihn voreingenommen. Diese Sympathie kühlte sich jedoch mehr und mehr ab. Schon im Frankfurter Parlamente war mir die maßlose Heftigkeit und vielfach unklare und schwankende Richtung Welckers zuwider gewesen; mit Grund warf man ihm auch vor, daß er seine Stellung als badischer Bevollmächtigter und gleichzeitiger Statthalter von Lauenburg zu namhafter Bereicherung mittels kumulierter großer Gehalte benützt habe (der einzige in der Versammlung), nachdem er früher so viel von dem „Blutgelde" der hohen Besoldungen geredet habe. Später in Heidelberg unter großer Unbeliebtheit des Volkes zurückgezogen lebend und an seinem Staatslexikon arbeitend, wurde er immer dogmatischer, redseliger, langweiliger und brachte es am Ende dahin, daß man gern um eine Ecke bog, wenn man ihn von ferne kommen sah. Er überlebte seinen Ruf als Volksmann, Politiker und Gelehrter. — Auch Gervinus hatte sich grollend in sein Zelt zurückgezogen. Obgleich er noch längere Zeit als Professor honorarius in den Verzeichnissen aufgeführt war, stand er doch, solange ich in Heidelberg war, in keinerlei Verbindung mit der Universität; ich kann ihn daher füglich zu den ihr Fremden zählen. Ich habe ihn, da einige meiner Freunde eng mit ihm verbunden waren, häufiger gesehen, allein ich gestehe offen, daß ich mich wenig zu ihm hingezogen fühlte. Ich verkenne seine Verdienste als Schriftsteller nicht, obgleich ich mir auch hier Vorbehalte erlaube; er war ein Ehrenmann in allen Beziehungen, von würdiger Haltung, konnte auch recht liebenswürdig im Umgange sein: allein das gar zu deutlich zur Schau getragene Selbstgefühl, das vornehme Prophetentum in politischen Dingen, das hochmütige Abwenden von bisher mit Eifer Verfolgtem, sobald es sich nicht ganz nach seinem Kopfe gestaltete, waren mir antipathisch. Er war ein achtungswerter,

allein, mir wenigstens, kein angenehmer Mann, und von seiner politischen Weisheit habe ich wenig halten können. — Mit lebhaftem Danke erinnere ich mich an die halbenglische Familie Uhde, welche in dem benachbarten Handschuchsheim einen reizenden Landsitz bewohnte und ein großes Haus machte. Es waren freilich sehr verschieden geartete Gatten. Er, ein Deutscher, war ein strenger, zurückgezogener, finsterer Mann, welchen man selten sah und welcher seine Familie nach ihrem Gutfinden leben ließ; aber wenn er sich zeigte, mußte man großen und scharfen Verstand und ausgebreitetste Welt- und Menschenkenntnis anerkennen. Wiederholt hatte er lange Jahre in Mexiko zugebracht und dort großes Vermögen erworben, es mag sein durch dort landesübliche Mittel, aber doch nicht ohne höhere Interessen aus dem Auge zu verlieren. Uhde besaß eine große, höchst interessante Sammlung von mexikanischen Altertümern, vom feinsten Goldschmucke an bis zu scheußlichen Götzenbildern und Steinen für die Menschenopfer. Er freute sich, wenn man Anteil an diesem Besitze nahm und zeigte ihn mit unermüdlicher Gefälligkeit vor. Nach seinem Tode ist die Sammlung nach Berlin gekommen, leider ohne einen Katalog über die Fundorte, den anzufertigen Uhde zwar immer beabsichtigte, aber nie begann. Seine Frau war eine Engländerin; in ihrer Jugend (ich habe sie damals in Stuttgart, wo sie während einer der Abwesenheiten ihres Gatten lebte, in meinem elterlichen Hause gesehen) von wunderbarer Schönheit, von welcher sie Spuren bis in ihr höheres Alter behielt, von seltener Gutmütigkeit, Freundlichkeit, Heiterkeit. Man sah ihr an, welche Freude es ihr machte, wenn die Menschen sich behaglich und vergnügt in ihrem Hause befanden. Eine zahlreiche, schöne Familie von Söhnen, Töchtern und Schwiegertöchtern belebte diese glücklichen Zustände. Gern und oft besuchten wir, namentlich auch meine Töchter, diesen gastlichen Sitz. Leider nahm dieses ideale Dasein ein trauriges Ende. Alle drei Söhne starben jung, kurz hintereinander, hinterließen Witwen; ebenso eine der Töchter, die vorzüglichere. Dazu kam später, daß der amerikanische Bürgerkrieg der Familie, welche den größten Teil ihres Vermögens in den Südstaaten hatte, die schwersten Verluste brachte, so daß die arme, alte Frau, welche so lange und so viele glücklich gemacht hatte, in sehr beschränkten Verhältnissen endete.

Auf ihrem reizenden Landsitze, dem Stifte Neuburg, wohnten in der schönen Jahreszeit Rat Schlosser[1]) und seine Frau. Er, ein Neffe Goethes, war zwar kein Mann von großem Verstande und festem

[1]) Friedrich Johann Heinrich Schlosser, Sohn von Hieronymus Peter Schlosser, dessen jüngerer Bruder Johann Georg mit der Schwester Goethes verehelicht war (Allgem. dtsch. Biogr. XXXI. 541–545). — Ueber das Treiben im Stift Neuburg vgl. auch Weber a. a. O. 116—117.

Charakter, allein herzensgut und freundlich, mehr als nur dilettantisch vertraut mit Kunst, Litteratur und Wissenschaft, der Eigentümer einer prächtigen Bibliothek; seine Frau dagegen besaß entschiedenes Talent, noch größere Willenskraft und eine hohe allgemeine Bildung. Ich war gern in dem so schön gelegenen, reichlichst mit Kunstwerken ausgestatteten Hause, und hätte es noch häufiger besucht, wenn mir nicht die scharfe konfessionelle Atmosphäre zuwider gewesen wäre. Frau Schlosser war in Rom katholisch geworden und hatte dann später auch ihren von ihr ganz beherrschten Gatten nachgezogen. Beide schwelgten in fanatischem Konvertiteneifer, welcher denn auch reichlich ausgenutzt wurde. Stift Neuburg war der viel und gern besuchte Mittelpunkt eines nichts weniger als harmlosen ultramontanen Treibens; Bischöfe und Domherren gingen ein und aus, hielten hier nicht selten Zusammenkünfte. Ich erinnere mich, daß ich eines Abends, als ich zur Theestunde ungeladen in das Zimmer trat, dieses ganz angefüllt fand von schwarzen Gestalten, denen ich dann der Reihe nach vorgestellt wurde, als Seiner erzbischöflichen Gnaden von Köln, Ihren bischöflichen Gnaden von Mainz, von Speier, von Straßburg und so fort. Es war sehr einleuchtend, daß ich als einziger Laie, und zwar Protestant, hier nicht am Platze und wenig willkommen war; ich machte mich daher auch, sobald es der Anstand erlaubte, schleunigst wieder aus dem Staube.

Vielen Umgang hatten wir, teils meine Freunde und ich, teils auch meine Familie, mit dem russischen Staatsrate Blum. Er war Professor der Statistik und Geschichte in Dorpat gewesen (kaum in sehr hervorragender Weise) und hatte sich nach statutenmäßiger Dienstzeit, überdies durch eine reiche Heirat ganz unabhängig geworden, nach Heidelberg zurückgezogen. Große Gutmütigkeit und Gemütlichkeit verband sich bei ihm mit anständigem Wissen und mit einer Neigung zu litterarischer Thätigkeit, auch nahm er lebendigen Anteil an allen politischen Vorgängen und war in Rußland ein sehr entschiedener Liberaler, ein leidenschaftlicher Feind Kaiser Nikolaus' geworden. Der Umgang mit dem harmlosen, zu jeder guten Gesellschaft aufgelegten, gastfreien Manne konnte nur angenehm sein und war durch gern gemachte Erzählungen seiner Erlebnisse und Beobachtungen unterhaltend und belehrend. Er hat in hohem Alter durch einen schwer zu erklärenden Sturz aus dem Heidelberger Schlosse ein gewaltsames Ende genommen. Sein einziger Sohn,[1]) welcher sich ausschließend dem öffentlichen Interesse widmet, ist unter anderm auch mein Kollege im Reichstage geworden.

---

[1]) Wilhelm Blum, Dr. jur. (Parlamentarisches Handbuch für den Deutschen Reichstag . . . 1874—1876, II. 2, 115).

Doch „paulo majora canamus!“[1]) Ich habe unter den Heidelberger Insassen noch zwei bedeutende Namen zu nennen: Karl Josias Bunsen und Heinrich Gagern. Beide waren, nachdem sie politisch Schiffbruch gelitten, in den sicheren Hafen der schönen Universitätsstadt eingelaufen, und wenn sie auch später wieder sich anderswo hinwandten, so habe ich doch während einer Reihe von Jahren mich ihres Umganges erfreuen können. — Gagern kannte ich von Frankfurt her, hatte dort im Reichsministerium Freude und Leid, namentlich letzteres, mit ihm geteilt, doch nicht zu seinem engeren Kreise gehört. In Heidelberg wurde das Verhältnis schnell ein intimes, auch zwischen unsern Familien. Gagern hatte nach seines Vaters Tod die Bewirtschaftung des Gutes Monsheim aufgeben müssen, er war nicht reich genug, es aus der Erbschaft zu kaufen, und zog nun nach Heidelberg, teils zur Erziehung seiner zahlreichen Familie, teils zum Umgang mit Befreundeten und Gesinnungsgenossen. Längere Zeit beschäftigte ihn die Abfassung der Lebensbeschreibung seines Bruders Friedrich; er war kein gewandter und leicht arbeitender Schriftsteller. Daneben führte er einen sehr lebhaften und ausführlichen Briefwechsel mit seinem Bruder Max, welcher in österreichische Dienste getreten war, auch las er viel in den Fächern der Geschichte und Politik. Er gestand offen, daß er nicht viel wisse und hier also Versäumtes nachzuholen habe. Seine Vermögensverhältnisse waren sehr mäßig, und er lebte bescheiden bürgerlich wie wir alle, vielleicht selbst noch etwas kleiner. Er, welcher eine so große Rolle in der Welt gespielt hatte, auch von Hause aus an einen größeren Zuschnitt gewöhnt war, hatte keinen männlichen Diener; er selbst und die Kinder nahmen sich bei Tische der Gäste an. Doch war die Einrichtung des Hauses sehr anständig, und er hatte immer die Haltung eines Mannes von hohem Stande. Es ist die Unsitte eingerissen, von Gagerns Begabung und politischer Einsicht gering zu reden. Niemand kann ihn freilich bei nüchternem Urteile für einen Staatsmann von erster Größe erachten, dazu fehlt ihm der selbständige, weltbeherrschende Ueberblick, die geniale Initiative, endlich auch die Entschlossenheit, die Folgerungen aus den eignen Vordersätzen oder aus der Sachlage rücksichtslos zu ziehen. Allein ich habe ihn genau genug gekannt, um beurteilen zu können, daß er nicht nur ein Ehrenmann in jeder Beziehung und eine vornehme Natur ist, sondern daß er auch tief und ernsthaft über das staatliche Leben und über dessen stetige oder vorübergehende Aufgaben nachdenkt und sein eignes Urteil sich darüber bildet. Daß er nicht der Mann ist, eine Revolution zu dem von ihm erwünschten Ziele zu führen, und daß er im stande ist, Schritte zu thun, deren Folgen

---

[1]) Vergili ecloga IV. 1.

er nicht voraussieht, hat er bewiesen; allein er wäre in ruhigeren und kleineren Verhältnissen ein trefflicher Minister gewesen, nicht nur der Gesinnung, sondern auch der Wirksamkeit nach. So wie es verlief, ist sein Leben allerdings im wesentlichen ein verfehltes gewesen. Schwer ist es ihm von allen Seiten verdacht worden, daß er schließlich noch, unter Dalwigks Leitung, eine Stelle im hessischen Staatsdienste und namentlich den Posten eines Gesandten in Wien angenommen hat. Daß dies eine Folgewidrigkeit war gegenüber seiner früheren Haltung in der ständischen Widerspruchspartei und in Frankfurt, will ich nicht bestreiten. Allein er hat nicht gegen seine Ueberzeugung, wie sich diese allmählich und namentlich unter dem Einflusse seines Bruders Max umgebildet hatte, gehandelt; und daß der nicht reiche Vater einer zahlreichen Familie das Bedürfnis eines bezahlten Amtes sehr fühlen konnte, wird niemand wundernehmen, und keiner ist berechtigt, einen Stein deshalb auf ihn zu werfen. Der Schritt kam ihm vielleicht sauer genug an. Auch darf nicht übersehen werden, daß Gagern gerade an dem Punkte, welcher manchem andern der bedenklichste gewesen wäre, keinen Anstand nahm, nämlich an der inneren Politik Dalwigks, namentlich in kirchlicher Beziehung, und ebenso an der katholischen Richtung Oesterreichs. Er selbst war zwar Protestant, allein ein sehr wenig eifriger, und hatte zum Beispiel alle seine Kinder, der Mutter nach, katholisch werden lassen; und daß er das Verhalten Dalwigks zu dem Bischof Ketteler von Mainz gutheiß, weiß ich. Wie er sich in seiner Stellung in Wien gefiel und wie er dieselbe zu gestalten wußte, ist mir nicht genauer bekannt geworden. Ich habe ihn zwar nach unserm beiderseitigen Abgange von Heidelberg noch wiederholt gesehen, zuletzt noch im Sommer 1871 in Wien selbst; allein nur immer vorübergehend und ohne daß ich tiefer in politisches Gespräch mit ihm eingegangen wäre. Es konnte mich zwar nach dem, was ich seit Jahren sich hatte entwickeln sehen, nicht überraschen, ihn in ziemlich ausgesprochener partikularistischer Richtung zu sehen, aber angenehm war es mir doch nicht, mit ihm mich hierüber auszusprechen. Wozu auch? Herzlich lieb wäre es mir gewesen, wenn ihm im Alter mancher Familienkummer und das zu gleicher Zeit mit meiner Abberufung von München erfolgende Aufhören seines Gesandtschaftspostens erspart geblieben wäre. Seine Abendsonne war nicht so glänzend, als der Mittag geleuchtet hatte.[1])

---

[1]) Heinrich Wilhelm August Freiherr v. Gagern, 1872 pensioniert, starb 1880 zu Darmstadt. — In seiner Heimat Rheinhessen verlor Gagern bald an Ansehen. Ein Bürger aus dieser Gegend, dem man zu einem solchen Landsmanne gratulierte, erwiderte: „Gehen Sie mir mit Ihrem Gagern, der ist nicht Fisch noch Fleisch! Entweder wird ihn die Zeit verschlingen, oder er kehrt auf einmal sein wahres

Bunsen zog im Jahre 1854, als er seinen Gesandtschaftsposten in London wegen der holsteinschen Sache verloren hatte, nach Heidelberg. Er war mir in England sehr freundlich und behilflich gewesen, und ich machte es mir zur Pflicht, ihm, soweit ich dazu im stande war, dienlich zu sein, und gern und viel verkehrte ich und namentlich auch meine Töchter mit der hochgebildeten Familie. Bunsen lebte auf einem größeren Fuße in einem der schönen Landhäuser am Neckar[1]) und sah viele Menschen bei sich; namentlich reiste nicht leicht ein bedeutender Fremder durch Heidelberg, ohne bei ihm vorzusprechen. Anfänglich war er, nach so langer diplomatischer Laufbahn, nicht wenig verstört und unruhig, fast wie ein Fisch außer dem Wasser. Er wollte immer politisch Neues wissen und gewöhnte sich erst allmählich daran, daß wir ihm nichts sagen konnten, als was in allen Zeitungen stand. Allein er fand sich doch allmählich darein, jetzt im wesentlichen nur noch ein litterarisches Leben zu führen, und schrieb hier mehrere Werke, so seine „Zeichen der Zeit", „Gott in der Geschichte", und begann sein großes Bibelwerk, welches er nicht zu Ende führen konnte. Er war sehr arbeitsam und den Tag über nicht gern gestört; bei dem Bibelwerke hatte er jüngere Theologen zu Gehilfen. Abends wurde in einem großen Salon oder auf einer anstoßenden schönen Terrasse Unterhaltung gepflogen, Musik gemacht, vorgelesen, gelegentlich von den jungen Leuten deutsche, englische und französische Komödie gespielt. Bunsen sprach viel, offenherzig und meistens sehr interessant; seine höchst achtungswürdige Frau, eine echt englische Matrone, hatte für alles Interesse, ausgebreitete Kenntnisse in Litteratur und Kunst; die zahlreiche Familie, deren in England gebliebene verheiratete Mitglieder[2]) oft zum Besuche kamen, belebten die Gesellschaft mit vielseitigen Talenten. Kurz, es war ein geistig und äußerlich vornehmes Haus. Gegen Ende der fünfziger Jahre wurde Bunsen allmählich kränklich; er brachte zwei Winter in Mentone zu, ohne jedoch wesentliche Linderung zu finden, und zog schließlich nach Bonn, wo er aber nach kurzer Zeit starb.[3]) Ich bewahre dem wohlwollenden und vielfach interessanten Manne, wenn ich auch nicht alle seine Ansichten und

Innere heraus, und dann wird er ein Apostat gescholten werden müssen" (Hart, Ein Tag in der Paulskirche, I. Leipzig 1848, S. 15).

[1]) In dem „neuen Heim in Charlottenberg, dem letzten der vielen Häuser am nördlichen Ufer des Neckars, zu Füßen des bewaldeten, weinbekränzten Hügels, Heidelberg gegenüber, mit der Aussicht auf die Schloßruinen jenseit des Flusses, sowie auf die Stadt und die lange Brücke mit ihren vielen Bogen" (Hare, Freifrau v. Bunsen, II. 128).

[2]) Die Söhne Heinrich und Ernst und die Tochter Mary.

[3]) Christian Karl Josias v. Bunsen starb 1860, in dem Jahre seiner Uebersiedlung nach Bonn. — Wie Mohl spricht auch Weber a. a. O. 276 f. mit sichtlicher Wärme von Bunsen in der Heidelberger Zeit.

Anstrebungen zu teilen vermochte, auch das etwas Dilettantenhafte seiner Arbeiten nicht verkenne, ein dankbares Andenken und bin noch immer mit der Witwe und dem Reste der Familie, welche sich nach Karlsruhe gezogen hat, freundschaftlich verbunden.

Von dem fluktuierenden Teile der Heidelberger Gesellschaft ausführlich zu berichten, wäre nicht am Platze. Solche Zugvögel hatten doch zu wenigen Einfluß auf die wirklichen Verhältnisse, obgleich unter ihnen sehr nette Leute waren, schöne Frauen und Mädchen, erfahrene und weitgereiste Weltmänner. So zum Beispiel eine zahlreiche englische Familie Knox, deren Häupter ein Admiral und ein höherer Offizier waren; Herr und Frau Hamilton, welch letztere Hofdame der Königin von England gewesen war, eine Frau von seltener Schönheit und Liebenswürdigkeit; Sir A. Campbell, ein Schwiegersohn von Sir John Malcolm, er für seine Person ein schuftiges Subjekt, welches die Familie schließlich an dem Swan River in Australien als Polizeibeamten unterbrachte, dessen Töchter aber reizende Erscheinungen waren; Familien aus den russischen Ostseeprovinzen, Hahn, Uexküll und andre; von Franzosen Ch. Giraud und Laboulaye. Nur von einem wunderlichen und etwas abenteuerlichen Manne, der lange und oft in Heidelberg verweilte und mit dem ich genau bekannt wurde, dem jetzigen Vorleser der deutschen Kaiserin, Legationsrat Dr. Karl Mayer,[1]) möchte ich etwas Näheres anführen. Philolog von Hause aus, war er in Rom zu Bunsen gekommen als Lehrer der Kinder; wurde später von Prinz Albert, dem Gemahl der Königin von England, in Dienst genommen als Bibliothekar (als welchen ich ihn in London sah), aber auch zu seiner deutschen Politik vielfach verwendet, so zum Beispiel 1848 in Frankfurt, 1849 in Holstein und so fort; wurde aus dieser Stelle zwar auf Lord Palmerstons Verlangen wieder entfernt, aber immer als Pensionär des Prinzen politisch gebraucht; kam wohl bei dieser Gelegenheit mit der damaligen Prinzessin von Preußen in Koblenz in Verbindung, durch sie aber mit dem Großherzog und der Großherzogin von Baden; gelangte endlich nach des Prinzen Tode in seine jetzige Stellung am preußischen Hofe, wo er zu den nächsten Umgebungen gehört

---

[1]) K. Mayer hatte das Wälische während längerer Reisen in Wales studiert. Seine Gelegenheitsgedichte rühmt der mit ihm befreundete Sprachforscher Max Müller. In dem Briefwechsel v. Bunsens und seiner Gattin wird er häufig erwähnt. Am preußischen Hofe unter Friedrich Wilhelm IV. und Wilhelm I. war der „Königs-Mayer" eine bekannte Erscheinung; er machte wohl auch in Politik in antibismarckischem Sinne (vgl. „Aus dem Leben Theodor v. Bernhardis" VI. 248—249 und „Max Müller, Alte Zeiten, alte Freunde", 208). v. Mohl traf als Reichstagsmitglied wieder mit ihm in Berlin zusammen, wie er unten in dem Abschnitt „Deutscher Reichstag" erzählt.

und, wie es scheint, als eine Art von gelehrtem Lexikon benützt wird. Mayer ist ohne Zweifel ein Mann von Begabung, von ausgedehntem Wissen und von schätzbaren Charaktereigenschaften, namentlich treuest ergeben seinen Dienstherren und Gönnern; außerdem Dichter in mehr als einer Gattung, er hat aber auch Eigenschaften, welche ihm und andern weniger ersprießlich und erfreulich sind. Sein Diensteifer macht ihn zuweilen zudringlich und lästig. Er hat eine bei einem Manne von seiner Lebenserfahrung ganz unbegreifliche Taktlosigkeit, welche ihm manche empfindliche Zurückweisungen zugezogen hat. Endlich ist der alte Junggeselle (er ist nur wenige Jahre jünger als ich), der nicht eben mit großer Leibesschönheit von der Natur bedacht wurde, verliebt in jedes neue hübsche Gesicht, je jünger, je besser; verfolgt die eben herrschende Königin seines Herzens mit Gedichten, trägt seine Hand an und wird dann unter Lachen abgewiesen. In Heidelberg machte er sich viel mit den durchreisenden Engländern zu thun, war während Bunsens Aufenthalt mehr in dessen Haus, als diesem und der Familie immer bequem war, schrieb Gedichte und politische Briefe und so weiter. Mein Haus besuchte er stoßweise, bald zwei-, dreimal des Tages, bald ohne sichtbare Ursache wochen- und monatelang wieder nicht; persönlich aber bin ich immer, da ich ihn nahm wie er eben ist, mit ihm auf gutem Fuße geblieben bis zu dieser Stunde, wo ich ihn in Berlin häufig sehe, sei es bei Hofe, sei es in seiner eignen unglaublichen Höhle.

So war denn das Ergebnis eines beinahe vierzehnjährigen Aufenthaltes in Heidelberg: eine anständige, mich aber doch nicht ganz befriedigende akademische Wirksamkeit, unterbrochen durch mannigfache, zum Teil lange dauernde politische Aufgaben; eine große und anerkannte Thätigkeit als Schriftsteller, welche Veranlassung gab zu wiederholten Reisen; ein anregender Verkehr mit geistreichen und wohlwollenden Amtsgenossen und Freunden; ein bunter Verkehr mit vorüberziehenden Fremden verschiedensten Stammes. Viel Gutes also, dessen ehrenvolle, von mir nicht gesuchte Beendigung mir jedoch erwünscht war, da ich allmählich der Ausübung eines Lehramtes satt geworden war. — Daß ich nicht ohne Beifall gewirkt und gelebt hatte, bewies die Erteilung von Orden, die Ernennung zum Ehrenbürger der Stadt, ein Fackelzug bei dem Abzuge.

III.
Schriftstellerei.

Ich habe in meinem Leben viel geschrieben und verdanke wohl meiner Schriftstellerei in betreff meiner Laufbahn und der mir zu teil gewordenen Anerkennungen[1]) mehr als meiner Thätigkeit als Lehrer. Auch hat mir die Entwerfung und Ausarbeitung von Schriften ohne Vergleich mehr Freude gemacht und Genugthuung gegeben als das Halten von Vorlesungen. Während ich in einer mehr als dreißigjährigen akademischen Beschäftigung kaum ein einziges Mal den Katheder mit eigner Lust betreten habe, bin ich lange Jahre täglich von morgens um vier Uhr bis abends, in der Regel zehn bis zwölf Stunden, gern und oft mit leidenschaftlichem Eifer am Schreibtische gesessen. Nur Bibliothekgeschäfte waren mir noch angenehmer, und ihnen setzte ich auch ohne Bedenken die schriftstellerische Beschäftigung nach.

Daß meine Arbeiten nicht ungünstig aufgenommen worden sind, beweisen allerdings teils die neuen Auflagen mehrerer meiner hauptsächlichsten Werke, teils die, weil in der Mehrzahl günstigen, zahlreichen Beurteilungen derselben in kritischen und andern Zeitschriften; endlich legen, wenn auch, wie billig, die durch die Gelegenheit gebotene Höflichkeit in Abzug gebracht wird, die mir bei meinem Doktorjubiläum zu teil gewordenen Anerkennungen aller deutschen Universitäten Zeugnis davon ab.[2]) Dennoch bin ich weit davon entfernt, mich für einen Schriftsteller ersten Ranges zu halten. Meine Bücher werden in nicht sehr langer Zeit eingesargt auf den Bücherbrettern stehen, und kaum mag höchstens das eine und das andre eine kurze Erwähnung in litterargeschichtlichen Werken erhalten. Der Beifall der Gegenwart ist nicht etwa der Entdeckung großer und für immer bleibender Wahrheiten oder einer klassischen Form der Darstellung zu teil geworden (solcher kann ich mich nicht rühmen), sondern mehreren untergeordneten Eigenschaften. Zunächst habe ich allerdings in einigen Disciplinen einen neueren Weg eingeschlagen, welcher wenigstens zur Zeit meines Auftretens als ein unzweifelhaft richtigerer denn die bisherigen Behandlungsarten anzuerkannen war und anerkannt wurde. Sodann ist, meines Wissens immer, ein logisch richtiger Gedankengang und eine klare, durchsichtige Darlegung desselben gerühmt worden.

---

[1]) v. Mohl giebt hier einen geschichtlichen Ueberblick über seine schriftstellerische Thätigkeit und deren Erzeugnisse, nicht, wie er unten nachdrücklich betont, eine Kritik seiner Schriften. Eine solche liefert E. Meier in seiner Abhandlung „Robert v. Mohl“ (Zeitschrift f. d. ges. Staatswiss. XXXIV. 431—528) und der anonym erschienene Aufsatz „Robert v. Mohl als Lehrer und Staatsmann“ (Deutsche Rundschau VII. 426—440).

[2]) Vgl. den folgenden Abschnitt „Mein Doktorjubiläum am 27. August 1871“.

Endlich konnte mir eine mehr als gewöhnliche Kenntnis der Litteratur, auch fremder Völker, nicht bestritten werden. Damit wohl vereinbar ist nun aber, daß später wieder andre Auffassungen und Methoden aufgefunden wurden, welche die von mir aufgestellten als unzulänglich oder fehlerhaft zurückdrängen; daß die von mir durchgeführten Beweise von einer Grundlage ausgehen, welche bei weiteren Entwicklungen oder wenigstens Wendungen der Wissenschaft nicht mehr als richtig anerkannt und somit das ganze System, je folgerichtiger es in sich ist, um so gewisser als über den Haufen gefallen erklärt wird; am sichersten, daß die immer sich erneuernde und ausdehnende Litteratur das von mir an Sammlung und Beurteilung Geleistete bald genug als unvollständig und veraltet erscheinen läßt. Mit einem Worte: ich habe mir als Schriftsteller Mühe gegeben und bin nicht unglücklich dabei gewesen; allein meine Arbeiten haben doch nur einen relativen und einen vorübergehenden Wert.

Dem sei nun übrigens wie ihm wolle, jedenfalls würde ich ein sehr unvollkommenes Bild von meinem Leben entwerfen, wenn ich nicht etwas Näheres von dem berichtete, was mich am meisten beschäftigt und was meinen Namen hauptsächlich bekannt gemacht hat. Dabei kann es aber nicht meine Absicht sein, ein Urteil über meine eignen Bücher zu fällen, was weder mir zusteht, noch mit dem Zwecke der gegenwärtigen Aufzeichnungen vereinbar wäre, sondern es wird vielmehr an der Stelle sein, wenn ich von meinen verschiedenen Schriften die Veranlassung und die Absicht, die etwa dafür gemachten besonderen Studien, endlich die Folgen, welche die eine oder die andre dieser Arbeiten für mich gehabt hat, angebe. Aus solchen Bemerkungen wird dann auch wohl von selbst ein Licht fallen auf die litterarischen Zustände zu meinen Lebzeiten.

Ob ich, lediglich meiner eignen Neigung und meinem Schaffenstriebe überlassen, überhaupt als Schriftsteller aufgetreten wäre, weiß ich nicht; jedenfalls nicht so früh und nicht so oft. Allein, da es von allem Anfang feststand, daß ich eine akademische Laufbahn zu machen habe, und da es für meinen Vater nicht den geringsten Zweifel hatte, daß ich, wie er selbst seinerzeit, schon auf der vorbereitenden Ausbildungsreise mich durch Schriften über meine Befähigung zu einer gelehrten Beschäftigung auszuweisen habe, so mußte ich, wohl oder übel, schon sehr frühe an die Arbeit gehen und auch ohne Besinnen mit ihr hervortreten. In meinem 23. Jahre schrieb ich (abgesehen von meiner Doktordissertation) meine erste selbständige Abhandlung; ein Jahr später begann ich, immer noch auf der Reise, ein größeres Werk, welches freilich nur zur Hälfte fertig wurde. Nun trat allerdings eine Pause von mehreren Jahren ein, in welchen mich meine Vorlesungen fast ausschließlich in Anspruch nahmen und mir kaum zu einigen eigentlich ganz aus meinem Wege liegenden und sehr unfreiwillig über-

nommenen Uebersetzungen[1]) Zeit ließen. Gerade die Vorlesungen aber waren es, welche mir alsdann allmählich teils den Stoff zu größeren wissenschaftlichen Arbeiten an die Hand gaben, teils auch die Vorbereitung zu solchen lieferten. In meinem 30. Jahre erschien der erste Band meines württembergischen Staatsrechtes, und von da an habe ich, nur gelegentlich durch äußere Ereignisse oder durch die Notwendigkeit, neue Vorlesungen auszuarbeiten, oder durch neu übernommene Amtsgeschäfte unterbrochen, die Feder nie mehr ganz niedergelegt. Umfassende Werke, neue Auflagen derselben, kleinere Arbeiten, sei es in Zeitschriften, sei es selbständig, haben mich in bunter Reihe beschäftigt bis zu dieser Stunde. Die Veranlassungen aber waren sehr verschiedene. Bald, und zwar bei den bedeutenderen Schriften, war es das wissenschaftliche Bedürfnis, eine Lücke in der Litteratur auszufüllen, bald gab eine Aufforderung von außen den Anstoß, namentlich

---

[1]) [Anmerkung des Verfassers.] Ich habe drei Uebersetzungen gemacht. Die erste ist die der ersten sechs Bände von Thiers' Geschichte der französischen Revolution. Sie ist bei Osiander in Tübingen erschienen. Warum ich die letzten vier Bände nicht auch noch übersetzt habe, weiß ich nicht mehr. Mangel an Absatz kann es nicht gewesen sein, denn ich habe später gelegentlich eine neue Ausgabe gesehen. Ich bekümmerte mich um die Tagelöhnerarbeit nicht mehr. — Zweitens habe ich die beiden ersten Bände von Charles Dupins großem Werke über die Staatskräfte Großbritanniens ins Deutsche übertragen, nämlich die „Militärkräfte“. Es war eine schwierige Arbeit, weil mir die technischen Abschnitte über Artillerie und so fort nicht gut verständlich waren; da mich aber eben die Schwierigkeit reizte, so gab ich mir große Mühe, und ich glaube nicht umsonst. Wenigstens habe ich in einer Militärzeitung das wunderliche Lob gelesen, daß man der Arbeit wohl die Hand eines erfahrenen höheren Offiziers ansehe. Das Buch erschien, ohne Nennung meines Namens, bei Metzler in Stuttgart. Die Uebersetzung des Dupinschen Werkes ist übrigens unvollendet geblieben, da der Verleger für die zweite Abteilung, Band III und IV, die „Seekräfte“ betreffend, keinen passenden Uebersetzer zu finden wußte. Die dritte Abteilung, die „Handelskräfte“ umfassend, wurde von dem längst verstorbenen Professor Heigelin, erstem Direktor der Gewerbeschule in Stuttgart, übersetzt. — Drittens endlich habe ich, übrigens aus eignem Antriebe und zu meiner Unterhaltung in Nebenstunden, Hamiltons Parlamentarische Logik (unter diesem Titel bei Laupp 1828) nicht bloß übersetzt, sondern auch das Chaos der einzelnen Bemerkungen wenigstens in etwas geordnet und in Abschnitte gebracht. Das merkwürdige Büchlein, an Scharfsinn und politischem Cynismus ohne Bedenken mit Macchiavell zu vergleichen, machte bei uns wenig Aufsehen. Parlamentarische Erfahrung und Einsicht war damals in Deutschland noch zu wenig verbreitet und noch zu naiv, als daß viele die klugen, aber herz- und gewissenlosen Beobachtungen und Lehren des „Single speech Hamilton“ verstanden und, in ihrer Art, gutgeheißen hätten. Der Verleger wollte jedoch 1872, da das Büchlein längst aus dem Buchhandel verschwunden ist (ob verkauft oder zur Makulatur gemacht?), eine neue und schönere Auflage veranstalten. Ich habe die Erlaubnis dazu gegeben unter der Bedingung, daß mein Name auch jetzt nicht genannt werde und ich überhaupt nichts mit der Sache zu thun habe.

zu kleineren Arbeiten in Zeitschriften; später wurde ich durch den Wunsch, diese zerstreuten Abhandlungen zu sammeln, zu einer Ueberarbeitung und Ergänzung derselben veranlaßt, woraus denn allmählich umfangreiche Werke entstanden. Bloß des Honorars wegen habe ich, abgesehen von den oben erwähnten Uebersetzungen, niemals geschrieben; allein daß es nebenbei auch in Betracht kam, will ich nicht in Abrede stellen. Ich bedurfte bei ungenügenden Amtseinnahmen desselben für das tägliche Leben, noch mehr aber für meine Bibliothek, welche meine Leidenschaft war und die ich über meine Verhältnisse ausdehnte.

Es ist ohne Zweifel zweckmäßiger, wenn ich meine Schriften nach den verschiedenen Teilen der Staatswissenschaft, in welche sie einschlagen, zusammenstelle, als wenn ich sie in chronologischer Ordnung folgen ließe. Es wird auf solche Weise eine deutlichere Uebersicht über die Art und die Ausdehnung meiner Thätigkeit gewonnen. Im übrigen ist es keineswegs meine Absicht, hierbei auch alle einzelnen in Zeitschriften zerstreuten kleineren Arbeiten aufzuführen und einzuordnen.[1]) Ich habe zwar viel in Zeitschriften verschiedener Art geschrieben, teils in solchen, an deren Herausgabe ich selbst Anteil hatte, wie namentlich die Tübinger Kritische Zeitschrift für Rechtswissenschaft, die Tübinger Zeitschrift für Staatswissenschaft, die Kritische Zeitschrift für Rechtswissenschaft ... des Auslandes (Mittermaiers Organ), teils in anderweitigen, zum Beispiel der Deutschen Vierteljahrsschrift, den Beilagen zur Augsburger Allgemeinen Zeitung. Viele von diesen Aufsätzen sind ohne meinen Namen erschienen, und ich wüßte solche selbst nicht mehr zusammenzufinden; allein, anerkannt oder nicht, verdienen die meisten keine Sammlung und Konstatierung. Die meisten hatten nur eine vorübergehende Bedeutung, zum Beispiel die Kritik irgend einer, zum großen Teile längst verschollenen Schrift oder die Besprechung einer augenblicklichen Tages- oder Streitfrage. Wo sie von bedeutenderem wissenschaftlichen Inhalte waren, habe ich sie bei meinen beiden späteren Sammelwerken, der „Geschichte und Litteratur der Staatswissenschaft" und dem „Staatsrecht, Völkerrecht und Politik", nach Thunlichkeit benützt. Also: requiescant in pace und sei nur von den als selbständig erschienenen Arbeiten die Rede.

I. Schriften aus dem Gebiete des positiven Staatsrechtes.

Mit solchen habe ich meine litterarische Laufbahn begonnen, bin eine Reihe von Jahren in diesem Fache thätig geblieben, schließlich in hohem

[1]) Der Aufgabe, auch die in Zeitschriften und Sammelwerken sich findenden Arbeiten v. Mohls zu verzeichnen und zusammenzustellen, hat sich E. Meier a. a. O. 436—442 unterzogen.

Alter wieder dahin zurückgekehrt, und es ist auch die bedeutendste Arbeit dieser Art die Grundlage meiner Anerkennung sowohl in Württemberg als anderwärts geworden. Die Veranlassungen zu denselben wurden fast durchweg durch äußere Verhältnisse gegeben, und günstige Umstände erleichterten die Bearbeitungen.

Es gehören aber hierher:

1. Die öffentliche Rechtspflege des Deutschen Bundes. Stuttgart und Tübingen 1822. 8⁰. — Ein halbjähriger Aufenthalt in Frankfurt während des Winters 1821 auf 1822 war zu meiner Ausbildung im deutschen Bundesrechte bestimmt, und der württembergische Bundestagsgesandte Freiherr v. Wangenheim gewährte mir alle Mittel dazu. Ich wählte aus dem damals nur erst durch Klüber in noch unvollkommener Weise bearbeiteten Stoffe des neuen deutschen Staatsrechtes die Bundesrechtspflege zum Gegenstande.[1]) Die Wahl war nicht schlecht, da das Thema Gelegenheit zum Beweise von Kenntnissen im positiven Rechte gab, mir die Benutzung noch ganz unbekannter und geheim gehaltener Quellen (namentlich der Verhandlungen auf dem Wiener Ministerialkongresse von 1820) freistand, endlich der Umfang Kräfte und Zeit nicht überstieg. Dagegen fehlte mir freilich jeder höhere politische Blick zur Beherrschung der Frage über eine Gerichtsbarkeit in einem Staatenbunde, auch wohl tiefere Kenntnis des Prozeßrechtes. Auch hatte sich die bestehende Einrichtung in der kurzen Zeit seit Gründung des Deutschen Bundes noch wenig entwickeln können; streitige Fragen und Entscheidungen über zweifelhafte Punkte lagen nur wenig vor. So brachte ich denn eine Monographie von mäßigem Umfange zuwege, in welcher zwar der Stoff logisch eingeteilt und der sachliche Inhalt der Gesetze im ganzen richtig dargestellt war, die sich aber lediglich an das positive Recht hielt und sich keineswegs vermaß, Rat zu geben in betreff eines den nationalen Bedürfnissen entsprechenden Systemes eines obersten Gerichtshofes für ganz Deutschland und alle einzelnen Angehörigen desselben. Das Werkchen war in seiner bescheidenen Art nicht eben schlecht, und es wurde auch mannigfach gebraucht: allein die Absicht meines Vaters, die Aufmerksamkeit beizeiten auf mich zu richten, wurde doch nur in sehr mäßigem Grade erreicht. Dazu hatte ich zu wenige Beweise von besonderem Talente oder von ungewöhnlichem Wissen gegeben. Es wäre weiser gewesen, ein öffentliches Auftreten noch zu verschieben und die dadurch gewonnene Zeit auf weitere eigne Entwicklung und Ausbildung zu verwenden. Hat mir also diese meine erste Schrift nicht gerade geschadet, so hat sie mir ebensowenig positiv genützt. — Etwas

[1]) Vgl. oben S. 124 f.

näher dem Ziele kam ich durch eine zweite, etwa anderthalb Jahre später erschienene Schrift, nämlich durch

2. Das Bundesstaatsrecht der Vereinigten Staaten von Nordamerika. Erste Abteilung: Verfassungsrecht. Stuttgart und Tübingen 1824. 423 S. 8⁰. Sehr nahe liegt die Frage, wie ich zur Wahl dieses Gegenstandes gekommen sei, woher ich die Hilfsmittel genommen habe, was ich, ohne in Amerika gewesen zu sein, mir von einer solchen Arbeit habe versprechen können. Schon im Jahre 1822 hatte ich bei wiederholten längeren Aufenthalten in Göttingen die für jene Zeit reichhaltige Abteilung der Bibliothek über Amerika fleißig benützt; noch ohne bestimmten Zweck. Als ich aber in den Jahren 1823 und 1824 in Paris die Bekanntschaft des früheren Konsuls der Vereinigten Staaten Warden, Besitzers der damals vollständigsten Sammlung von Schriften über Amerika, machte und hier nun im Besitze des vollständigen Materiales zu der Einsicht kam, daß etwas Systematisches und Umfassendes über die Staatseinrichtungen der Union in keiner Sprache bestehe, entschloß ich mich zur Ausarbeitung eines solchen Werkes.[1]) Es war keineswegs meine Absicht, allgemeine politische Betrachtungen über Republik und Bundesverfassung zu geben oder die thatsächlichen Folgen der bestehenden Einrichtungen kritisch darzulegen — aufrichtig gestanden, ich dachte an solche Aufgaben gar nicht und wäre auch zu ihrer Lösung nicht im stande gewesen — sondern ich wollte lediglich das positive Recht nach den gesetzlichen Quellen darstellen, dieses aber in seinem ganzen Umfange, nicht bloß Verfassungs-, sondern auch Verwaltungsrecht. Hierzu hatte ich aber das Material vollständig, und wenn ich einer Erläuterung bedurfte, konnte ich mich an Warden oder dessen Nachfolger im Konsulate (dessen Namen ich undankbarerweise vergessen habe) wenden. Die Arbeit ging denn auch rasch vorwärts, und wenn ich nicht im Frühjahre 1824 von meinem Vater gebieterisch zurückgerufen worden wäre, um eine von ihm mit der württembergischen Regierung begonnene Unterhandlung betreffs der Uebertragung einer Lehrstelle in Tübingen durch meine Gegenwart zu beschleunigen, so hätte ich den Plan auch vollständig zu Ende geführt. So aber konnte nur der erste Teil, das Verfassungsrecht, welches mein ungeduldiger Vater mir längst abgerungen hatte, gedruckt werden. Die zweite Hälfte auch zu vollenden, war natürlich mein Plan; allein da ich in der That alsbald nach meiner Rückkehr zum außerordentlichen Professor ernannt wurde und nun meine ganze Zeit und Kraft auf meine Vorlesungen verwenden mußte, blieb die verhältnismäßig leichte Arbeit liegen, bis sie schließlich ganz von

[1]) Vgl. oben S. 133 f.

mir aufgegeben wurde. Es war dies unstreitig ein Fehler; denn gerade von den Verwaltungseinrichtungen der Vereinigten Staaten hatte man in jener Zeit in Deutschland nicht die geringste Kenntnis, und die Nichtvollendung eines angefangenen Werkes ist immer tadelnswert. — Aber immerhin gereichte mir die Veröffentlichung auch nur der ersten Hälfte zum Vorteile. Es wurde anerkannt, daß ich gründliches Wissen in einem wenig gekannten Teile des öffentlichen Rechtes habe und daß ich im stande sei, ein größeres Ganzes logisch zu beherrschen und zu einem Systeme zu verarbeiten. Schon die Fremdartigkeit des Gegenstandes machte meinen Namen bekannt. Damit wohl vereinbar ist die Thatsache, daß auch diese Arbeit immer noch die eines Anfängers war. Es fehlt an Höhe der Gesichtspunkte, an geschäftlichen Vergleichungen, an Fülle des sachlichen Inhaltes; es ist, die Wahrheit zu gestehen, ein dürftiges Werk. Doch darf man, meine ich, um nicht ungerecht zu sein, nicht übersehen, daß vor 50 Jahren sehr wenige Vorarbeiten über die Vereinigten Staaten überhaupt vorhanden waren; daß bis dahin der Verlauf des staatlichen Lebens in der Union verhältnismäßig sehr ruhig gewesen war und somit nicht viele schwierige und zweifelhafte konstitutionelle Fragen hatten entstehen können, endlich, daß die inzwischen so riesengroß entwickelten Folgen der demokratischen Einrichtungen noch wenig hervorgetreten waren. Es ist daher nicht bloß der Verschiedenheit der Begabung und der Reife der Verfasser zuzuschreiben, wenn allerdings mein Buch neben den Werken von Story, Marshall, Tocqueville gar nicht genannt werden kann und wenn Holst aus erst weit später bekannt gewordenen Quellen eine weit tiefere Einsicht in Entstehung und politischen Geist der Verfassung zu gewinnen vermocht hat. Als systematisches Schema für die Materien mag es auch jetzt noch dienen; allein das wahre und volle Verständnis der staatlichen Zustände Nordamerikas ist nicht in ihm, sondern in jenen Meisterwerken zu suchen.

Keine Vergleichung durfte dagegen zur Zeit seiner Erscheinung scheuen mein Hauptwerk auf dem Gebiete des positiven Staatsrechtes, nämlich:

3. Das Staatsrecht des Königreichs Württemberg. Band I, Verfassungsrecht. Tübingen 1829. XVI u. 692 S. Band II, Verwaltungsrecht, 1831. XIV u. 1007 S. Zweite Aufl., 1840. Band I, XXII u. 831 S.; Band II, XIV u. 923 S. 8°. — Ein verstümmelter Nachdruck führt den Titel: Handbuch des Deutschen Rechts u. s. w. I, II. Ulm 1834.

Meine erste Vorlesung in Tübingen im Sommer 1824 war über württembergisches Staatsrecht, ein bis dahin noch gar nicht, weder mündlich noch in Schriften behandelter Gegenstand, und ich setzte diese Vorträge

während der ganzen Dauer meiner Professur an dieser Universität fort, zuweilen in beiden Semestern eines Jahres. Mein Heft war sorgfältig ausgearbeitet und immer durch pünktliche Nachträge ergänzt. So bildete es denn auch eine bequeme und sichere Grundlage für eine in den Druck zu gebende Schrift. Der ungewöhnliche Beifall, welchen diese letztere fand, beruhte auf zwei verschiedenen Gründen, auf einem rein praktischen und auf einem wissenschaftlichen. Einmal nämlich war das Buch vielfach brauchbar im täglichen Leben in Württemberg, sei es für den Beamten, sei es für das Ständemitglied, sei es für den einfachen Bürger. Das ganze öffentliche Recht war darin vollständig, ausführlich, zuverlässig und ehrlich entwickelt, und es wurde bald zu einer entschiedenen Autorität. Sodann aber lag hier die wissenschaftliche Bearbeitung eines positiven konstitutionellen Staatsrechtes vor. Es war dies der erste nicht von vornherein verunglückte Versuch dieser Art. In England bestand nichts dergleichen, in Frankreich waren wohl viele Monographien über einzelne Punkte und ein schwerfälliger Kommentar über die Charte vorhanden, allein keine systematische Arbeit; in Deutschland, wo Neigung und Befähigung zu Kompendien in allen Teilen des Wissens immer vorherrscht, waren zwar Darstellungen des bayrischen Staatsrechtes von Schmelzing, Dresch, Schunck und Cucumus versucht worden, allein sehr mißglückt. Meine Arbeit, namentlich auch die Entwicklung des Verwaltungsrechtes, erhielt das Lob eines logisch richtigen und übersichtlichen Systems, einer vollständigen Benützung des Materiales, besonders auch der ständischen Protokolle, endlich einer Berücksichtigung sämtlicher bis dahin in irgend einer Litteratur behandelten Streitfragen des konstitutionellen Rechtes. Sie wurde als bahnbrechend und als nachzuahmendes Beispiel aufgestellt. Ich glaube nicht unverdientermaßen, und es ist auch, wenn ich mich nicht irre, im wesentlichen das gleiche Urteil jetzt noch auszusprechen. Wohlbemerkt unter der Voraussetzung der Annahme meines Zweckes und einer Berücksichtigung der Zeit des Erscheinens meiner Arbeit. Was ersteres betrifft, so wollte ich keineswegs den Gedanken der Volksvertretung überhaupt kritisch würdigen, die Vorteile und Nachteile einer solchen Einrichtung untersuchen; auch nicht etwa eine Vergleichung der württembergischen Gesetze mit denen andrer Länder anstellen, sondern meine Absicht war eine Darstellung des in Württemberg bestehenden positiven Rechtes, allerdings mit Entwicklung der Folgerungen aus feststehenden Grundsätzen, mit Entscheidung von zweifelhaften Fragen, mit Hinweisung auf Lücken und fehlerhafte Bestimmungen, endlich mit beständiger Berücksichtigung der Prinzipien des modernen Rechtsstaates als der Grundlage auch der württembergischen Zustände. Dies denn aber mit vollkommener Unabhängigkeit und Unparteilichkeit, sei es gegenüber der Krone, sei es in betreff der Volksrechte, ohne geheime Absicht, festgestellte

Rechte durch arglistige Auslegungen wirkungslos zu machen oder über den richtigen Sinn auszudehnen. Ich war zwar für meine Person liberal in dem damals mit dem Worte verbundenen Sinne, allein nicht im Dienste einer Partei, und verfolgte in dem Werke und durch dasselbe weder politische noch persönliche Zwecke. Aus allem diesen konnte denn nun wohl eine gut geordnete, verständige, ehrliche Arbeit hervorgehen, nicht aber auch eine geistreiche und als Fahne benutzbare, und es wäre unrecht gewesen, und wäre es auch heute noch, wenn andre Forderungen an mein Werk gestellt worden wären als sie nach dessen Art zulässig sind. In betreff der Zeit des Erscheinens der Schrift aber ist zu bemerken, daß alle die Erfahrungen, welche uns die letzten 40 Jahre im staatlichen und gesellschaftlichen Leben gebracht haben, noch nicht gemacht waren, daß an Probleme, welche jetzt in erster Reihe und als allbeherrschend vor uns stehen, am Ende der zwanziger Jahre noch kein menschlicher Scharfsinn denken konnte. So leicht es demnach ist, jetzt gegen mein württembergisches Staatsrecht den Vorwurf der Unvollständigkeit zu begründen, so wenig konnte zur Zeit seiner Veröffentlichung jemand auf diesen Gedanken kommen. Im Gegenteile wurde damals am entschiedensten hervorgehoben, daß sämtliche auf dem Gebiete des konstitutionellen Staatsrechtes irgendwo zur Sprache gekommenen Fragen Berücksichtigung gefunden haben. Wie dem allem nun aber sein mag, das Buch gefiel, wurde schnell verbreitet und viel besprochen, und meine Stellung als Staatsrechtslehrer war gemacht.

Eine verhältnismäßig bald notwendig gewordene zweite Auflage möglichst zu verbessern gab ich mir alle Mühe, und schon oft ist an mich das Verlangen gestellt worden, in einer dritten Bearbeitung die indessen vielfach eingetretenen Veränderungen in der württembergischen Verfassung und Verwaltung zu berücksichtigen. Ich habe mich dessen weigern müssen, da ich, seit dem Jahre 1847 aus Württemberg entfernt, den dortigen staatlichen Angelegenheiten allmählich fremd geworden und ich weder Zeit noch Kraft mehr hätte finden können, den unbewältigbaren Stoff der Gesetze und Verordnungen, vor allem aber der ständischen Verhandlungen, durchzuarbeiten und zu ordnen. Mein Buch ist allerdings jetzt zu einem bedeutenden Teile veraltet; allein ich habe jüngeren Kräften zu überlassen, das für ihre Zeit zu leisten, was ich für die meinige geleistet habe. Neidlos werde ich, falls ich ein solches Werk erleben sollte, sehen und anerkennen, wenn mein Nachfolger mich um so weit übertrifft, als ich mich einst vorangestellt habe.

Viele Jahre vergingen, ehe ich wieder etwas auf dem Gebiete des positiven Staatsrechtes veröffentlichte. Wunderlicherweise geschah es zweimal in meiner Eigenschaft als Bundestagsgesandter; beidemale ohne Namensnennung.

4. Denkschrift zur Begründung des von der Großherzoglich badischen Regierung in der hohen Bundesversammlung gestellten Antrages, betreffend die Kurhessische Verfassungsangelegenheit. Karlsruhe 1862. III u. 27 S. 4⁰.

5. Rechtliche und politische Erörterungen über die Bundesreformakte. Von einem Süddeutschen. Erlangen 1863. III u. 83 S. 8⁰.

Die erstere Abhandlung wurde auf meinen Vorschlag, aber amtlich anerkannt, zur Verteidigung eines freilich zunächst ganz erfolglosen badischen Antrages am Bunde zur Wiederherstellung der vom Kurfürsten willkürlich aufgehobenen hessischen Verfassung von 1831 von mir verfaßt.[1]) Die Arbeit war wohl keine mißlungene; allein sie ist längst mit den ganzen hessischen Verfassungshändeln der Vergessenheit verfallen und nicht der Mühe wert weiter, darüber zu reden.

Nicht viel anders verhält es sich mit der zweiten der vorstehenden Schriften. Auch diese wurde auf Verlangen der Regierung, richtiger des Großherzogs selbst, verfaßt zur Rechtfertigung einer politischen Haltung desselben. Großherzog Friedrich war nämlich auf dem von Oesterreich mit so vielem Lärmen und Prange ins Leben gesetzten, aber völlig in den Sand verlaufenden Fürstentage von 1863 als scharfer und beständiger Opponent gegen die österreichischen Anträge aufgetreten. Er legte Gewicht darauf, daß seine Motive öffentlich bekannt wurden, und so erhielt ich den Auftrag zu einer Veröffentlichung; der Stoff war mir, da ich die ganze Zeit über damit beschäftigt gewesen war, zur Hand, und die Ausarbeitung erfolgte rasch. Auch dieses Zeiterzeugnis ist längst verschollen und vergessen, wie die große Staatsaktion des Fürstentages selbst, so merkwürdig sie anzusehen gewesen war.

Endlich schlagen auch noch meine, nach aller menschlichen Wahrscheinlichkeit letzten schriftstellerischen Arbeiten wieder in das Gebiet des positiven Staatsrechtes ein. Es sind dies:

6. Das deutsche Reichsstaatsrecht. Rechtliche und politische Erörterungen. Tübingen 1873. XIV u. 408 S. 8⁰; und

7. Kritische Bemerkungen über die Wahlen zum deutschen Reichstage. Tübingen 1874. VIII u. 141 S. 8⁰.

---

[1]) In dem unten folgenden Abschnitt „Der Deutsche Bundestag von 1861 bis 1865“ ist die politische Lage, in welcher die Schrift verfaßt wurde, näher beleuchtet. Dasselbe gilt für die „Erörterungen“.

Die Veranlassung zu der ersteren Schrift war eine äußerliche, fast zufällige. Ich wurde dringend aufgefordert, für die Tübinger Zeitschrift für Staatswissenschaft wieder einmal einen Beitrag zu liefern. Das öffentliche Recht des neuen Deutschen Reiches schien mir ein geeignetes Thema, teils weil es noch wenig bearbeitet war, teils weil ich auch ohne Verfügung über eine große Bibliothek das Material beizuschaffen vermochte. So wollte ich denn eine oder einige Abhandlungen zu dem angegebenen Zwecke schreiben. Allein sie wuchsen mir unter der Feder sowohl an Zahl als an Umfang so an, daß der Abdruck für eine Zeitschrift fast erdrückend gewesen wäre und überdies bei der notwendigen Verteilung auf mehrere Hefte derselben zu lange Zeit in Anspruch genommen hätte. Ich entschloß mich daher zu abgesonderter Veröffentlichung. Eine systematische Arbeit war nie meine Absicht gewesen; teils schien mir die Zeit zu einem Werke dieser Art von bleibendem Werte noch nicht gekommen, teils war das unmittelbare Bedürfnis durch Rönnes Verfassungsrecht des Deutschen Reiches bereits notdürftig befriedigt. Ich wählte also nur einzelne, mir einer genaueren juristisch-politischen Prüfung besonders bedürftig erscheinende Gegenstände aus. Es sollte nur ein Beitrag zur richtigen Kenntnis und Beurteilung sein. Daß die Schrift großes Aufsehen gemacht hätte, kann ich nicht eben sagen; doch ist sie gut aufgenommen und in den größeren politischen Blättern vielfach und ausführlich besprochen worden, nicht ohne teilweise Polemik, aber im ganzen doch lobend. Es sei, wurde mehrmals ausgesprochen, die beste der bisher über das Reichsrecht erschienenen Schriften. Ob ich nicht, nachdem ich kurz darauf durch eigne Anschauung der Dinge im Reichstage eine lebendigere Anschauung erhalten konnte, manches modifiziert, zugesetzt, stärker betont hätte, mag dahingestellt sein.

Die zweite Schrift ist ebenfalls durch Teilnahme an der Zeitschrift für Staatswissenschaft veranlaßt worden. Ich entschloß mich, gleich nach Beendigung der ersten Session des Reichstags, welcher ich beigewohnt hatte, in einer Reihe von Artikeln einzelne Verhältnisse und Zustände der Versammlung genauer zu erörtern, Kritik zu üben, gelegentliche Verbesserungsvorschläge zu machen. Die erste dieser Abhandlungen betraf die völlig verkehrte Behandlung der Wahlprüfungen durch die Abteilungen und durch das Plenum. Ich war über die Unvernunft des Gebarens — ich gebrauche kein zu starkes Wort — ganz überrascht und hatte durch eine mir in meiner Abteilung übertragene Berichterstattung über eine sehr bestrittene Wahl so vielen Aerger und Zeitverlust zu ertragen, daß ich beschloß, dem Unfuge schonungslos entgegenzutreten. Da jedoch selbstredend die Zeitschrift nur von wenigen Mitgliedern des Reichstages gelesen werden mochte, so ließ ich auch einen besonderen Abzug als selbständige Schrift ausgeben. Meine Absicht, die Aufmerksamkeit auf den

faulen Fleck zu richten, gelang auch in der That. Ich erhielt vielfache Zustimmungen und Beglückwünschungen von Mitgliedern verschiedener Parteien, und am Schlusse der zweiten Session nahm der frühere preußische Justizminister v. Bernuth die Sache in die Hand, um einen formulierten Antrag auf Abänderungen der Geschäftsordnung zu beantragen. So wenig derselbe vollständig meiner Absicht entsprach, schloß ich mich doch demselben an, weil ich durch vielfachste Lebenserfahrung von der großen Weisheit des Satzes, daß „das Bessere der Feind des Guten" sei, überzeugt bin. Geschäftsüberladung hinderte die Behandlung des Antrages in der laufenden Sitzungsperiode; über den weiteren Verlauf wird die Zukunft Auskunft geben.[1])

II. Philosophisches Staatsrecht.

Ich habe über philosophisches Staatsrecht, das heißt über die Sätze, welche sich aus dem Wesen des Staates und seiner verschiedenen Arten mit logischer Notwendigkeit, aber ohne äußere Sanktion ergeben, viel nachgedacht und manches geschrieben, letzteres jedoch weniger in selbständigen Schriften, als teils in der Encyklopädie der Staatswissenschaften, teils in den Monographien über Staatsrecht, Völkerrecht und Politik. Von diesen Werken wird später überhaupt das Nähere zu melden sein, ich möchte jedoch hier zusammenfassen, was ich hinsichtlich meiner Arbeiten auf dem Felde des philosophischen Staatsrechtes überhaupt zu sagen habe.

Eine systematische Entwicklung der ganzen Disciplin bildet selbstverständlich einen wesentlichen Bestandteil der Staatswissenschaften. Eine solche habe ich aber nicht unternommen und nie beabsichtigt; wohl aber sind es hauptsächlich zwei Aufgaben gewesen, deren Lösung ich mich besonders zugewendet habe. Einmal die richtige Bestimmung des Staatsbegriffes und des daraus sich ergebenden Thätigkeitskreises des Staates. Zweitens die vollständige, doktrinäre und kritische Darlegung des modernen Repräsentativsystems sowohl in der Monarchie als in der Demokratie. Jene Frage habe ich bei verschiedenen Gelegenheiten bald kürzer, bald eingehender behandelt. So schon in der Einleitung zu dem württembergischen Staatsrechte und zur Polizeiwissenschaft, sodann in der Geschichte und Litteratur der Staatswissenschaften; hauptsächlich dann aber in der Encyklopädie. Das System der repräsentativen Staatsarten ist

---

[1]) Eine neue Redaktion der Geschäftsordnung des Deutschen Reichstages wurde von diesem, wenige Monate nach Mohls Tode, am 10. Februar 1876 beschlossen, und zwar wesentlich in der von letzterem bezeichneten Richtung (Meier a. a. O. 472 und Laband, Das Staatsrecht des Deutschen Reiches, 2. Aufl., I. 321).

sehr ausführlich in den Monographien erörtert, so zwar, daß die beiden Abhandlungen reichlich ein eignes Werk von beträchtlichem Umfange bilden würden.

In sachlicher Beziehung sei folgendes bemerkt:

Sobald ich angefangen hatte, mich mit den Wissenschaften vom Staate ernstlich zu beschäftigen und allmählich zu eignem Urteile gelangte, fand ich, daß in den allgemeinen Lehren über das Wesen des Staates und in den hieraus zu ziehenden Folgerungen sehr viel aufzuräumen, eine bedeutende Anzahl von Begehungs- und Unterlassungssünden zu verbessern sei, und diese Ueberzeugung befestigte sich nicht nur mit der Zeit, sondern sie dehnte sich auch mehr und mehr aus, namentlich durch das Studium der sozialistischen Litteratur. Ich fand aber, daß namentlich in drei Richtungen zu wirken sei. Einmal erschien es mir falsch und als eine Quelle von mannigfachen theoretischen und praktischen Irrtümern, daß fast nur ausnahmslos der Staat bloß dem Individuum gegenübergestellt wurde und man nur für nötig fand, deren gegenseitige Beziehungen festzustellen, während doch zwischen der Lebenssphäre des einzelnen und des Staates eine ganze Reihe von thatsächlich und unbestreitbar auch rechtlich bestehenden Organisationen vorhanden waren, deren begriffliche Feststellung erst das Wesen des Staates in seiner Eigentümlichkeit hervortreten ließ und welche so gut wie der einzelne in Wechselbeziehungen mit dem Staate standen. So die Familie, der Stamm und die Nationalität, die Gemeinde, die Gesellschaft. Ich drang auf die Beachtung dieser Verhältnisse, namentlich mehr und mehr auf die wissenschaftliche Bearbeitung der Gesellschaft. Schließlich kam ich zu der festen Ansicht, daß das Staatsrecht und überhaupt die Staatswissenschaft vollkommen zu trennen sei von der Lehre von der Gesellschaft, und daß diese letztere ein der Staatswissenschaft ganz ebenbürtiges und ebenso umfangreiches System von Disciplinen bilde, also ein Recht, eine Politik, eine Moral. Nur auf diese Weise, so stand es bei mir fest, könne eine Unzahl von unklaren Begriffen und Forderungen aus den Staatswissenschaften, namentlich aus dem Staatsrechte, entfernt und eine Reihe von neuen wichtigen Forderungen an den Staat aufgestellt und erwiesen werden. Zweitens war mir von Anfang an klar, daß die gewöhnliche, bis auf Herodot und Aristoteles hinaufgehende Einteilung der Staaten eine durchaus ungenügende und sogar im Grundgedanken falsche sei, weil sie nur die äußere Regierungsform, in der Regel sogar geistlos-arithmetisch, ins Auge faßte, nicht aber die innere Verschiedenheit des Begriffes und Zweckes des staatlichen Zusammenlebens. Ich bemühte mich also, diese wesentlichen Verschiedenheiten der Staaten, wie sie schon geschichtlich ins Leben getreten war, zu begreifen und darauf eine neue Einteilung zu gründen. Ich war freilich nicht der erste, welcher an der

aristotelischen Dreiteilung Anstoß nahm und sie zu verbessern suchte; allein niemand war doch, meiner Auffassung nach, tief genug eingedrungen, und keine der versuchten Einteilungen umfaßte die Gesamtheit nicht etwa bloß der möglichen, sondern der thatsächlich vorhandenen oder vorhanden gewesenen Staaten. Am meisten hatte ich den freilich einseitigen und teilweise verkehrten Erörterungen Hallers in seiner „Restauration der Staatswissenschaft" zu danken. — Drittens endlich entstand für mich aus den beiden besprochenen Aenderungen in dem bisher üblichen Systeme der Staatswissenschaften die Notwendigkeit, den Begriff des Staates richtiger zu fassen, namentlich also ihn einerseits so zu beschränken, daß ihm nicht auch andre Gestaltungen des menschlichen Lebens untergeschoben und zur Besorgung zugewiesen würden, andrerseits aber ihn so weit zu stellen, daß alle Gattungen und Arten von Staaten Raum unter ihm fanden.

Waren die bisher besprochenen Arbeiten, im wesentlichen wenigstens, theoretischer Art, indem erst die aus den festzustellenden Sätzen abzuleitenden Folgerungen von Bedeutung für das Leben sein konnten, so verhielt es sich umgekehrt mit den Untersuchungen über die Staatsformen, welche Volksvertretung zur Anwendung bringen. Natürlich hatten auch hier genauere Begriffsbestimmungen oder sonstige allgemeine Grundsätze einen wissenschaftlichen Wert, in der Hauptsache aber handelte es sich doch von Gegenständen, welche von unmittelbarer Bedeutung für das Leben in den betreffenden Staaten sind. So zum Beispiel in den Abhandlungen über die rechtliche Bedeutung verfassungswidriger Gesetze, über den Auslegungswert ständischer Protokolle, über Petitionsrecht, Geschäftsordnung und so weiter, besonders dann aber in betreff der ausführlichen Erörterung über die Licht- und Schattenseiten des bestehenden Systemes der Repräsentation und über die Verbesserungen, richtiger gesprochen die Umgestaltung desselben. Meine Erörterungen umfassen also nicht das ganze Gebiet des konstitutionellen Staatsrechtes; ich wollte nur einzelne wichtige Gesichtspunkte oder vielbewegte Streitfragen erörtern; so weit sie aber gehen, sind sie die Frucht einer lebenslangen Beschäftigung mit dem Gegenstande und einer fünfundzwanzigjährigen praktischen Erfahrung. Einige Beachtung können sie also wohl in Anspruch nehmen.

Diese ist ihnen denn auch geworden, so wie den oben besprochenen mehr theoretischen Erörterungen. Allerdings nicht bloß Beifall. Namentlich mein Begriff der Gesellschaft und die Forderung einer vollständigen Trennung der Gesellschafts- und der Staatswissenschaften wurden lebhaft bekämpft von Bluntschli, Schäffle, Treitschke und einer Anzahl jüngerer Männer,[1])

[1]) Neuestens (1900) von Jellinek in seiner Schrift „Das Recht des modernen Staates" I. 81 u. 91.

und auch jetzt noch ist die Polemik nicht zur Ruhe gekommen. Sowohl Hegelsche als namentlich Krausesche Philosophie werden ins Feuer geführt. Mein Name hat dabei gewonnen, allein meine Lehre keineswegs einen entschiedenen Sieg errungen. Offenbar wäre nicht nur das beste, sondern auch das einzige Mittel der Widerlegung die Ausarbeitung eines durchgeführten Systems der Gesellschaftswissenschaften, und ich habe mich auch lange mit dem Gedanken an eine solche getragen; allein ich besitze nicht mehr die nötige Kraft, höchst wahrscheinlich auch nicht mehr die Zeit, eine solche weitaussehende Aufgabe durchzuführen.

Die Zahl meiner selbständigen philosophisch staatsrechtlichen Schriften ist nicht groß, und es stehen dieselben eigentlich hart an der Grenze des positiven Staatsrechtes. Dieselben sind:

8. Diss. inaug. sistens discrimen ordinum provincialium et constitutionis repraesentativae. Tub. 1821. 46 S. 8⁰.

Meine Doktordissertation, welche sich nicht eben viel über das gewöhnliche Maß solcher Schriften erhebt. Doch darf ich zur Rechtfertigung der Wahl des Gegenstandes bemerken, daß der erörterte Unterschied zwischen mittelalterlichen Landständen und neuen Repräsentativversammlungen, welcher jetzt von keinem Menschen mehr bestritten ist, vor 50 Jahren noch keineswegs anerkannt war.

Von größerer Bedeutung ist:

9. Die Verantwortlichkeit der Minister in Einherrschaften mit Volksvertretung, rechtlich, politisch und geschichtlich entwickelt. Tübingen 1837. XVI u. 426 S. 8⁰.

Die Feststellung einer strafrechtlichen Verantwortlichkeit für schuldhafte Verfassungsverletzungen, begangen von leitenden Staatsmännern, ist eine allgemein anerkannte Notwendigkeit für die konstitutionelle Monarchie. Alle Grundgesetze sprechen das Prinzip aus. Allein ebenso unzweifelhaft ist die große Schwierigkeit einer richtigen Organisation, namentlich für kleinere Staaten, welchen ein zahlreiches und mit großem Ansehen bekleidetes Oberhaus fehlt. Daher denn teils die Verschiedenheit, teils die Mangelhaftigkeit der zahlreichen Gesetze und Gesetzesentwürfe, welche bis in die jüngste Zeit herab bald da, bald dort den Grundsatz zu entwickeln und anwendbar zu machen beabsichtigen. Daher denn aber auch die zahlreichen schriftstellerischen Versuche zur theoretischen Ordnung der Frage, welche ebenfalls bis in die Gegenwart herabreichen. — Auch ich fand mich denn berufen, mein Scherflein beizutragen, und zwar mittelst einer ausführlichen sowohl juristischen als politischen Erörterung aller denkbaren einzelnen Fragen. Meine Arbeit ist die ausführlichste über den Gegenstand; ob auch die beste,

weiß ich selbst nicht zu sagen. Soviel ist mir allerdings später allmählich klar geworden, daß ich die Aufgabe trotz aller Ausführlichkeit meiner Darstellung nicht in ihrem vollen Umfange aufgefaßt habe. Neben der strafrechtlichen Verantwortlichkeit der Minister besteht nämlich auch eine politische und zwar gegenüber den Kammern, welche sich nicht in der Form einer Anklage und eines gerichtlichen Urteils entwickelt, sondern mittelst parlamentarischer Angriffe auf Fähigkeit oder guten Willen geltend gemacht und durch direkt oder indirekt tadelnde Mehrheitsbeschlüsse entschieden wird. Diese politische Verantwortlichkeit ist nicht nur die viel leichter anwendbare und unvergleichbar häufiger angewandte Art der Rechenschaftsforderung, sondern sie ist auch eine notwendige Ergänzung des gerichtlichen Verfahrens. Diese ganze Seite des Gegenstandes habe ich nun nicht nach Gebühr ins Auge gefaßt. Zu einiger, wenn auch nicht ausreichender Entschuldigung kann ich etwa geltend machen, daß zur Zeit der Abfassung meines Buches die Lehre von dem parlamentarischen Systeme, das heißt von der Besetzung der Ministerien aus der jeweiligen Mehrheit der Kammern, noch wenig besprochen und noch weniger verstanden war; auch von mir nicht. Nun aber ist dieses System der Mehrheitsministerien eine notwendige Ergänzung der politischen Verantwortlichkeit, welche sonst keine greifbare Spitze und kein praktisches Ergebnis hat. Ich sehe daher selbst mein Werk, so fleißig es bearbeitet und so mannigfach in demselben Wissen und Scharfsinn angewendet sein mag, nicht als ein gelungenes, am wenigsten als eine staatsmännische Arbeit an. Ich hätte sie in späteren Jahren entweder gar nicht oder anders verfaßt.

III. Polizeiwissenschaft.

Als ein Beweis meines Fleißes und meiner Arbeitskraft in meinen besten Jahren mag es gelten, daß ich kaum fünfviertel Jahre nach der Beendigung des württembergischen Staatsrechtes schon wieder mit dem ersten Bande eines umfassenden Werkes und zwar aus einem ganz verschiedenen Teile der Staatswissenschaft vor das Publikum treten konnte. Zwar war auch hier durch eine während einer Reihe von Jahren wiederholte Vorlesung vorgearbeitet, allein das für diese bestimmte Heft bedurfte doch einer sehr gründlichen Umarbeitung und Ergänzung. Dieses Werk war denn aber:

10. Die Polizeiwissenschaft nach den Grundsätzen des Rechtsstaates. Tübingen 1832—34. 8°. Bd. I 579 S., Bd. II 550 S., Bd. III unter dem Titel: System der Präventivjustiz oder Rechtspolizei, 586 S. — Zweite umgearbeitete Auflage 1844—45. Bd. I 619 S.,

Bd. II 607 S., Bd. III 582 S. — Dritte, vielfach veränderte Auflage, 1866. Bd. I 688 S., Bd. II 632 S., Bd. III 648 S.

Keines meiner Bücher ist so weit verbreitet — auch im Auslande, namentlich in Rußland und Ungarn — und wird auch im praktischen Leben so viel gebraucht als dieses. Es hat die gesamte frühere Litteratur über den Gegenstand vollkommen beseitigt (was freilich kein großes Lob an sich ist, angesehen die trostlose Grundsatz- und Gedankenlosigkeit der früheren Handbücher der Polizeiwissenschaft), und es hat auch bis jetzt keinen Nachfolger erhalten, welcher seinerseits an die Stelle getreten wäre. Der von L. Stein in der zweiten Abteilung seiner „Verwaltungslehre" genommene Anlauf ist nach einer Reihe von Bändchen ins Stocken geraten. Ich glaube sagen zu dürfen, daß diese Anerkennung nicht unverdient ist. Es sind namentlich vier Vorzüge, welche ich in Anspruch nehmen kann.

Erstens die Feststellung eines klaren wissenschaftlichen Begriffes der Polizei, damit aber auch eine grundsätzliche, positive und negative Bestimmung ihrer Aufgabe und ihres Wirkungskreises, also eine richtige Einordnung in den gesamten Staatsorganismus. Möglich, daß in diesen Bestimmungen nicht alles ganz richtig ist und da und dort eine Verbesserung angebracht werden kann; allein jedenfalls ist die willkürliche und grundsatzlose Behandlung der einzelnen Geschäfte der Polizei für immer unmöglich gemacht. — Zweitens die rücksichtslose Ausscheidung aller nicht der Polizei, sondern der Rechtspflege zugehörigen Aufgaben. In dieser Beziehung bestand die gedankenloseste Verwirrung und Folgewidrigkeit, und zwar nach mehr als einer Richtung. Ein guter Teil des Strafrechtes, nämlich alle kleineren Rechtsvergehen, war unter dem Vorwande, daß sie Polizeivergehen seien oder weil sie, ebenfalls durchaus folgewidrig, Polizeibehörden zur Aburteilung zugewiesen waren, der Polizei zugeschrieben. Es war ihr ferner, infolge der falschen Begriffsbestimmung, daß die Polizei künftigen Uebeln aller Art vorzubeugen habe, die Verhinderung vieler, übrigens, auch wieder ganz folgewidrig, nicht aller, drohender Rechtsverletzungen zur Aufgabe gemacht. In Beziehung auf die sogenannte freiwillige Gerichtsbarkeit bestand gar kein Prinzip einer Zuteilung; sie war teils der Justiz, teils der Polizei zugeteilt, somit ohne gemeinschaftliche oberste Grundsätze. Hier habe ich durch die Aufstellung eines eignen Systems der Präventivjustiz Klarheit und Ordnung geschafft; allerdings zunächst nur in der Wissenschaft und nur mit sehr teilweisen Folgen in den positiven Staatsorganismen. — Drittens kann meine Arbeit den Anspruch machen, in allen ihren einzelnen Teilen sorgfältig ausgeführt zu sein und auf dem neuesten Stande der Litteratur und der Erfahrung zu stehen. Ich gab mir die äußerste Mühe, die zum Teil höchst zahlreichen Monographien in allen Sprachen über die verschiedenen Aufgaben beizubringen, ihren Inhalt

kritisch zu sichten und unter allgemeine Grundsätze zu stellen. Namentlich ist die zweite Auflage in dieser Beziehung jeder billigen Anforderung gerecht (in der dritten mag ich nicht mehr in allen Beziehungen gleichmäßig ergänzt haben). — Viertens endlich hat dem Werke niemand eine logische, übersichtliche und einfache Systematisierung des Stoffes bestritten. Sie ist denn auch ganz allgemein zur Anwendung gekommen.

Hiermit soll denn freilich nicht gesagt sein, daß meine Darstellung in allen Punkten Beifall fand und daß es ohne Streit abging. Teils wurde an der allgemeinen Begriffs- und Zweckbestimmung gemäkelt; namentlich infolge verschiedenartiger Feststellung des Staatsbegriffes; doch geht dies schließlich kaum über Wortstreit und kleinliche Rechthaberei hinaus. Teils und hauptsächlich aber hat die Ausscheidung aller Rechtsaufgaben aus dem Gebiete der Polizei und besonders die Aufstellung eines eignen Systems der Präventivjustiz lauten Widerspruch gefunden, sowohl bei Theoretikern als namentlich bei praktischen Staatsmännern, welche dadurch in ihren Gewohnheiten und hergebrachten Anschauungen gestört wurden, sich überdies vor einer Veränderung in dem Behördenorganismus scheuten. Die kleineren Rechtsverletzungen sollten Polizeivergehen bleiben und heißen; höchstens verstand man sich dazu, sie eignen Gerichtsbehörden zuzuweisen (womit denn freilich die Hauptsache zugegeben war). Auch wollte man gern die betreffenden Strafbestimmungen kodifizieren, allein einmal nur unter der Benennung von Polizeistrafgesetzbüchern, sodann mit Untermischung von Vergehen gegen unzweifelhaft polizeiliche Anordnungen. Von einer Verhinderung drohender Rechtsverletzungen durch Justizbehörden (nicht Gerichte) wollte man nichts wissen; sei es, was wenigstens einen Sinn hätte, wenn es wahr wäre, weil es unpraktisch sei; sei es aus eigensinnigem Kleben an der gedankenlosen Behauptung, daß dies Polizeisachen seien. Endlich behielt man den hergebrachten Teil der sogenannten freiwilligen Gerichtsbarkeit (welche weder Gerichtsbarkeit noch freiwillig ist) bei der Justiz, andre gleichartige Aufgaben ließ man aber der Verwaltung, das heißt der Polizei. Ich gestehe, daß dieses Festhalten an offenbarer Folgewidrigkeit und Gedankenlosigkeit ganz unbegreiflich ist, und vermag die Unrichtigkeit meiner hinsichtlich der Präventivjustiz aufgestellten Sätze so wenig zuzugeben, als daß zwei mal zwei nicht vier ist. Vielleicht ist es eine Schrulle von mir, aber sie ist wenigstens logisch konstruiert.

Doch dem sei wie ihm wolle, jedenfalls haben diese teilweisen Meinungsverschiedenheiten der Anerkennung meiner Arbeit im ganzen nicht geschadet, und ich habe alle Ursache, mit dem zufrieden zu sein, was mir zu teil geworden ist.

IV. Geschichte.

Obgleich Geschichte immer ein Lieblingsstudium von mir war und ich in größeren Abteilungen der neueren politischen Geschichte, namentlich der Memoirenlitteratur, wohl mehr als gewöhnliche Kenntnisse besitzen mag, bin ich doch als Schriftsteller in diesem Fache nur mit einigen ganz untergeordneten Arbeiten aufgetreten.

11. Theilnahme Friedrichs des Großen an den Streitigkeiten zwischen Herzog Karl von Württemberg und den Ständen des Landes. Eine Sammlung von ungedruckten Briefen des Königs und andern Aktenstücken. A. u. d. T. Beiträge zur Geschichte Württembergs. Eine Sammlung von bisher ungedruckten Quellen. Bd. I. Tübingen 1831. 332 S. 8⁰.

Mein Vater war im Besitze einer Sammlung von Schriftstücken aus dem Archive einer früheren preußischen Gesandtschaft in Stuttgart, welche sich auf den Kampf der württembergischen Landstände gegen die Regierungsmißbräuche des bekannten Herzogs Karl bezogen. Sie waren von Interesse teils für die Landesgeschichte, teils für eine erweiterte Kenntnis der Thätigkeit des großen Königs. Ich ließ sie daher, unter Vorausschickung einer längeren, scharf gegen den Herzog gerichteten Einleitung, drucken. Ein zweiter Band sollte Aktenstücke in betreff des Anfang des 18. Jahrhunderts[1]) in Stuttgart gehängten Finanzministers, des sogenannten Juden Süß, enthalten, erschien jedoch nicht. Ich gab die Sache auf, da ich einsah, daß ich Besseres zu thun vermöge, auch das Unternehmen nur mäßige Teilnahme fand.

12. Geschichtliche Nachweisungen über die Sitten und das Betragen der Tübinger Studierenden während des 16. Jahrhunderts. Tübingen 1835. 4⁰. Zweite (richtiger dritte) Auflage. Tübingen 1871. 79 S. gr. 8⁰.

Ich hatte als Rektor der Universität Tübingen im Jahre 1835 ein Programm an des Königs Geburtstag zu verfassen und kam auf den Gedanken, aus den in der Universitätsregistratur befindlichen Schriftstücken und Protokollbänden die frühesten Nachrichten über das Studentenleben auszuziehen. Die Arbeit war mühselig, allein sie fand, namentlich in der Studentenwelt, großen Beifall, so daß, außer der ursprünglich amtlichen Ausgabe, mehrere weitere Auflagen gemacht werden mußten. Eigne Ausführungen von mir selbst sind nicht beigegeben.

---

[1]) Im Jahre 1738.

13. Beschreibung der feierlichen Legung des Grundsteines zu dem neu zu erbauenden Universitätsgebäude in Tübingen. Tübingen 1841. 28 S. Fol.

Die Erbauung eines neuen Universitätsgebäudes in Tübingen war zum großen Teil von mir durchgesetzt;[1]) ich war auch zur Zeit der Grundsteinlegung durch den damals in Tübingen studierenden Kronprinzen Karl von Württemberg, den jetzigen König, Rektor. Ich erachtete es daher für meine Aufgabe, die näheren Umstände in einer Gelegenheitsschrift festzuhalten. Von wissenschaftlichem Werte ist dabei keine Rede.

V. Litteraturgeschichte und Kritik.

Eine meiner Lieblingsbeschäftigungen, und zwar während meines ganzen Lebens, wenn auch mit zeitweisen und längeren Unterbrechungen, war litterarische Kritik, namentlich in Uebersichten über größere oder kleinere Büchermengen. Es wäre mir weder möglich, noch hätte es irgend ein Interesse, alle Aufsätze dieser Art oder auch nur die Zeitschriften, an welche ich sie gab, genau anzuführen. Es stehen Arbeiten von mir in der Jenaer Litteraturzeitung, sehr viele und während langer Jahre in der Augsburger Allgemeinen Zeitung und den eine Zeitlang erscheinenden Monatsblättern derselben, in den Heidelberger Jahrbüchern, in der Deutschen Vierteljahrsschrift. Sodann nahm ich mehr oder weniger Anteil an der Tübinger Kritischen Zeitschrift für Rechtswissenschaft, an dem Kriminalarchive, an Mittermaiers Kritischer Zeitschrift für vergleichende Rechtswissenschaft, an der noch bestehenden Tübinger Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft. Bei den beiden Tübinger Zeitschriften, zu deren Gründung ich wesentlich beigetragen hatte, besorgte ich längere Zeit hindurch die Redaktion unter gehörigem Anteil an den Plackereien und Verdrießlichkeiten einer solchen Aufgabe. — Ob eine solche Beschäftigung im ganzen sehr ersprießlich ist für einen jungen Mann, mag dahingestellt bleiben. Einerseits wird man allerdings zu genauerem Eingehen auf wichtige Schriften und auf neue Gedanken veranlaßt; man kann falsche Richtungen und Ansichten schnell und in auffallender Weise bekämpfen, auf Gutes aufmerksam machen, man bringt seinen Namen oft in die Erinnerung nicht nur der Fachgenossen, sondern wohl auch eines größeren Leserkreises; allein andrerseits wird viele Zeit auf flüchtige und bald vergessene Erzeugnisse verwendet; man giebt Geist und Wissen in kleiner Münze aus, macht sich wohl noch bittere Feinde. Ich weiß daher nicht, ob ich, wenn ich das Leben mit meinen

---

[1]) Vgl. oben S. 164—165.

jetzigen Erfahrungen noch einmal zu beginnen hätte, wieder litterarische Kritik üben würde; die Redaktion einer Zeitschrift übernähme ich in keinem Falle mehr. Im übrigen haben die in Frage stehenden Arbeiten mir, wie ich glaube, im ganzen nicht geschadet. Man war mit der offenen Ehrlichkeit des Urteils, mit der Frische der Darstellung und namentlich auch mit der vielfachen Belehrung über auswärtige Litteratur zufrieden. Doch hat diese ganze ausgedehnte Schriftstellerei für mich namentlich den Wert, daß sie mir den ersten Gedanken zu meinem sogleich zu erwähnenden großen litterargeschichtlichen Werke gab und auch einen nicht unbeträchtlichen Teil seines Inhaltes lieferte.

Selbständig erschienener Schriften auf diesem Gebiete sind es zwei:

14. Die Literatur des gesammten württembergischen Rechtes aus dem letzten Jahrzehnt, historisch-kritisch dargestellt von R. Mohl, C. Scheurlen, C. G. Wächter. Stuttgart 1830. 356 S. 8°.

Es ist dies eine auch als eignes Werk erschienene Abteilung der Tübinger Kritischen Zeitschrift, welche ich mit meinen Freunden Scheurlen und Wächter insofern gemeinschaftlich verfaßte, als jeder von uns den in seine besonderen Fächer einschlagenden Abschnitt ausarbeitete. Mir fielen die allgemeinen Schriften und die aus dem Staats- und Kirchenrechte zu, etwa ein Dritteil des Ganzen. Die Aufzählung der zu besprechenden Schriften ist sehr vollständig und die Beurteilung, von allen dreien, frisch von der Leber weg. Daß wir uns in den engen Verhältnissen des kleinen Landes und im täglichen Verkehre mit vielen der von uns Beurteilten stehend, manche Feinde machten, ist selbstverständlich. Wir bekümmerten uns aber wenig darum und trösteten uns mit dem Aufsehen, welches das kecke Unternehmen machte. Jetzt ist das Ganze längst verschollen.

Letzteres ist denn allerdings nicht der Fall in betreff meines ausführlichen, ich darf wohl sagen großen, litterarisch-kritischen Werkes, nämlich:

15. Die Geschichte und Literatur der Staatswissenschaften. In Monographieen dargestellt. Bd. I 599 S., Bd. II 602 S., Bd. III 851 S. Erlangen 1855—1858. Lex. 8°.

Nicht nur ist dieses Buch weit verbreitet, auch außerhalb Deutschlands, und wird es vielfach benützt, sondern es ist auch — natürlich einzelne Kritiken dieser oder jener Abhandlung abgerechnet — allgemein mit großem Beifall aufgenommen worden. Vielen gilt es als meine beste Arbeit, und einstimmig wird die, wie man sagt, fast unbegreifliche und niemandem als mir in diesem Grade zustehende Kenntnis der staatswissenschaftlichen Litteratur gelobt. Ich habe mir wenigstens Mühe gegeben,

eine solche Anerkennung zu verdienen. Mehr den Anstoß zu dem Werke als die stoffliche Grundlage desselben gaben die im Vorstehenden bereits erwähnten kleineren und größeren kritischen Uebersichten über die Litteratur einzelner Teile der Staatswissenschaften, welche ich im Verlaufe einer längeren Reihe von Jahren in verschiedenen Zeitschriften veröffentlicht hatte. Um ein gleichförmiges und das ganze Gebiet der Staatswissenschaften umfassendes Ganzes zu bilden, reichten dieselben jedoch nicht entfernt aus, und auch die vorhandenen Bruchstücke mußten überarbeitet, ergänzt, gleichmäßig gestaltet werden; die Hauptsache war ganz neu auszuarbeiten. Ich darf mir das Zeugnis geben, daß ich während einer Reihe von Jahren mit großer Thatkraft, intensivster Anstrengung und unermüdet mein Ziel verfolgte. Auch brachte ich nicht geringe Opfer. Ich hielt mich wochen- und monatelang am Sitze großer oder für meine Zwecke besonders brauchbarer Bibliotheken auf, so in Göttingen, Hamburg, Paris (hier zweimal); ließ mir viele Hunderte von Bänden weither zur Benützung kommen, namentlich von Berlin, München, Stuttgart. Ich setzte sogar mein Augenlicht daran, indem ich mir durch übermäßiges Lesen und Schreiben ein hartnäckiges Uebel zuzog, welches mit gänzlicher Erblindung des linken Auges endigte, mich aber nicht an der Vollendung der Arbeit hinderte, zu welcher ich mich dem Diktieren zuwendete. Das Ergebnis war denn aber nicht etwa bloß eine so oder so geordnete Aufzählung von Büchertiteln; nicht einmal bloß eine Beurteilung der einzelnen Schriften, sondern eine Reihenfolge von zwanzig zum Teil sehr ausführlichen Monographien über einzelne Teile der Staatswissenschaften, in welchen ich allerdings die einschlagende Litteratur in möglichster Vollständigkeit aufführte, auch womöglich jedes einzelne Buch kürzer oder weitläufiger beurteilte, hauptsächlich jedoch den Gegenstand selbst und die ganze Art seiner bisherigen wissenschaftlichen Bearbeitung einer kritischen Darstellung unterzog. Auf diese Art entstand freilich keine die Gesamtheit der Staatswissenschaften gleichmäßig umfassende Litteraturgeschichte, obgleich nicht eine einzige derselben ganz übergangen ist; es sind nur Bruchstücke eines solchen Ganzen, wie sie nur teils das Interesse an dem Gegenstande, teils die zufällige subjektive Vertrautheit mit einer Disciplin an die Hand gab, und ich will gern zugeben, daß hier noch sehr viel zu thun übrig gelassen ist. Dennoch bereue ich nicht, nur in dieser Weise gearbeitet zu haben. Ich halte es für geradezu unmöglich, daß einer eine vollständige Geschichte und Litteratur aller Staatswissenschaften in tüchtiger eigner Arbeit, mit gleicher Sachkenntnis und gereiftem Urteile zu liefern vermöge. Es würden Jahrzehnte und Reisen durch ganz Europa dazu gehören; ein älterer Mann hat hierzu nicht die Zeit und die Kraft, ein jüngerer nicht die Kenntnisse und die Uebersicht, die wenigsten hätten die äußeren

Mittel. Mein Plan ließ mir die Möglichkeit, diejenigen Teile auszuwählen, in welchen ich etwas Neues und etwas Gediegenes zu sagen vermochte. Auch hatte ich den Vorteil, besonders wichtige oder ansprechende Nebenpunkte herauszuheben und ausführlich bearbeiten zu können, und gerade in diese Kategorie gehören unzweifelhaft diejenigen Abschnitte meines Werkes, welche am meisten Beifall gefunden haben. So zum Beispiel die Abhandlungen über die Staatsromane, über die Denkwürdigkeiten und Briefsammlungen englischer Staatsmänner, über die Macchiavelli-Litteratur, die Schilderungen zwölf deutscher Staatsgelehrter.

Ich kann und will hier die einzelnen Monographien nicht kritisch besprechen, sondern nur andeuten, welche mir am besten gelungen zu sein scheinen und welche ich für die schwächsten erachte. Zu den ersten rechne ich, außer den ebengenannten, fast als Exkurse zu bezeichnenden Abschnitten, vor allem die Besprechungen der Bearbeitungen des positiven Staatsrechts von Deutschland, Frankreich, England, der Schweiz und der Vereinigten Staaten von Nordamerika und etwa die über Völkerrecht. Als solche, welche Bedeutendes zu wünschen übrig lassen, die Geschichte der politischen Oekonomie, die allgemeine Litteratur der Politik, und die Aufzählung der für staatswissenschaftlichen Stoff bestimmten Jahresschriften. Ueberhaupt sehe ich jetzt wohl ein, daß der dritte Band, ausgenommen die Besprechung des positiven französischen Staatsrechtes und die Macchiavelli-Litteratur, den beiden ersten an Durchdenkung und sorgfältiger Darstellung nachsteht.

Ich bin nicht selten darum befragt worden, wie ich die unzählige Menge von Büchern kennen gelernt, zusammengebracht, geordnet und bearbeitet habe. Durch Erfahrung belehrt, bildete ich allmählich ein streng methodisches Vorgehen aus. Als oberster Grundsatz stand fest, daß ich mich zu gleicher Zeit immer nur mit dem Gegenstande *einer* Monographie beschäftige, auf diesen dann aber meine ganze Kraft und Zeit verwende. Die Arbeit aber eröffnete ich mit einer doppelten Operation. Einerseits suchte ich aus den mir in Heidelberg (wo ich mich während der ganzen Ausarbeitung des Werkes aufhielt) zur Verfügung stehenden Bibliotheken, also aus meiner eignen, damals ganz beträchtlichen, der Universitätsbibliothek und denen einiger Freunde, die in das Fach einschlagenden Bücher zusammen; andrerseits entwarf ich mit Hilfe der allgemeinen oder besonderen bibliographischen Mittel ein alphabetisches Verzeichnis der weiteren, mir nicht unter der Hand befindlichen Werke. Während ich nun anfing, die ersteren zu bearbeiten, schickte ich das Verzeichnis gleichzeitig an eine Anzahl großer Bibliotheken, namentlich an die Berliner, Göttinger, Münchener, Tübinger und so fort, und bat, diejenigen der verzeichneten Bücher, welche vorhanden seien, mit einem Zeichen zu versehen und mir alsdann die Liste wieder zuzusenden. Diese Bitte wurde, wie ich noch jetzt dankbar anerkenne,

immer bereitwilligst erfüllt, und ich kam auf diese Weise zu einer Uebersicht über das erreichbare Material. Nur ganz selten war ein Buch nicht irgendwo vorhanden. Nun verteilte ich meine Verlangen unter die befragten Sammlungen und bat um Zusendung, welche dann ebenfalls anstandslos erfolgte, so daß mir von allen Seiten Bücher zuströmten. Lernte ich im Verlaufe der Arbeit noch weitere einschlagende Schriften kennen, so wiederholte ich das Verfahren. Das einzelne Werk aber behandelte ich auf folgende Weise. Ob ich es genau las oder mich nur im allgemeinen mit dem Inhalte und der Behandlungsweise bekannt machte, hing von dem Gegenstande, dem Namen des Verfassers, dem Umfange und so weiter ab. Jedenfalls aber zeichnete ich den Titel und mein Urteil über die Leistung auf einem losen Blatte, deren ich in gleicher Form immer einen Vorrat vor mir hatte, auf; immer nur eine Schrift auf einem solchen Blatte. Wenn der ganze Büchervorrat auf diese Weise durchgegangen war, entwarf ich ein Schema für die Monographie, legte die Blätter in der Ordnung desselben und begann nun die eigentliche Ausarbeitung. War auf diese Weise eine Anzahl von Monographien fertig, so reiste ich mit denselben an den Sitz einer großen Bibliothek und ging hier nun, womöglich in den Büchersälen selbst, das Vorhandene vergleichend mit meiner Darstellung durch. Gewöhnlich war die auf diese Weise gewonnene Ergänzung ganz beträchtlich. Nicht selten machte ich die Erfahrung, daß ein ganz namhaftes Buch, welches nach den von mir auf den Bibliotheken eingezogenen Nachrichten aller Wahrscheinlichkeit nach nur in einer derselben sich befand, vor mir noch gar nicht benutzt war.

Ist aber das Ergebnis dieser großen, anstrengenden, kostspieligen Arbeit ein entsprechendes? Es ist zu unterscheiden. Für die Zeit der Erscheinung des Werkes war dem so. Der Eindruck, welchen dasselbe machte, war ein ganz bedeutender und der aus ihm zu ziehende Nutzen ein unverkennbarer. Anders verhält es sich aber mit späteren Zeiten, welche vielleicht zum Teil schon begonnen haben. Es liegt in der Natur der Sache, daß die Dauer der Brauchbarkeit der einzelnen Abschnitte eine wesentlich verschiedene ist. Wo ein geschichtlich abgeschlossener Gegenstand behandelt ist, zum Beispiel die Biographie eines Staatsgelehrten, die Frage über Macchiavelli und dergleichen, bleibt das Gesagte für immer in dem Werte, den es von Anfang an hatte. Möglicherweise können allerdings später noch einzelne neue Schriften über ein solches Thema erscheinen; allein dies wird selten vorkommen, und jedenfalls kann ein solcher späterer Beitrag von einem kundigen Leser leicht eingereiht werden. Solche Monographien dagegen, deren Aufgabe es war, die Litteratur eines bestimmten Teiles der Staatswissenschaft, welcher noch in täglicher Anwendung und somit in beständiger weiterer Bearbeitung ist, bis zum

Augenblicke der Abfassung der Abhandlung kennen zu lehren, müssen notwendig mit der Zeit veralten. Je länger sie bestehen, desto größer ist die Zahl der neu hinzugekommenen Schriften, und desto wahrscheinlicher ist es, daß sich unter diesen auch solche befinden, welche den Zustand der wissenschaftlichen Bearbeitung ändern. Hier könnten nur immer neue Auflagen abhelfen; allein an solche ist bei einem Werke von dem Umfange und dem Preise eines Werkes wie das meinige ist, nicht zu denken; und es wäre sehr die Frage, ob der Verfasser noch die Kraft und den Eifer hätte, solche Nachbesserungen in der gleichen Weise aufzusuchen und zu beurteilen, welche er bei dem ersten Entwurfe anwendete. Man muß sich also nicht mit der Hoffnung schmeicheln, ein für alle Zeit brauchbares Hilfsmittel geliefert zu haben, sondern sich mit dem Ehrgeize begnügen, ein getreues Bild der Litteratur zur Zeit der Bearbeitung des Werkes zu entwerfen. Auch eine solche Feststellung hat allerdings den bleibenden Nutzen, daß sie einen Beitrag giebt zur Kenntnis eines Teiles der Gesittung zu einer bestimmten Zeit; allein ein solcher Nachweis ist doch nur ein untergeordnetes und nur gelegentlich zur Anwendung kommendes Verdienst. Darüber habe ich mir niemals Illusionen gemacht.

VI. Vermischte Schriften.

Der günstige Erfolg des Gedankens, litterargeschichtliche, in Zeitschriften zerstreute Abhandlungen zu sammeln und, vermehrt durch neue Arbeiten, zu einem Ganzen abzurunden, brachte mich zu dem Entschlusse, Aehnliches zu unternehmen mit dogmatischen Aufsätzen. So entstand denn:

16. Staatsrecht, Völkerrecht und Politik. Bd. I: Staatsrecht und Völkerrecht, XIV u. 778 S.; Bd. II u. III: Politik, XII u. 691 und XV u. 724 S. Tübingen 1860—1869. gr. 8°.

Das Staatsrecht enthält eine Reihe von Abhandlungen über die konstitutionelle Monarchie, sodann eine Darstellung der repräsentativen Demokratie. Die erstere Abteilung begreift teils Untersuchungen allgemeineren Inhaltes über den Gedanken, über die verschiedenen Auffassungsweisen, über Vorteile und Mängel der Monarchie mit Volksvertretung samt einem Vorschlage zu einer richtigeren Bildung der vertretenden Versammlungen, teils Erörterungen über einzelne wichtige Fragen; das Völkerrecht aber hauptsächlich eine ausführliche Darstellung der Lehre vom Asyle, sodann eine Abhandlung über die Pflege der internationalen Gemeinschaft als Aufgabe des Völkerrechtes. — Die beiden

Bände Politik beschäftigen sich, abgesehen von einigen andern untergeordneten Gegenständen, vorzugsweise mit den Verhältnissen des Staates zu den Kirchen, namentlich zu der katholischen, mit der Organisation des öffentlichen Unterrichtes, mit der Gesetzgebungskunst, besonders bei Rechtsgesetzen, mit der sozialen Frage unsrer Tage. Ueberdies eröffnen den ersten Band dieser Abteilung 55 politische Aphorismen, abgeleitet aus der Zeitgeschichte, und schließen den zweiten Band sieben kürzere Aufsätze über Uebereiltes, Unbedachtes und Unfertiges in der Tagespolitik.

Der Erfolg des Unternehmens übertraf meine Erwartungen; das Werk wurde als ein bedeutendes anerkannt, schnell und weit verbreitet, besprochen, zum Teile, namentlich in Amerika, übersetzt. Ich glaube nicht ganz unverdienterweise. Einige der Abhandlungen sind erschöpfende und auf ausgedehnten Forschungen begründete Darstellungen des Gegenstandes, so die Lehre vom Asyle und die Gesetzgebungskunst; andre enthalten mannigfache neue Gedanken, namentlich im konstitutionellen Staatsrechte und in betreff der Universitäten. Die Aphorismen und die Kritiken der Tagespolitik können den Anspruch machen, pikant und keck zu sein, vieles auszusprechen, was wohl gedacht und etwa im Privatgespräche geäußert wird, zu dem man sich aber öffentlich nicht bekennt.[1]) Manches mag in Kritiken und Vorschlägen gewagt sein und auf praktische Befolgung wenig Aussicht haben, im ganzen aber spricht sich doch wohl ein durch eine lange und verschiedenartige Erfahrung gereiftes Urteil und eine Verletzungen vermeidende Unparteilichkeit aus. Daß sich ein Mann meiner Stellung nicht scheute, auch heikle Punkte ohne Scheu zu besprechen und die Dinge beim rechten Namen zu nennen, überraschte und gefiel. Freilich erfuhr ich auch Widerspruch; namentlich zog mir eine der kleinen Schlußabhandlungen, in welcher ich die Judenemanzipation für unüberlegt und zuweitgehend erklärte, eine ganze Sündflut von Flugschriften jüdischer Eiferer zu, welche zum Teile nicht durch Urbanität der Sprache glänzten. Einer nannte mich zum Beispiel einen blödsinnig gewordenen Greis.

Dem oft geäußerten Wunsche einer Fortsetzung dieser vermischten Schriften werde ich wohl nicht entsprechen. Die in die Sammlung noch nicht aufgenommenen früheren Abhandlungen sind mir teils zu unbedeutend, teils würden sie weitläufige Studien zum Behufe einer Vervollkommnung erfordern, welche mir jetzt aus dem Wege liegen oder zu denen ich die

---

[1]) So befürwortet v. Mohl die Bildung eines neuen Corpus Evangelicorum, spricht sich gegen die vollständige Judenemanzipation aus, bekämpft die Abschaffung der Todesstrafe und will die Prügelstrafe für gewisse Fälle gelten lassen; das allgemeine Wahlrecht verwirft er durchaus und so fort.

Hilfsmittel nicht zur Hand habe. Zur Abfassung von Essays über ganz neue Gegenstände fehlt es mir an Neigung. Auch bin ich keineswegs sicher, ob das Publikum im ganzen noch weitere Schriftstellerei dieser Art verlangt. „Sat prata biberunt“ [1]) denke ich.

Zum Schlusse habe ich aufgespart, was ich über

VII. Die Encyklopädie der Staatswissenschaften

zu sagen habe.

17. Dieselbe erschien zuerst im Jahre 1859 in Tübingen, VIII und 760 S. gr. 8⁰; eine zweite, wesentlich verbesserte Auflage 1872 (XII und 775 S. gr. 8⁰). Eine polnische Uebersetzung von Anton Bialecki erschien in Warschau 1864 in zwei Bänden; eine dem Vernehmen nach bestehende russische Uebersetzung habe ich nicht zu Gesicht bekommen können.

Encyklopädien werden litterarisch gewöhnlich nicht hoch angeschlagen, und die Abfassung einer solchen ist kaum als eine Aufgabe für einen bedeutenden Schriftsteller erachtet. Dies ist in solcher Allgemeinheit unrichtig; es kommt auch hier darauf an, was man sich vorsetzt und wie man es ausführt. — Ist eine Encyklopädie nichts als eine kurze Uebersicht über ein wissenschaftliches Gesamtgebiet, dargelegt durch eine leidlich methodische Aneinanderreihung der landesüblichen Disciplinen in verkleinertem Maßstabe und bestimmt zum ersten Unterrichte von Anfängern, so ist hierbei freilich wenig Verdienst, und es mag die Abfassung eines solchen pons asinorum füglich angehenden Schriftstellern, Privatdozenten und dergleichen überlassen werden. Es giebt aber auch andre Encyklopädien und zwar verschiedener Art. Entweder nämlich kann man sich den Zweck setzen, für das größere gebildete Publikum eine ausführliche Darstellung eines Wissenschaftskreises nach dem Stande der neuesten Bearbeitung der einzelnen Teile und mit besonderer Hervorhebung der zur Zeit der Abfassung besonders lebhaft besprochenen Fragen zu liefern. Dann ist allerdings eine gemeinfaßliche Darstellung und die Vermeidung des streng wissenschaftlichen Apparates notwendig; allein damit ist doch eine gründliche Kenntnis des ganzen Gebietes wohl vereinbar, ja sie ist eine notwendige Voraussetzung für ein gutes Buch. Ein solches mag dann aber einen großen und dankbaren Leserkreis finden und vielen Nutzen stiften, ist somit auch nicht unter der Würde eines Mannes von eigner

---

[1]) Verg. Ecl. 3, 111.

geistiger Bedeutung. Oder aber kann eine Encyklopädie für die bereits Wissenden bestimmt sein und in diesem Falle zur Besprechung aller wichtiger Streitfragen und zur Darlegung eigner Gedanken über die Systematik des Ganzen oder über einzelne Punkte benützt werden. Ein solches Werk ist dann die Krönung eines langen wissenschaftlichen Lebens, und der erste Meister des Faches eben befähigt zur Bewältigung der Aufgabe.

Betrachtet man von diesem Standpunkte aus die zahlreichen Encyklopädien der Staatswissenschaften, so ist allerdings nicht zu leugnen, daß die große Mehrzahl derselben wenig taugt. Entweder sind sie zu dürftig und allzu gedrängt, um auch nur Anfängern eine genügende Einleitung gewähren zu können; oder sie sind, namentlich wenn sie der Hegelschen Schule angehören, der Mehrzahl der Menschenkinder durch abgeschmackte Scholastik unverständlich; ein geistloses Gerede, eine breite Bettelsuppe, dem großen, halbgebildeten Haufen zugerichtet von unfähigen und kenntnislosen Schwätzern: oder endlich sie sind, und zwar gerade einige der besseren, nur Bruchstücke geblieben. Doch darf man das Kind nicht mit dem Bade ausschütten. Einige ausgezeichnete Werke sind immerhin darunter: Zachariäs Vierzig Bücher vom Staate enthalten einen Schatz von Kenntnissen und von geistreichen Bemerkungen. Lord Brougham giebt in seiner Staatsphilosophie eine Reihe von meisterhaften Schilderungen staatlicher Einrichtungen und Zustände und beweist überall den durch Erfahrung gereiften bedeutenden Staatsmann. Rotteck liefert in seinem Lehrbuche des Vernunftrechtes und der Staatswissenschaften eine folgerichtige Lehre aus dem Gesichtspunkte des neuzeitlichen Liberalismus. Und so noch einige andre.

Dennoch konnte ich mich, bei mehr als dreißig Jahre lang fortgesetzten Vorträgen über Encyklopädie der Staatswissenschaften, auch mit diesen besseren Arbeiten nicht vollständig befreunden; am wenigsten schienen sie mir tauglich zu einer tüchtigen und gesunden Einleitung in ein vertieftes Studium der einzelnen Disciplinen, wie ein solches für die Bedürfnisse des Staatsdienstes oder der Volksvertretung nötig ist. Zachariä war zu häufig bewußt unwahr und sophistisch; sein Gebrauch setzte, wenn er nützlich sein sollte, ein bereits gewonnenes eignes Urteil voraus. Broughams Werk war nur ein Bruchstück und unsystematisch. Rottecks kräftig gewollter aber flacher Liberalismus mochte für Parteizwecke sehr förderlich sein, war aber verderblich für eine unbefangene und staatsmännische Anschauung. Ueberdies waren alle diese Schriften zu umfangreich für Einleitung. — So entschloß ich mich denn endlich, eine Encyklopädie der Staatswissenschaften, unter Zugrundelegung meines Heftes, selbst zu bearbeiten. Mein Zweck war ein doppelter. In erster Linie beabsichtigte ich allerdings, eine Einleitung für Anfänger zu geben; jedoch

nicht für gedankenlose und bloß der Universitätsroutine äußerlich folgende Jungen, sondern für solche, welchen es ernstlich um eine Einführung zu einem ernstlichen Studium zu thun sei und welchen man also auch etwas zumuten könne an Nachdenken und eignem Urteile. Sodann aber war es mir ganz erwünscht, eine Gelegenheit zu erhalten, im gesamten Gebiete der Staatswissenschaften diejenigen Kritiken und eignen Ansichten bei bestrittenen oder gewöhnlich falsch behandelten Punkten anbringen zu können, welche sich für mich allmählich ergeben hatten und die ich zu großem Teile nicht Gelegenheit gehabt hatte an andern Orten auszusprechen. Namentlich wollte ich auch die meiner Meinung nach gewöhnlich sehr fehlerhafte und gedankenlose Systematik der gesamten Staatslehre in die Ordnung bringen und mit gutem Beispiele vorangehen; also die Gesellschaftswissenschaften sämtlich, sowie die Wirtschaftslehre in ihren nicht staatlichen Abteilungen hinausweisen. Bei dieser zweiten Aufgabe konnte ich denn freilich nicht Schüler, sondern Männer vom Fache im Auge haben. Daß die Verbindung dieser beiden verschiedenartigen Zwecke der inneren Harmonie der Darstellung schaden müsse und daß sie auch formell nicht leicht durchzuführen sein werde, war ich mir freilich bewußt; allein die Lust zu dieser weit ausgreifenden Materialkritik überwog, und ich wagte es.

Der Versuch wurde gut aufgenommen, und das Buch erhielt das Lob, die beste Encyklopädie der Staatswissenschaften zu sein und voraussichtlich für längere Zeit zu bleiben. Natürlich fehlte es auch an Ausstellungen nicht. Die meisten betrafen jedoch die Systematik, also namentlich die Aufstellung einer besonderen Gesellschaftswissenschaft und die Ausschließung der allgemeinen Wirtschaftslehre. Hierüber tröstete ich mich jedoch leicht, da ich die feste Ueberzeugung hatte, das Richtige getroffen zu haben und logisch richtiger zu denken als meine Vorgänger und als die jetzigen Gegner. Damit ist freilich noch nicht gesagt, daß meine Ansicht schließlich den Sieg davontragen wird. Solange man in Deutschland immer wieder neue Philosophien ersinnt, die Anhänger einer jeden aber alle Wissenschaften wieder nach ihrer Weisheit umgestalten, ist nicht nur ein feststehendes System nirgendwo möglich, sondern es kommen immer wieder andre Thorheiten und Verrenkungen zum Vorschein.

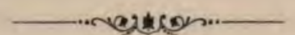
Auch die zweite vielfach umgearbeitete Auflage wurde beifällig aufgenommen. Doch verhehle ich mir nicht, daß, da in derselben das zweite oben bezeichnete Element noch weit entschiedener geltend gemacht ist, das Buch jetzt für Anfänger wenig taugt.

Ob ich mit den bisher besprochenen Arbeiten meine Schriftstellerlaufbahn ganz abschließen werde, steht dahin. Soweit umfangreichere Werke in Frage stehen, nach aller menschlichen Wahrscheinlichkeit. Ich habe wohl weder mehr die Zeit, um ein solches auszuarbeiten, noch auch die

Spannkraft zur Entwerfung und Durchführung eines so weitaussehenden Unternehmens. Dagegen werde ich mich wohl, solange Geistes- und Körperkräfte nicht ganz erlöschen, immer noch mit kleineren litterarischen Arbeiten beschäftigen. Eine nunmehr fünfzigjährige Gewohnheit legt sich nicht mehr ab; mit zwecklosem Lesen den Abend des Lebens zuzubringen, ist mir immer kläglich nnd unglücklich vorgekommen. Natürlich entgeht keiner dem Schicksale des Erzbischofs von Granada; dann fehlt es aber auch nicht an einem gewissenhaften Gil Blas, welcher zu verstehen giebt, daß es besser wäre, die jüngsten vortrefflichen Erzeugnisse im Pulte der Nachwelt aufzubewahren, als sie an die undankbare und geschmacklos gewordene Gegenwart zu verschwenden.

Wie in so vielen andern Dingen, so ist auch in der Schriftstellerei am Platze:

Si jeunesse savait! Si vieillesse pouvait!



Mein Doktorjubiläum
am 27. August 1871.

Am 27. August 1821 hatte ich von der Juristenfakultät in Tübingen die Würde eines Doktors beider Rechte erhalten. Demgemäß war am 27. August 1871 der fünfzigste Jahrestag dieser Ernennung.

Es ist auf deutschen Universitäten Sitte, daß in solchem Falle die verleihende Fakultät das Doktordiplom in freundlicher Form erneuert, und es nimmt auch wohl die eine oder die andre gelehrte Genossenschaft, mit welcher der Jubilar in Verbindung gestanden hat, Veranlassung, ihm Glück zu wünschen. Ich hatte wohl Ursache, einige freundliche Begrüßungen zu erwarten; allein daran dachte ich nicht entfernt, daß ich mit einer solchen Flut von Gnadenbezeugungen, Beglückwünschungen, Freundlichkeiten aller Art würde überschüttet werden, wie solche mir in der That zu teil wurden. Es war, ohne Ziererei und falsche Bescheidenheit sei es gesagt, des Guten viel zu viel, und die mir erzeigten Ehren standen in keinem richtigen Verhältnisse zu dem Verdienste, welches ich mir erworben haben konnte.

Ich suche den Grund zu dieser ungewöhnlichen Bewegung zu meinen Gunsten in meiner doppelten Laufbahn als Gelehrter und als Diplomat. Einesteils ereignet es sich äußerst selten, daß ein Gelehrter, nachdem er einen guten Teil seines Lebens auf dem Katheder und als Schriftsteller gewirkt hat, in die Diplomatie übergeht und hierdurch zu hohen Titeln, Orden und so weiter gelangt. Auf solche Fälle sind dann aber die Universitäten stolz, und ich habe dies bei mir selbst Gelegenheit gehabt zu erfahren, zum Teile in naiver Weise. So war denn für gelehrte Kreise mein Doktorjubiläum eine gern ergriffene Gelegenheit, einen Gesandten als den ihrigen in Anspruch zu nehmen. Anderenteils sind unter den Diplomaten Männer von mehr als dilettantischem Wissen auch nicht sehr häufig, Schriftsteller von einigem Namen noch seltener. Ich will nicht behaupten, daß man auf sie stolz ist, allein ein als Gelehrter anerkannter Gesandter ist immer etwas Besonderes. Kollegen von hoher Geburt, von

Reichtum, von weltläufigem Betragen hat man viele; gründliches Wissen ist selten, also eine Auszeichnung, und es wird wohl dasselbe, aus Mangel an eignem Urteil darüber, noch überschätzt. Man denke zum Beispiel an Bunsen. So war denn auch ich, so wenig ich als Diplomat mich mochte ausgezeichnet haben, und bei der kleinen Bedeutung meines Hofes mich habe auszeichnen können, doch in politischen Kreisen eine etwas hervorragende Persönlichkeit. Man fand also eine Gelegenheit zur Anerkennung eben meiner Gelehrteneigenschaft ganz passend.

So kamen mir aus beiden Kreisen zahlreiche Beweise von Anerkennungen zu.

Mein eigner gnädigster Herr, der Großherzog von Baden, verlieh mir und meiner Familie den Erbadel, was er nur in den seltensten Fällen that. Das schön ausgestattete Diplom sprach sich höchst lobend über meine Leistungen als Gelehrter und als Staatsmann aus. Für mich, in meiner Stellung und in meinem Alter, von keinem Werte, war die Standeserhöhung nützlich für meine Söhne,[1]) welche beide im Reichsdienste stehen, und wohl waren sie es auch, welche bei der Gnadenbezeigung hauptsächlich ins Auge gefaßt waren.

Der Deutsche Kaiser übersandte mir durch den preußischen Gesandten[2]) in München, Freiherrn von Werthern, den Kronenorden erster Klasse.

Von dem Kaiser von Oesterreich erhielt ich zu meiner höchsten Ueberraschung ein sehr anerkennendes Handschreiben und das Großkreuz des Franz Josephs-Ordens.[3])

Der König von Bayern erließ ein ungewöhnlich wohlwollendes Beglückwünschungsschreiben an mich, in welchem auch sein Bedauern über meinen baldigen Wegzug von München Ausdruck fand.[3])

König Karl von Württemberg wünschte seinem alten Lehrer telegraphisch Glück.[3])

Von gelehrten Korporationen wurde ich mit Ehrenbezeigungen aller Art überhäuft.

Die Tübinger Juristenfakultät erneuerte mir ihr Doktordiplom in sehr schmeichelhafter Ausfertigung; die philosophische Fakultät in Heidelberg verlieh mir ihre Doktorwürde.

Eigne Festschriften wurden mir gewidmet: von der Juristenfakultät in Freiburg (Inhalt: Ueber den Freistaat Ditmarschen im Mittelalter,

---

[1]) Vgl. oben S. 64.

[2]) Ueberreicht durch den derzeitigen Geschäftsträger Freiherrn v. d. Brincken, vgl. Allgem. Zeitung 1871 Nr. 242 Beil.

[3]) Das Handschreiben des Kaisers Franz Joseph s. in Allgem. Zeitung 1871 Nr. 241; das Handschreiben König Ludwigs II. s. ebenda Nr. 243; das Glückwunschtelegramm König Karls von Württemberg „dem verehrten Lehrer" s. ebenda Nr. 242.

verfaßt von Professor F. Rive); von der Juristenfakultät in Tübingen (Inhalt: Verfassungsgeschichte von Schleswig-Holstein von 1806—1862, von Professor Thudichum); von der staatswissenschaftlichen Fakultät in Zürich (Inhalt: Kirche und Staat in Nordamerika, von Professor Rüttimann). Ueberdies widmeten mir, um dieses gleich hier zu bemerken, Professor H. A. Zachariä in Göttingen eine Schrift: Ueber die Frage der Reichskompetenz gegenüber dem Unfehlbarkeitsdogma, und Professor Gelzer in Basel eine Abhandlung: Ueber die Aufgabe der Hohenzollern nach dem Prager Frieden von 1866.

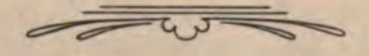
Beglückwünschungen in den verschiedenartigsten Formen und Ausfertigungen, zum Teile in höchst kunstvoller und prächtiger Ausstattung, wurden mir zu teil von sämtlichen deutschen Universitäten (mit einziger Ausnahme von Königsberg), von den vier deutsch-österreichischen und von zwei russischen Universitäten, bei manchen von mehr als einer Fakultät derselben Anstalt, indem mich, neben den Juristen, auch die staatswissenschaftlichen und zuweilen auch die philosophischen Fakultäten als den ihrigen anerkannten. Es liefen nämlich Zuschriften ein:

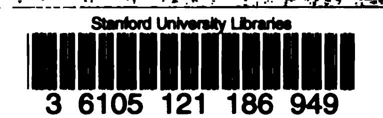
Aus Berlin, von der Juristen- und von der philosophischen Fakultät; Bonn, von der Juristenfakultät; Breslau, von der Juristen- und der philosophischen Fakultät; Charkow, von der Juristenfakultät; Erlangen, von der Juristenfakultät; Gießen, von der Juristenfakultät; Graz, von der rechts- und staatswissenschaftlichen Fakultät; Göttingen, von der Juristen- und von der philosophischen Fakultät; Heidelberg, von der Juristenfakultät; Greifswald, von der Juristenfakultät; Jaroslaw, von der rechtswissenschaftlichen Akademie; Jena, von der Juristenfakultät; Innsbruck, von der rechts- und staatswissenschaftlichen Fakultät; Kiel, von der Juristenfakultät; Leipzig, desgleichen; Marburg, desgleichen; München, von der Juristen- und von der staatswirtschaftlichen Fakultät; Prag, von der rechts- und staatswissenschaftlichen Fakultät; Rostock, von der Juristenfakultät; Tübingen, von dem Kultusminister Geßler; von Rektor und Kanzler namens des akademischen Senates; von der Juristenfakultät und von der staatswirtschaftlichen Fakultät; Wien, von der rechts- und staatswissenschaftlichen Fakultät und von dem juristischen Doktorenkollegium; Würzburg, von der juristischen und von der staatswirtschaftlichen Fakultät.

Außerdem beehrten mich die Münchner Akademie der Wissenschaften, sowie der eben in Stuttgart versammelte deutsche Juristentag mit sehr schmeichelhaften Begrüßungen.

Dazu die von einzelnen erhaltenen Glückwünsche, zu zahlreich als daß ich sie namentlich aufführen könnte. Es waren ältere und neuere Bekannte und Freunde aus allen Schichten der Gesellschaft und von der verschiedensten persönlichen Bedeutung.

Ich wiederhole, es war zu viel. Schon die Masse des an mich Kommenden war zu groß. Während zweier Tage wurde mein Zimmer nicht leer von Besuchenden, von Postboten, welche Pakete und Briefe brachten, von Telegraphendienern. Manche der Schreiben und Telegramme erforderten eine alsbaldige Antwort; bei allen durfte sie nicht lange verschoben werden, und der Gedanke, in schablonenartiger Weise zu antworten, erwies sich alsbald als unausführbar, da doch fast immer besondere Beziehungen oder Aeußerungen zu beantworten waren. Dann aber war doch auch die gemütliche Aufregung eine große. Daß ich erfreut war über eine solche allgemeine Teilnahme, versteht sich von selbst; allein die Freude war keine ungemischte. Abgesehen davon, daß jedes Jubiläum doch schließlich ein memento mori ist, drängte die Billigung andrer zu einer ernsten Selbstprüfung. Und da konnte ich mir zwar gestehen, daß ich lange Jahre Fleiß und Mühe nicht gespart und es gewissenhaft mit den mir gewordenen oder freiwillig von mir gewählten Aufgaben genommen hatte; ich mochte mir etwa sagen, daß durch einige meiner Arbeiten die Wissenschaft gefördert worden sei, so durch mein Polizei- und durch das württembergische Staatsrecht, und daß ich in meiner Geschichte der Staatswissenschaften einen immerhin anerkennenswerten Beweis von weitausgreifender Belesenheit und von ungewöhnlicher Beharrlichkeit geliefert habe: allein nahe am Ziele des Lebens angelangt, von vielen Illusionen befreit, durch manche Erfahrungen und durch weiteres Nachdenken und Prüfen zu einem objektiven Urteile gedrängt und befähigt, konnte ich nicht umhin, an die Gesamtheit meiner Leistungen einen bescheidenen Maßstab anzulegen. Das Ergebnis aber war, daß ich, keineswegs ein genialer, sondern höchstens ein talentvoller Kopf, auch keine Werke ersten Ranges und von bleibendem Werte in der Wissenschaft geliefert habe und habe liefern können; daß ich wohl über einzelne falsche Richtungen und Gedanken Herr geworden sei, mich aber nicht über die allgemeine Strömung der Zeit erhoben, vielmehr manches als an sich richtig angenommen und weiter ausgebildet habe, was nur eine relative Wahrheit habe beanspruchen können; daß also naturgemäß meine Schriften früher oder später veralten und nur ihre Stellen in der Litterargeschichte als Beispiele einer später verlassenen Richtung behaupten werden. In eine solche Ueberzeugung griff dann der laute Zuruf von allen Seiten unharmonisch ein, und ich wurde dadurch eher verletzt und gestört als erhoben. So war ich denn in diesen Tagen wenn nicht traurig, doch aufrichtig bescheiden gestimmt.




Stanford University Libraries
3 6105 121 186 949

